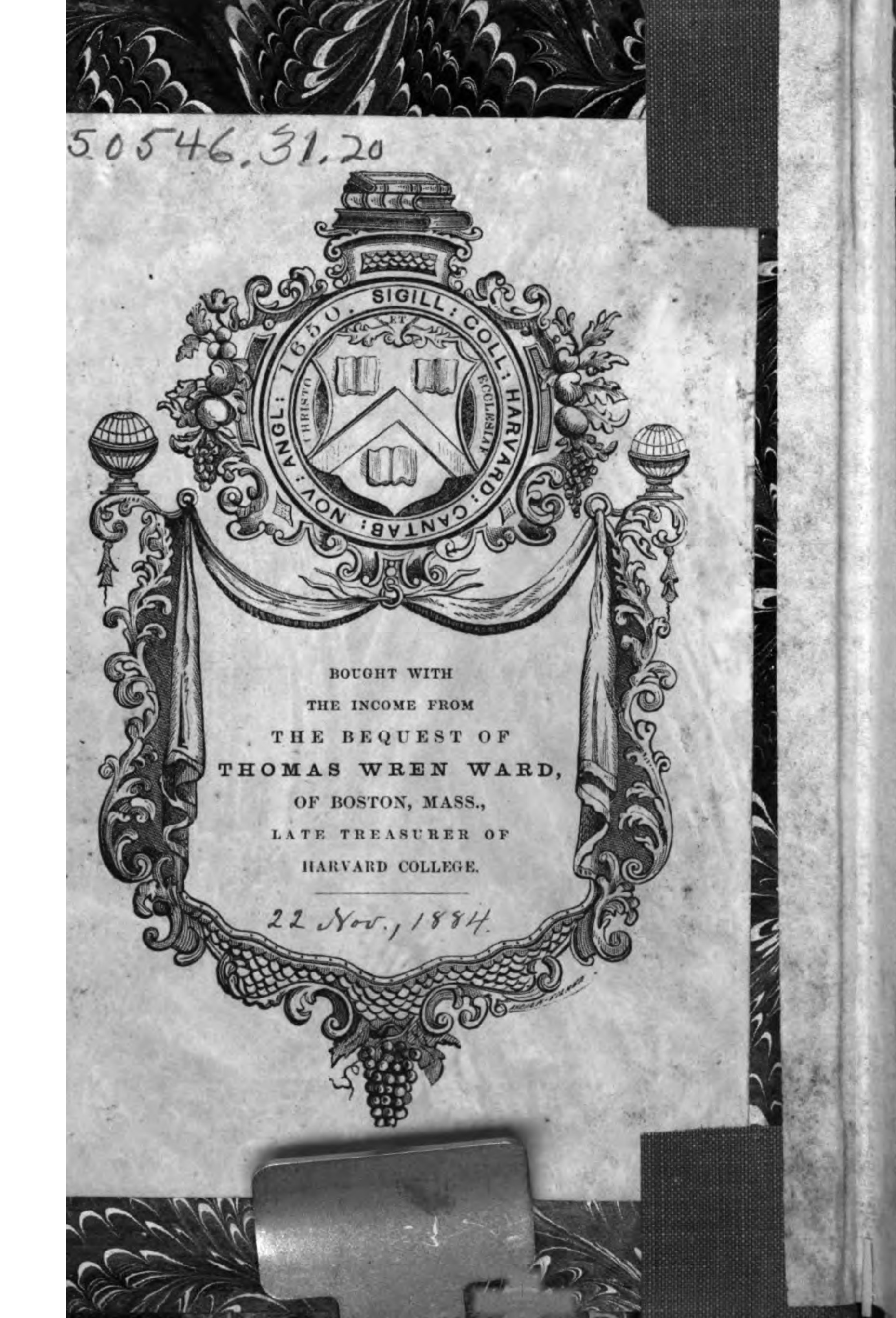
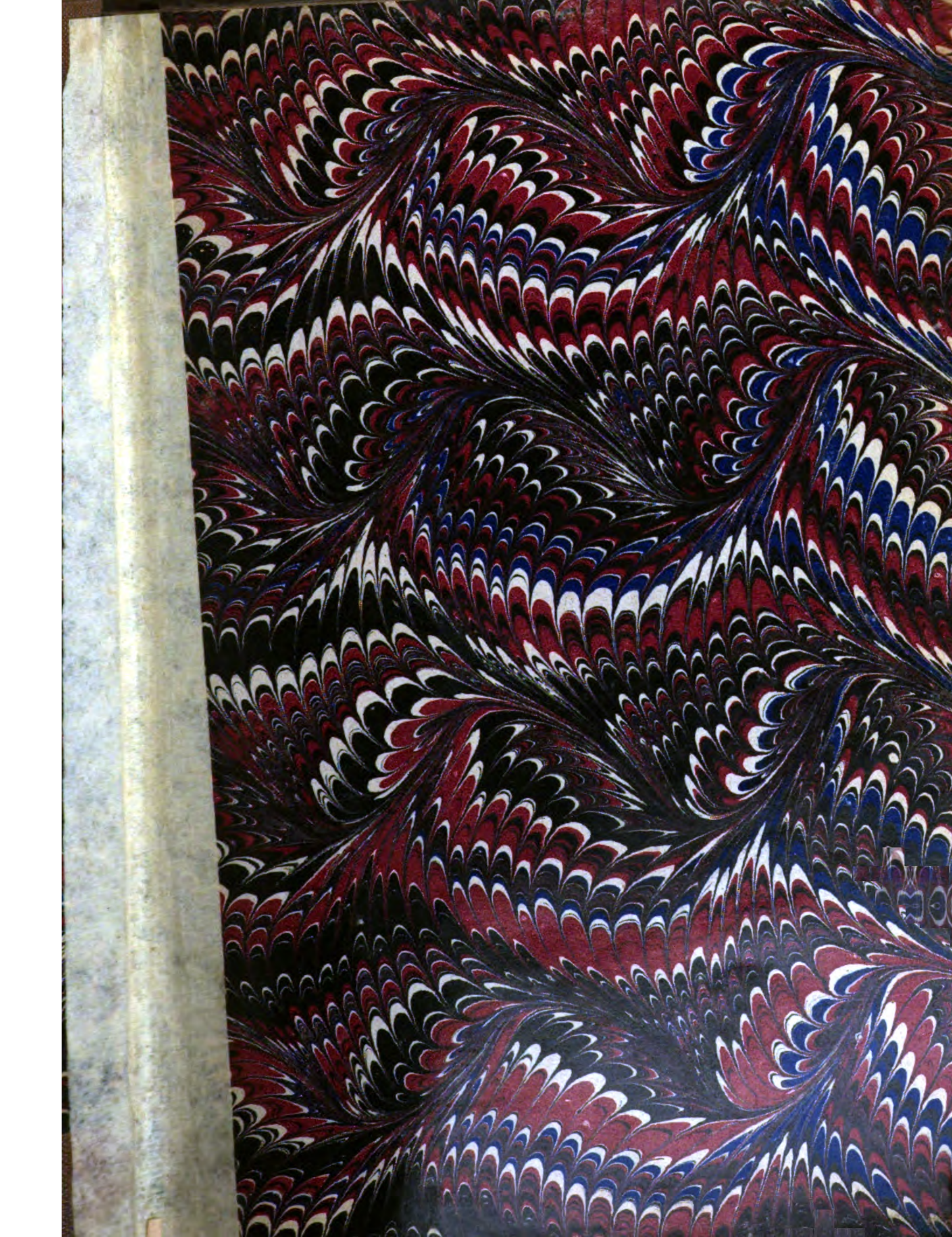
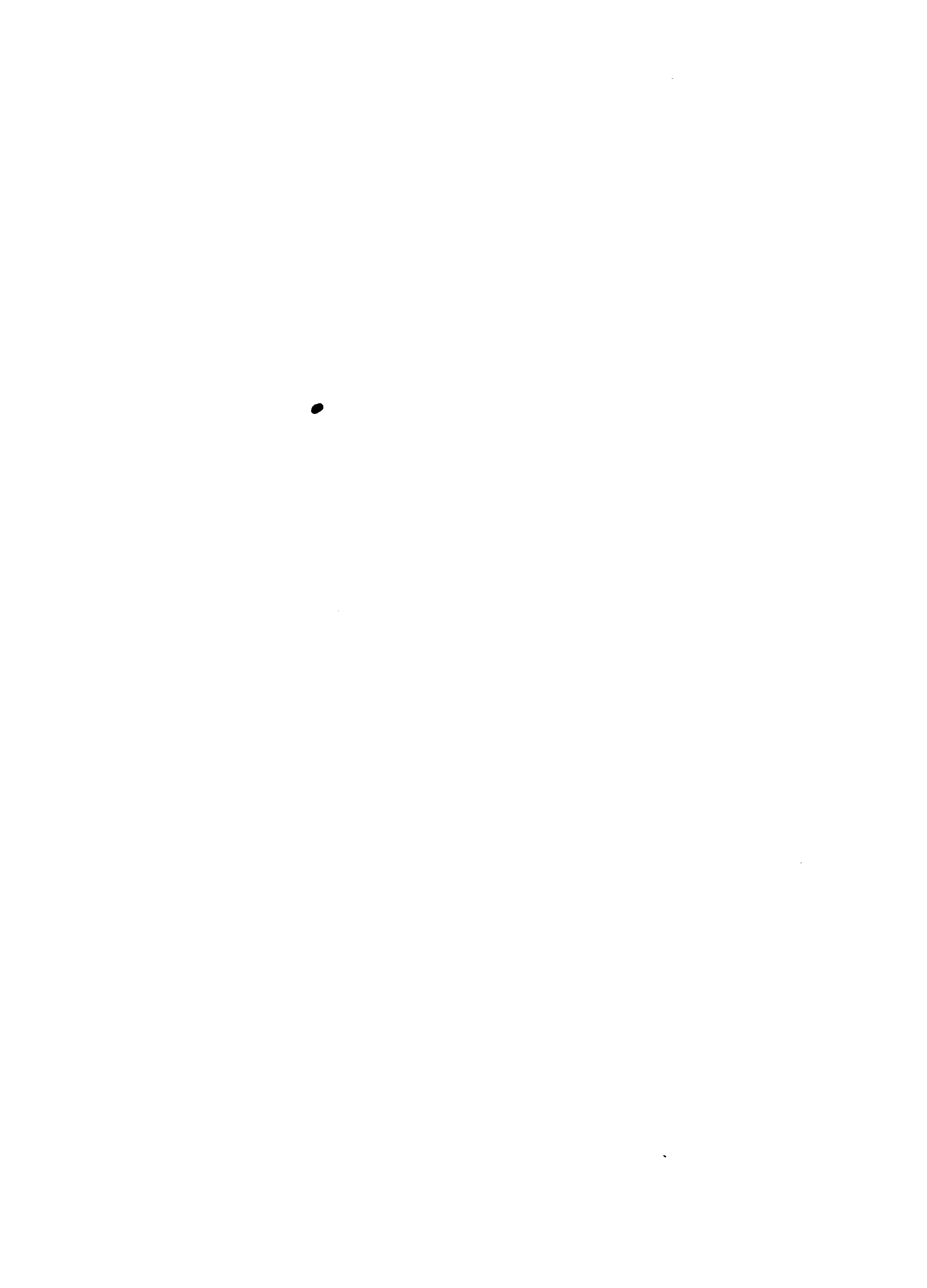

WIDENER
HN Y7KR %


50546.31.20
SIGILL : COLL : HARVARD : CANTAB : NOV : ANGL : 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE
BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
THOMAS WREN WARD,
OF BOSTON, MASS.,
LATE TREASURER OF
HARVARD COLLEGE.
22 Nov., 1884.







Sturmnacht.

Neue Novellen.

Sturmnacht.

Neue Novellen

von

Ernst Eckstein.

Erster Band.



Leipzig.
Richard Eckstein.
1878.

Vorrede.

Wie ein Staat den Namen einer Provinz auf sein ganzes Gebiet ausdehnt, so nenne ich diese Sammlung nach der Eingangs-Novelle: „Sturmnacht“. Hiermit wäre also der erste und nächste Zweck jeder Titelgebung erfüllt: das Kind ist getauft. Sollte man mehr verlangen, so läßt sich das Wort bei gutem Willen auch symbolisch verwerthen. Wie Lorm sein erstes Novellenbuch „Am Kamin“ betitelt, und dadurch andeutet, wo er den Leser erwartet, so könnte die „Sturmnacht“ bekunden, wann ich den Leser erwarte, — in den stürmischen Nächten des Winters, da die Natur unwirthlich und die Seele doppelt empfänglich ist. Auch gleicht ja nach Schopenhauer das ganze Dasein einer einzigen Sturmnacht, daher denn Bilder des Lebens diese Bezeichnung sehr wohl von dem Urbild erborgen dürfen.

Leipzig, am 1. October 1877.

Der Verfasser.

Inhalt des ersten Bandes.



Die Sturmnacht.

Eine planlose Wanderung, die ich im vorigen Herbst durch eine landschaftsberühmte Gegend des westlichen Deutschland unternahm, führte mich kurz vor Sonnenuntergang in die Nähe eines freundlichen Städtchens. Bei den ersten Häusern angelangt, befragte ich die amtliche Wegetafel. Ich war nach dem industriereichen Sylburg gerathen. Alsbald fiel mir ein, daß hier in der Nachbarschaft ein Freund meiner Jugend ansässig sei, der mich vor langen Jahren wiederholt zu sich eingeladen hatte, ohne daß es mir jemals möglich gewesen, seiner Aufforderung Folge zu leisten. Nach und nach war auch unser Briefwechsel eingeschlafen. Die Verschiedenheit unserer Interessen und der rastlose Drang des Lebens, der mich in dem Lärm der Hauptstadt fast willenlos mit fortwirbelte, schien das so mit sich zu bringen, ohne daß meine Gesinnungen für den trefflichen Menschen gewechselt hätten. Der Freiherr Erich von Lorm war beträchtlich älter als ich. Unsere Beziehungen datirten von

Gedacht, gethan. Es begann eben zu dämmern, als ich aus dem jenseitigen Thore der Stadt wieder hinausfuhr. Zwanzig Minuten später hielt das Gespann vor einem stattlichen Flügelbau, der, malerisch von Eichen und Föhren umrahmt, ganz den Anblick jener vornehm schlichten Selbstgenügsamkeit darbot, die früher wenigstens den Charakter des Besitzers gekennzeichnet hatte. Dunkel, fast unheimlich, aber doch wundersam poetisch, lagen die mächtigen Steinmassen im Schooße ihrer grünen Umfriedigung. Das Portal mit dem mächtigen Wappen blinkte im Mondenschein, als sei es beschneit, und der warme, rosige Lichtschimmer, der aus den hohen gothischen Fenstern durch das Laubwerk herüberblinkte, erfüllte mich mit den angenehmsten Bildern von Häuslichkeit und Behagen.

Als mein Wagen über den Kies knirschte, ward droben hinter den Scheiben eine dunkle Gestalt sichtbar. Gleichzeitig trat ein Diener in's Freie, dem ich meine Karte behändigte.

— Die Herrschaften schätzen sich glücklich, den Herrn Professor bei sich zu sehen, vermeldete er bei seiner Zurückkunft.

Erst jetzt öffnete ich den Schlag und ertheilte dem Kutscher die Weisung, vorläufig in der Nähe des Portals zu warten.

Das Haideschloß war in der That eine köstliche Besitzung. Schon im Treppenbau überkam mich jenes nicht

zu schildernde Wohlgefühl, das aus der glücklichen Verbindung von Reichthum, Geschmack und häuslichem Sinn zu erwachsen pflegt. Es giebt prunkvolle Einrichtungen, die das Herz kalt lassen, oder geradezu abschrecken; andere hinwiederum athmen trotz ihrer Fülle eine edle Einfachheit und Anspruchslosigkeit, die ganz ebenso unmittelbar auf das Gemüth wirkt, wie das poesievolle Stübchen eines glücklichen Landpfarrers. Hier war Alles groß, im räumlichen wie im ästhetischen Sinne. Jeder Zug des Gemäldes schien aus dem Vollen geschöpft; aber nirgends hatte man die Empfindung einer aufdringlichen Prahlerei; das Ganze machte vielmehr den Eindruck, als müsse es just so und nicht anders sein; denn Alles war in der gleichen Tonart gehalten und in seiner Weise würdig und maßvoll. Die gewaltigen Candelaber, die jedesmal den Bug der Treppe bezeichneten, hätten keinem fürstlichen Palast zur Unehre gereicht, und doch erschienen sie hier durchaus nicht als Anmaßung. Das wuchtige Schnitzwerk des Geländers, die breite, verschwenderische Anlage der Stufen, der reiche Teppich, der meine Schritte zu jener vornehm wohnlichen Geräuschlosigkeit abdämpfte, die so wohlthätig auf unsere Stimmung wirkt — dies Alles berührte mich wie ein stummberedter Gruß des Willkommens.

Es blieb mir indessen nicht lange Zeit, über diese Eindrücke nachzusinnen, denn als ich eben die Wendung um den zweiten Armleuchter machte, ward oben durch die

Vorflur des ersten Stockes mein Name gerufen, und Erich von Lorm eilte mir, beide Hände zum Gruß vorgestreckt, einen Ruf der Ueberraschung auf den Lippen, freudestrahlend entgegen. Er mußte jetzt mehr als sechzig Jahre zählen, aber die Zeit hatte ihn nur wenig verändert. Das waren noch ganz die ernsten, wohlwollenden Züge von einst, nur etwas schärfer und energischer ausgeprägt. Das volle Haar war nur wenig mit Grau vermischt; auch Gang und Haltung zeigten noch völlig die ruhige Elasticität von ehedem. Nur die Furchen der Stirn bekundeten, daß die Jahrzehnte auch an diesem bevorzugten Sterblichen nicht ohne Spur vorüber gegangen waren.

— Das ist schön, bester Professor, daß Sie endlich, endlich nach so langer Frist Ihr Versprechen wahr machen und mich hier in meiner Einsamkeit aufsuchen. Das heißt, fügte er lächelnd hinzu, indem er mich unter den Arm faßte, die Einsamkeit ist nicht eben die allerschlimmste. Hören Sie nur, das schwatzt und plaudert wie ein girrender Taubenschlag. Ja, ja, man wird alt!

Ich versetzte, allem Anschein nach habe er wenig Ursache, in diesem Sinne zu klagen, denn wo ein so freudeseliges Lachen erschalle, wie hier in dem Haideschloß, da sei ewige Jugend zu Hause.

Er zuckte bedeutsam die Achseln und fragte mich dann, ob ich jetzt, nachdem ich meinen Besuch endlich wahr gemacht, auch so vernünftig sein wolle, ein paar Wochen

lang da zu bleiben. Ich dankte ihm für die Güte und gab eine ausweichende Antwort.

— Nun jedenfalls werden Sie für die nächsten paar Tage mit Beschlag belegt. Ich bringe Sie jetzt vor Allem in Ihr Quartier. Dort machen Sie sich's bequem, schütteln den Staub der Reise von Ihren Füßen und lassen mich dann durch den Diener herüber rufen. Ich werde Sie in aller Form bei den Meinigen einführen.

Er geleitete mich in ein Erkerzimmer von wahrhaft fürstlicher Ausstattung. Ein Diener hatte auf seinen Wink ein paar Kerzen auf die Kaminplatte gesetzt; alles Uebrige stand bereit. Es schien, als ob man in den Räumen des Haideschlosses sehr häufig solche unangemeldete Besuche empfienge.

Zum Glück war mir in Sylburg das Gepäck, das ich bis dahin vorausgeschickt hatte, pünktlich eingehändigt worden; ich wäre sonst ernstlich in Verlegenheit gerathen, denn mein unscheinbares Reisehabit paßte sehr wenig zu der Atmosphäre dieses prächtigen Edelsitzes.

Nach Verlauf einer Viertelstunde kam der Freiherr mich abzuholen. Ich war eben mit meiner Toilette zu Ende und folgte ihm in den glänzend erleuchteten Familiensaal, wo ich eine stattliche Gesellschaft versammelt fand.

Erich von Lorm machte mich der Reihe nach mit seinen Angehörigen bekannt.

Zunächst begrüßte ich wie gebührlich die Haus-

frau, eine sehr gut conservirte Dame von beiläufig fünfzig Jahren.

Ihre Gesichtszüge hatten etwas ungemein Freundliches und Sympathisches. Aus ihren tiefblauen Augen strahlte ein sonniges Gemüth, wie denn Alles um sie her den Eindruck eines wolkenlosen Behagens, eines echten häuslichen Glückes machte. Die wenigen Worte, die Frau von Lorm anläßlich meiner Person mit ihrem Gatten wechselte, bekundeten, so unbedeutend sie an sich sein mochten, ein Verhältniß von seltener Tiefe und Innigkeit. Fast unbewußt fühlt man dergleichen heraus, selbst da, wo sich die Neigung zu bergen sucht, während andererseits die zärtlichste Phraseologie den Mangel wahrer Liebe nicht zu verhüllen weiß.

Nachdem ich so der Mutter gehuldigt, kam die Reihe an die zwei Töchter, — frische, reizende Blondinen von zwanzig bis zweiundzwanzig Jahren, Alida und Erna geheißen, eine der andern sehr ähnlich, was ihre äußere Erscheinung betraf, und sehr unähnlich ihrem Wesen und Auftreten nach.

Erna, die jüngere, hatte trotz ihrer blonden Haare etwas von dem Feuer und der Beweglichkeit der Südländerin; ja, ihr lebhaftes Mienenspiel gemahnte mich täuschend an die Manieren einer jungen Moriska, die mir während meines Aufenthaltes am heiligen Berg von Granada allmorgendlich das Frühstück servirte.

Alida, etwas größer und stattlicher als die jüngere Schwester, hatte dagegen ganz jene sanfte Gleichmüthigkeit und Milde, die aus dem Wesen der Mutter sprach. Ihre Stimme klang tiefer und träumerischer als der kecke Discant der plaudersüchtigen Erna, und das volle Haar, das sich leicht gewellt um die schöne Stirn schmiegte, war um eine Nüance heller und sonniger.

Beide Mädchen zeigten sich indeß trotz der Verschiedenheit ihrer Beanlagung in gleicher Weise von bestechender Liebenswürdigkeit. Ihr Verhältniß zur Mutter schien geradezu einzig in seiner Art. Und doch würde es mir schwer halten, sollte ich definiren, worin diese schöne Herzlichkeit sich bekundete. Das waren ganz dieselben Worte, die man auch anderwärts zwischen Mutter und Tochter wechseln hört; Fräulein Erna hatte sogar mitunter etwas Witzig-Spitziges. Und doch berührten selbst diese kleinen Unarten so wohlthuend und herzerquickend, daß ich das Kind dafür hätte küssen mögen.

Alida war seit wenigen Wochen verlobt. Ihr Bräutigam, ein junger Rechtsgelehrter, der sich bereits durch mehrere theoretische Arbeiten einen hochgeachteten Namen erworben hatte, und Alexis, des Freiherrn ältester Sohn, ein herrlicher Mensch von acht- oder neunundzwanzig Jahren, bildeten den Rest der eigentlichen Familie. Außerdem war noch ein junger Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft, Baron Hemskerke, und seine freundliche Gattin

zugegen, die sich für ein paar Tage im Haideschloß einlogirt hatten, — der Baron, um mit Erich den Freuden der Jagd obzuliegen, die Baronin, um sich mit ihren Jugendfreundinnen Alida und Erna einmal recht auszuplaudern und nebenbei die Skizzen zu einigen Carnevalscostümen für die nächste Saison auszuarbeiten. Erna war nämlich eine vortreffliche Zeichnerin und von so erprobtem Geschmack, daß die Baronin kaum eine Robe anfertigen ließ, ohne ihre Maëstra um Rath zu fragen.

Nach Verlauf einer Stunde ging man zu Tisch. Ich erfuhr jetzt, daß der Freiherr zu Anfang der nächsten Woche seinen jüngern Sohn Edwin zurückerwartete, der seit mehr als einem Jahre Italien und Griechenland bereiste. Es hielt nicht schwer zu erkennen, daß Edwin der eigentliche Stolz der Familie war. Ich hatte schon früher, da er kaum den Kinderschuhen entwachsen sein konnte, viel von seiner glänzenden Begabung gehört; gleichwohl überraschte es mich, als ich jetzt aus dem Munde des Vaters hörte, daß dieser jugendliche Edwin mit dem Archäologen E. Lorm, dessen glänzende Monographien ein so berechtigtes Aufsehen erregt hatten, eine und dieselbe Person sei. Geradezu rührend war es, wie Alexis, der übrigens durchaus nicht den Eindruck von Unbedeutendheit machte, in das allgemeine Rühmen des jüngern Bruders mit einstimmte und sich an der schmeichelhaften Verblüfftheit, die sich in meinen Zügen malte, zu weiden schien.

Der Abend verstrich mir unter den angenehmsten Gesprächen. Mit jedem Worte, das an mein Ohr schlug, wurde mir herzlicher und wohler zu Muthe. Der Zufall hatte mich hier in einen Familienzirkel geführt, wie er schöner und glücklicher nicht gedacht werden konnte. Fast war man versucht, beim Anblick dieser vollendeten Harmonie zwischen äußeren und inneren Besitzthümern etwas wie Neid zu fühlen: aber dergleichen konnte in dieser freundlichen Atmosphäre nicht aufkommen. Je länger ich mit den lieben Menschen verkehrte, um so entschiedener war mir zu Sinne, als gehörte ich mit in den Kreis der Frohen und Glücklichen. Nie hatte ich das Gefühl des Fremdseins so schnell verloren wie in dieser freiherrlichen Familie, deren Mitglieder ich, abgesehen von Erich, bis zur Stunde niemals zu Gesicht bekommen. Es herrschte hier der Ton einer ächt vornehmen und gerade darum so rasch fesselnden Vertraulichkeit. Und was die Menschen nicht sagten, das sagten die Dinge. Jedes Möbelstück, jedes Bild an der Wand schien seine eigene Sprache zu reden, und überall klang der wunderbar liebliche Refrain durch: Diese Leute sind glücklich!

Was war natürlicher, als daß ich der Einladung meines artigen Wirthes nachgab und meinen Besuch, der ursprünglich als flüchtiger Abstecher gemeint war, auf Tage und Wochen hinaus verlängerte? Das Eintreffen Edwin's, weit entfernt, meine Abreise zu beschleunigen, kettete mich

vielmehr mit neuen Banden an das gastliche Haideschloß; denn der junge Archäologe hatte nicht sobald meinen Namen gehört, als er seine lebhafte Freude darüber aussprach, mir, „dessen gelehrte Schriften ihm so unschätzbare Hülfe geleistet“, persönlich die Hand drücken zu dürfen. Erich von Lorm schien über die geistigen Beziehungen, die zwischen seinem Sohne und mir obwalteten, höchlich entzückt. Während der nächsten Tage hatte die Conversation, (wie ich fürchte, zum Leidwesen der jungen Damen), eine fast wissenschaftliche Färbung. Nach und nach kamen wir wieder in's alte Geleise, und da Edwin neben seiner überraschenden Gelehrsamkeit viel Lebenslust und Humor besaß, so begann jetzt eine Aera der gesellschaftlichen Tollheit, die mich meine Jahre und die Würde meiner akademischen Stellung nahezu vergessen ließ. Wir führten kleine Komödien auf; wir tanzten; wir spielten mit den Damen Pfänderspiele; ja mehr noch, mein junger College brachte es dahin, daß ich eines schönen Morgens im keckften Reitercostüm den übrigens gut zugerittenen Abdallah bestieg und in Gemeinschaft mit den jungen Herren einen Ritt unternahm, der zu meinem Erstaunen ohne jede ernstliche Verlegenheit ablief, wiewohl ich seit mehr denn zwanzig Jahren nicht in den Sattel gekommen war.

Dem Freiherrn Erich von Lorm trat ich näher als jemals. Die alten Freundschaftsbetheuerungen wurden aufgefrischt, aber die veränderte Situation lieh ihnen unver-

merkt einen tieferen, bedeutsameren Inhalt. Jener Unterschied des Alters, der uns in den Tagen von Heidelberg als nicht völlig ebenbürtige Wesen erscheinen ließ, kam jetzt naturgemäß nicht mehr zur Geltung. Schon im Beginn meines Aufenthalts hatte ich die Gewißheit, daß diese erneuten Beziehungen unmöglich wieder erlöschen konnten, während mich bei unserer ersten Trennung gerade das entgegengesetzte Gefühl mit eigenthümlicher Wehmuth beherrscht hatte. Lorm erzählte mir jetzt Dinge, namentlich seine früheste Vergangenheit betreffend, die er mir auf der Universität, als sie ihm weit näher lagen, absichtlich verschwiegen hatte; und so setzte sich denn aus hundert kleinen Zügen das Bild einer wachsenden Intimität zusammen, die uns Beide gleichmäßig erfreute und befriedigte.

Mehr als drei Wochen waren mir so verstrichen, ohne daß ich an die Heimkehr gedacht hätte. Draußen im Park, der sich an die Südseite des Schlosses anlehnte, zeigten sich bereits die Vorboten des nahenden Winters. Jeder Lufthauch, der durch die Zweige rauschte, warf eine Wolke von dürren Blättern auf die unwirthlich verschütteten Kieswege, und allmorgendlich kündete der Reif, der den dürren Rasen versilberte, wie kalt der Ostwind über die Haide schnob.

Wir wagten uns jetzt nur noch während der Mittagsstunden in's Freie; doch fehlte es uns keineswegs an er-

freulicher Abwechslung. Besuche kamen und gingen, und wenn ja einmal ein Tag verstrich, ohne daß die Portalwege vom Rollen der Equipagen knirschten, so wußten Edwin und Erna uns während des Abends durch irgend eine köstliche Improvisation schadlos zu halten.

Ich hatte jetzt also Tag für Tag diese Menschen beobachtet; aber meinem scharfen Blicke, der sonst nicht so leicht einen Schatten übersieht, war in dem hell leuchtenden Bilde ihres Familienglückes auch nicht der leiseste Fleck aufgefallen. Einmal verlieh ich meinen Empfindungen Ausdruck, indem ich des Hausherrn beide Hände ergriff und ihm lächelnd zuraunte:

— Ich muß hier fortwährend an die Sage von Polykrates und seinem wunderbar aufgefundenen Ring denken!

Eine Sekunde lang ward der Freiherr ernst: dann sagte er gleichmüthig:

— Ja, wir sind glücklich; und wenn ich so sehe, wie der Segen des Himmels auf Allem ruht, was ich bin und habe, so möchte ich Gott auf den Knieen danken! Glauben Sie mir, lieber Freund, unter Umständen ... wäre ich jetzt vielleicht trotz des Glanzes, der mich umgiebt, elend und trostlos!

,Unter Umständen!' wiederholte ich bei mir selbst, als ich an diesem Abend kurz vor Mitternacht mein Erkerzimmer betrat, um mich zur Ruhe zu legen. Die Worte paßten, nach ihrem buchstäblichen Sinne gedeutet,

auf Jedermann, der sich in Lorm's Verhältnissen befand; ja, sie klangen beinahe wie ein Gemeinplatz; und doch fühlte ich, daß ich mehr dahinter zu suchen hatte, als die Wohlfeilheit einer Phrase.

Ich trat ans Fenster. Draußen hatte sich inzwischen der Sturm aufgemacht. Die Aeste der Föhren und Eichen knackten und stöhnten unter seiner beugenden Wucht, und droben in den Mansarden dröhnte ein entriegelter Laden dumpf polternd wider die Rampe, als ob er für die große Sterbesymphonie der Natur den Takt schlüge.

Es ward mir mit einem Mal nachdenklich zu Muthe. Das jagte in zerrissenen Dunstballen über den Himmel, als sei das wilde Heer losgelassen. Ab und zu blitzte ein Stern durch die Wolkenberge; aber sein Licht diente nur dazu, das Schwarz der sausenden Qualmkolosse um so tiefer und unheimlicher erscheinen zu lassen. Jetzt ward der Laden, der so toll hin und her geras't hatte, festgehängt, und so klang denn das Heulen des Sturmes noch vernehmlicher und schauriger. Drüben im Dachfenster des rechten Flügels erlosch das Licht: Felix, der Diener, der stets der Letzte im Schlosse war, hatte also sein wohlverdientes Lager aufgesucht, um trotz der Wuth der entfesselten Elemente behaglich einzuschlummern.

Ich selbst vermochte nicht an Schlafen zu denken. Wohl eine Stunde lehnte ich am Fensterrand und sah meinem Schatten zu, der, von dem röthlichen Strahl der

Kerzen gebildet, an den Stämmen der Föhren hin und her zitterte.

Jetzt hob die große Standuhr auf dem Corridor zum Schlage aus. Eins! Das Vibriren des Metalls klang seltsam gespenstisch durch die Stille der Nacht. Eben wollte ich, von einer unwillkürlichen Regung geleitet, die Thür verriegeln, als es leise an das Getäfel pochte.

Dies Zusammentreffen berührte mich eigenthümlich genug. Ein dumpfer Druck in der Gegend des Herzens bewies mir, daß ich trotz meiner philosophischen Einsicht keineswegs gegen die phantastische Romantik einer öden, einsamen Sturmnacht gefeit sei.

— Wer ist da? rief ich mit lauter Stimme. Die Anwandlung, die mich heimgesucht hatte, verdroß mich; auch glaubte ich mir durch diese äußere Bethätigung meiner Energie den innern Halt wieder zu geben. War es doch mehr als lächerlich, wenn ein ruhiger, besonnener Mann so den Zuckungen seiner Nerven nachgab und über ein Geräusch aufschrak, das eben so naturgemäß als leicht erklärlich schien.

— Ich bin's! gab mir die Stimme des Freiherrn zurück.

Im nächsten Augenblick drehte sich die Thür in den Angeln, und Erich von Lorm, eine flackernde Kerze in der Hand, trat langsam ins Zimmer.

Er schien ungewöhnlich ernst und bleich. Ohne ein Wort zu reden, schritt er nach der Kaminplatte, setzte den

Leuchter weg und reichte mir dann mit einem Blick, der meine Verzeihung ansprach, die Rechte.

— Gut, daß ich Sie noch auf finde, flüsterte er in eigenthümlicher Abdämpfung. Der Ring des Polykrates ließ mich nicht schlafen.

— Wie verstehe ich das?

— Nun, die wenigen Worte, die wir heute Abend in der Nische wechselten... Was ich Ihnen da sagte, hat einen Entschluß zur Reife gebracht, der sich seit lange in mir vorbereitete. Sie sind mein Freund, Doctor, und seit wir uns wiedergefunden, mein bester Freund. Sie müssen mich anhören, trotz der vorgerückten Stunde der Nacht. Wer weiß, ob ich wieder Gelegenheit finde, so unbelauscht und gefahrlos...

— Sie erschrecken mich, sagte ich, noch immer seine Hand haltend. Was könnten Sie zu erzählen haben...?

— Viel, sehr viel, wenigstens der Bedeutung nach. Wollen Sie mir ein Stündchen opfern, ein Stündchen dieser finsteren, unwirthlichen Herbstnacht?

— Wenn hier überhaupt von einem Opfer die Rede sein kann, mit Freuden.

Er schritt ein paar Mal gebeugten Hauptes durch's Zimmer, die Hände auf dem Rücken gefaltet, als suche er nach dem rechten Worte. Dann setzte er sich in die Sopha-Ecke und bat mich, an seiner Seite Platz zu nehmen.

— So! flüsterte er, leise zusammenschauernd; denn es war kühl in dem Zimmer und die Brände im Kamin verglommen bereits in der Asche. Rücken Sie dicht zu mir heran. Was ich Ihnen jetzt zu verkünden habe, dürfte kein anderes Ohr erreichen, wenn ich nicht über mich und die Meinigen das namenloseste Unglück bringen wollte. Ich vergrabe mein Geheimniß in Ihrer Brust und verlange Ihren Schwur, daß Sie dasselbe heilig halten, so lange ich oder meine Gattin am Leben sind. Schwören Sie mir!

— Wenn es des Schwures bedarf...

— Sie haben Recht: Ihr Versprechen muß mir genügen. Den Mann von Ehre bindet das bloße Wort, und dem Treulosen ist selbst der Eid nicht heilig.

— Nun wohl, ich verspreche Ihnen bei meiner Ehre, daß ich Ihr Verlangen erfüllen werde.

— Nicht so laut! sagte der Freiherr beschwichtigend. Es wäre mir sehr peinlich, wenn Jemand erführe, daß ich so insgeheim den Nachtwandler gespielt habe. Nicht als ob ich eine Entdeckung zu fürchten hätte . . . Keine menschliche Seele hat von dem, was ich Ihnen enthüllen will, eine Ahnung . . . Auch ist es nicht jener alltägliche Egoismus, der mich zur Vorsicht ermahnt, denn jetzt, nach so langen Jahren, hätte ich selbst dann Nichts für meine Sicherheit zu befürchten, wenn Alles bekannt würde. Es gilt mir nur um die Meinen, die vielleicht nicht die geistige

Kraft besäßen, ein Verhängniß zu tragen, das ... doch Sie werden ja urtheilen.

Er schwieg. Draußen heulte der Sturm mit verdreifachter Wuth. Eine Sekunde lang hatte ich das Gefühl, als ob ich im Traum liege; so unvermittelt war das Alles gekommen.

— Sie halten mich und die Meinigen für glücklich, begann der Freiherr nach einer Weile, und Sie haben Recht, lieber Freund. Ich besitze ein treues, geliebtes Weib, wohlgebildete Kinder, die mit aller Kraft der Neigung an ihren Eltern hängen, und ein häusliches Leben von so herzerquickender Innigkeit, wie es vielleicht den wenigsten Sterblichen auf dieser unvollkommenen Erde beschieden ist. Sogar der Ruhm wirft sein Licht in dieses traute Daheim. Sie selbst haben mir wiederholt versichert, daß Edwin eine glänzende Zukunft vor sich habe, und was der Junge bis heute erreicht hat, berechtigt mich, dieser Prophezeihung Glauben zu schenken. Meine älteste Tochter Alida wird an der Seite ihres künftigen Gatten das beneidenswertheste Loos ziehen. Der junge Mann vergöttert sie und besitzt dabei Charakter genug, um die Dauer seiner Neigung zu verbürgen. Auch für Erna ist mir nicht bange. So leichtblütig und gedankenlos das Kind in den Tag zu leben scheint, so treu und ächt ist ihr Herz, und wenn nicht Alles täuscht, so hat auch sie die Anwartschaft auf ein wahres häusliches Glück. Mit einem Worte, der

Pfad meines Lebens ist sonnig; und eiskalt überläuft es mich, wenn ich daran denke, was möglicherweise aus diesem heitern Familienkreise geworden wäre.

Er legte die Hand über die Augen, als ob ein seltsam bewegendes Bild vor seinem innern Blick emporgetaucht sei. Dann strich er hastig das volle Haar zurück und sah mir schwermüthig lächelnd ins Angesicht.

— Ich beschwöre heute den Geist der Vergangenheit, sagte er nachdenklich. Lange genug hab' ich mich allein damit abgefunden, und daß ich's nur ehrlich gestehe, ich befand mich wohl dabei. Erst vor wenigen Monaten begann sich mir hin und wieder ein Zweifel zu regen. Wäre es möglich, dachte ich bei mir selbst, daß mein thörichtes Herz geirrt und doch einen Frevel begangen hätte, wo es zu lieben glaubte? Ich bin ja nicht unbefangen! Kein Mensch, und wäre er vom besten Willen beseelt, kann Richter sein in der eigenen Sache. Von Ihnen erwarte ich das Urtheil der letzten Instanz. Sie sollen mir die Entscheidung bringen über die Frage, ob ich in stummer Ergebung zu bereuen habe, oder ob meine That mit dem höchsten Sittengesetz, das mir herrlicher und göttlicher scheint, als alle Gebote und Dogmen, in Uebereinstimmung steht.

Nur mit Mühe bemeisterte ich meine Aufregung. Ich hatte niemals geahnt, daß diese ruhige und ebenmäßige Natur einen so gewaltigen Conflict durchgekämpft hatte.

Kein Zweifel, es handelte sich hier um eine Lebensfrage von ungeheurer Wichtigkeit, denn Erich von Lorm war nicht der Mann, der eine Bagatelle zur Haupt- und Staatsaktion aufblähte.

Der Freiherr mochte die Empfindungen, die sich in meinem Innern abspielten, durchschaut haben, denn er legte die Hand beruhigend auf meine Schulter und sagte mit sanfter Stimme:

— Hören Sie also!

Zu der Zeit, da wir uns in Heidelberg kennen lernten, war ich bereits mit Natalien verlobt. Reich wie ich war, hätte ich alsbald heirathen und mich in der ersten besten Großstadt ansiedeln können. Aber Sie wissen, daß es mir heiliger Ernst war mit der Erledigung meiner akademischen Aufgabe. Stets bin ich der Ansicht gewesen, daß ein Mensch, der ohne irgend welche Gegenleistung seine Renten verzehrt, sich nur wenig von dem Wegelagerer unterscheidet. Ich wollte meine Güter selbstständig verwalten; ich wollte arbeiten; und dazu bedurfte ich der soliden Grundlage jener Studien. Bis dahin war ich durch die Verhältnisse in eine andere Bahn gedrängt worden; jetzt aber sah ich meinen Lebensplan klar vorgezeichnet, und so zögerte ich denn nicht, mit aller Energie an seine Verwirklichung zu schreiten. Ein Vierteljahr nach bestandener Schlußprüfung feierten wir hier auf dem Haideschloß unsere Vermählung. Nun, Sie haben meine Gattin

gesehen: Sie haben die Wahrnehmung gemacht, daß dreiunddreißig lange Jahre nicht im Stande waren, die Innigkeit unserer Neigung abzuschwächen. Was soll ich Ihnen also von unserm stillen Glück erzählen? Wir lebten dahin, wie selige Träumer, das Hirn und das Herz voll von leuchtenden Bildern, uns selbst genug, und doch die ganze Welt mit Liebe umfassend. Der letzte Wunsch unserer Seelen schien erfüllt, als Natalie noch im Herbst desselbigen Jahres sich Mutter fühlte. Es war fast kindisch, wie wir von jetzt ab unsere Abende mit dem Bauen aller erdenklichen Luftschlösser verbrachten. Mit süßer Bangigkeit sahen wir der Stunde der Entscheidung entgegen, die uns zu all' dem Segen unserer Liebe ein neues, unbekanntes Glück bringen sollte . . .

Erich von Lorm blickte schwermüthig zu Boden. Es war, als hätten ihn die letzten Worte eine ernstliche Ueberwindung gekostet. Seine Rede klang dumpf und traurig, da er fortfuhr:

Der ersehnte Tag kam heran. Das Kind unserer Hoffnung ward geboren. Ich glaubte, das Herz müsse mir zerbrechen, als der Arzt mir mittheilte, wie furchtbar das Schicksal unsere Sehnsucht getäuscht hatte. Das Kind war eine entsetzliche Mißgestalt, grauenvoller als Alles, was ich jemals für möglich gehalten. Das eine Bein des unglücklichen Geschöpfes bot in seiner vollständigen Verkrüppelung einen unbeschreiblich widerwärtigen Anblick;

das andere, minder verunstaltet, war gleichwohl so verschoben und unregelmäßig, daß an die Möglichkeit eines normalen Gebrauchs niemals gedacht werden konnte. Im Uebrigen schien das Kind — es war ein Mädchen — durchaus lebensfähig, und die Amme, die es in Pflege nahm, erklärte mir wiederholt, der übrige Körper sei äußerst kräftig entwickelt. Ein trauriger Trost!

Da die Mutter sehr schwach und leidend schien, mußten wir ihr das Entsetzliche verheimlichen. Das hielt nicht schwer, denn in seine Tücher und Binden geschlagen, glich das Kind jedem andern, gesunden auf ein Haar; ja es wollte mich schier bedünken, als seien die Gesichtszüge des armen Geschöpfchens anmuthiger und ausdrucksvoller als dies sonst während der ersten Wochen die Regel ist.

So verstrich ein Monat. Mit geheimem Grausen sah ich der Stunde entgegen, die meiner armen Natalie die Augen öffnen sollte. Die Geheimhaltung war jetzt nicht länger mehr durchzuführen . . .

Noch entsinne ich mich des Abends, da ich das erste Wort der Vorbereitung stammelnd über die Lippen brachte. Natalie, die den Nachmittag außer Bett gewesen, hatte sich wieder gelegt, mehr aus Vorsorge, als aus ernstlicher Müdigkeit. Mit jenem seltsamen Instinct, der das Frauenherz überall auf die richtige Spur führt, hatte sie es befremdlich gefunden, daß alle Wartungen, die man dem

Kinde angedeihen ließ, dem Blick der Mutter systematisch entzogen wurden. Im Anfang war es uns, wie gesagt, so ziemlich gelungen, ihr diese Maßnahmen unter dem Vorwand, jede Aufregung, auch die freudige, sei ihr schädlich, vorzuenthalten; jetzt aber, da der Arzt sie soweit für genesen erklärte, und das eigene wiederkehrende Kraftgefühl ihr diese Wahrheit bestätigte, jetzt verlangte ihr Herz unabweislich nach einer gewissen Theilnahme an der Pflege ihres Erstgeborenen, und als wir noch immer mit der Erfüllung dieses Wunsches zögerten, ward sie von einem ahnungsvollen Mißtrauen befallen, das sich an jenem Abend in seltsam beklommenen Fragen Luft machte. Noch sehe ich sie, das bleiche Haupt in die Kissen geschmiegt, die Hände fest ineinandergeschlossen, wie sie den forschenden, immer banger werdenden Blick auf mich richtete. Ein kleines Gebrechen — so lautete die Beschönigung, mit der ich ihr die erschütternde Wahrheit näher zu bringen suchte. Ich hatte einen krampfhaften Ausbruch des Schmerzes erwartet. Natalie blieb stumm und regungslos. Ihr ganzes Wesen schien zu Marmor erstarrt . . .

So lag sie wohl fünf Minuten, immer den trüben, glanzlosen Blick auf mein trauerndes Antlitz gerichtet, unempfänglich gegen jedes Wort der Liebe und des Trostes.

Ich will mein Kind sehen! rief sie endlich, in den Kissen emporfahrend. Und wenn es eine Ungestalt ist,

wie sie nie im Reich der Sonne erhört wurde, es bleibt immer mein Kind!

Das arme Geschöpfchen ward ihr gebracht. Sie nahm es in den Arm und küßte es leidenschaftlich. Jetzt strömten ihr auch Thränen über die Wangen und ein wildes Schluchzen hob ihr den Busen.

Und nun laßt mich sehen, flüsterte sie nach einer Weile, was das Schicksal mir Gräßliches zugemessen! Ich fürchte mich nicht; ich werde mein Kind nur um so heißer und glühender lieben!

Das arme, unglückliche Weib! Mit zitterndem Widerstreben gehorchten wir . . . Wenige Sekunden später sank sie, von dem wohlthätigen Schleier einer Ohnmacht umhüllt, in das Bett zurück . . .

Erich von Lorm hielt inne. Sein Gemüth schien von heftiger Bewegung ergriffen. Das flackernde Kerzenlicht, das von der Seite her auf sein Antlitz fiel, zeigte mir seine Züge so eigenthümlich verändert, daß ich ihn kaum wieder erkannte. Jene elastische Frische, die mich bei unserer ersten Begegnung überrascht hatte, war völlig gewichen; er schien um zehn Jahre gealtert.

Endlich hub er von Neuem an:

— Mit diesem Tage begann für unser kaum so glückliches Leben eine Aera des Schmerzes. Wir waren Beide nach Kräften bemüht, das Unabänderliche muthig zu tragen; wir suchten einander über die Wucht des Kummers, der

auf uns lastete, nach Möglichkeit zu täuschen; aber was half alle Verstellung? Der Frohsinn, die Zuversicht, die stille Seligkeit von ehedem wollte nicht wiederkehren, und in dumpfer Trauer blickten wir der Zukunft entgegen.

Eines Abends überraschte ich Natalie am Bett des Kindes, stumm und thränenlos vor sich hinstarrend wie eine Irrsinnige. Drüben aus der Schänke des benachbarten Dorfes klang eine lustige Tanzmusik, die, in solcher Entfernung gehört, den Charakter des Grellen und Stürmischen abgestreift hatte und hin und wieder fast an die sanften Töne einer Aeolsharfe gemahnte. Natalie schien diesen Weisen wie in magischem Krampf zu lauschen: selbst mein Eintreten störte sie nicht, und erst als ich ihren Namen nannte, fuhr sie heftig zusammen. Jählings sprang sie empor und warf sich mir laut aufschluchzend an die Brust. Ihre schlanke Gestalt wand sich in meinen Armen wie von unsäglichem Jammer gefoltert. Lange Zeit währte es, bis ich sie soweit beruhigt hatte, daß sie der Worte fähig war.

Sie erzählte mir nun, was in dieser Stunde der Einsamkeit durch ihre Seele gezogen. Im Geist war sie dem fröhlichen Treiben der Jugend gefolgt, die sich drüben bei Tanz und Spiel ergötzte. Sie hatte sich das glückselige Schwärmen der jungen Paare, jenes unsagbare Geben und Nehmen der Liebenden, das leuchtende Sehnen der Hoffnung und das heitere Uebersprudeln der Lebens-

lust ausgemalt . . . Und dann war ihr Blick auf das unglückliche Kind gefallen, das, seines entsetzlichen Schicksals unbewußt, neben ihr in der Wiege schlief.

Erich, sagte sie, indem sie wild meine Hände ergriff, in welche Zukunft habe ich geblickt, in welches Leben der Qual und Entsagung! Wie lange wird es währen, daß sich in diesem schlummernden Geiste das Licht der Erkenntniß regt! Schon die Kindheit wird dem beweinenswerthen Geschöpf eine unausgesetzte Kette der Verzichtleistung werden! Und dann später! Denke an die Zeit, da ich Dich kennen lernte! Was soll aus unserm armen Kinde werden, wenn es in jenes Alter tritt, wo sich das Herz zu regen beginnt? Einsam und freudlos wird es die Jahre vertrauern, wo andere Mädchen in jauchzender Wonne ihr Dasein genießen! Einsam und freudlos wird es durch's Leben schleichen, und der Stunde fluchen, da ich es ans Licht geboren! Die blaue Blume der Seligkeit blüht nicht für Krüppel!

Jedes Wort, das sie redete, drang mir ins Herz wie ein zweischneidiges Schwert. Doch beherrschte ich mich vollkommen, und mit aller Macht der Beredtsamkeit suchte ich sie zu trösten. Umsonst. Je lebhafter ich mich abmühte, die Bedeutung des Elends, das die Schickung über uns verhängt hatte, abzumildern, um so heller loderte ihr ungebändigter Schmerz auf. Mit wollüstigem Grausen vertiefte sie sich in die Schrecknisse eines Gemüths, dem

keine Erlösung winkt als der Tod. Endlich brach sie mit einem gellen, wahnwitzigen Lachen vor meinen Augen zusammen.

Solche Scenen wiederholten sich, und je älter das Kind wurde, um so qualvoller bedünkte mich der Druck, der auf unserm ehedem so fröhlichen Sein lastete. Wenn ich die bleiche, schöne Frau mit den wehmüthigen Augen nur anschaute, so regte sich in meiner Seele ein so unendliches Mitleid, ein so unbeschreibliches Weh, daß ich oft nur mit Mühe die Thränen zurückdrängte.

So verstrich ein langes, trostloses Jahr. Natalie gebar mir ein zweites Kind, unsern Alexis. Nun, Sie kennen den Jungen; Sie wissen, daß er für das Ideal einer männlichen Schönheit gelten kann.

Den Stempel seiner künftigen Vollendung trug er bereits wenige Wochen nach der Geburt. Frisch, wohlgebildet, gesund vom Scheitel bis zur Zehe, besaß er einen solchen Liebreiz und einen so blühenden Zauber der Farbe, daß selbst Fremde, denen sonst für die Vorzüge unserer jungen Sprößlinge das Verständniß zu fehlen pflegt, beim Anblick dieses kleinen Engels in Ekstase geriethen. Mit einem halben Jahr glich er Linie um Linie dem kleinen Bambino der Madonna della Sedia; so reich und ausdrucksvoll hatten sich seine Züge entwickelt, unbeschadet der reizvollen Kindlichkeit, die nirgends das Gefühl aufkommen ließ, als sei er seinem Alter unverhältnißmäßig vorausgeeilt.

Weit entfernt, ihr ein Trost zu sein, wühlte dieses zweite Kind das Herz meines armen Weibes mit verdoppelten Qualen auf. Das Mädchen begann jetzt zu sprechen: jedes Stammeln, das über seine unschuldigen Lippen glitt, klang der Mutter wie ein entsetzlicher Vorwurf; in jeder liebkosenden Silbe glaubte sie die Frage zu hören: Warum hast Du mir nicht gegeben, was Du so reichlich an meinen Bruder verschwendet?

Ich wollte fast vergehen vor Leid, wenn ich so mit ansehen mußte, wie sich das einst so blühende Weib in diesen selbstquälerischen Betrachtungen abhärmte und von Tag zu Tag tiefer in eine lichtlose Schwermuth versank, die mich, falls nicht bald eine Aenderung eintrat, eine dauernde geistige Zerrüttung befürchten ließ. Es war unglaublich, wie meisterhaft sie's verstand, dem Schicksal, das uns heimsuchte, die dunkelste und entsetzlichste Seite abzugewinnen. So brütete sie wochenlang über dem Gedanken, wie ungleich erträglicher unser Verhängniß sein würde, wenn das verkrüppelte Kind ein Knabe wäre. Warum konnte nicht Alexis, dieser kleine Engel in Menschengestalt, ein Mädchen sein? Der Tausch würde sein Glück nur erhöht haben, denn Schönheit und Milde sind Gottesgaben, die dem Weibe hundertmal mehr zugute kommen als dem Manne. Dieses unglückliche Geschöpf aber, das vielleicht, von den Strahlen eines herrlichen Talentes erleuchtet und von männlichem Charakter gestützt, nach und nach

mit dem Unabänderlichen versöhnt worden wäre, dieses arme Wesen, dem im Leben nur ein Glück blühen konnte, das Glück der Erkenntniß, des Wissens, des geistigen Schaffens . . . Der Gedanke war niederschmetternd!

So kam der Winter des zweiten Jahres. Der Zustand Natalien's hatte mir die Nothwendigkeit einer Zerstreuung und Aufheiterung so dringend nahe gelegt, daß ich darauf bestand, sie müsse einige Wochen fern von dem Haideschloß und ihrer Familie verbringen. Ich schickte sie nach der Hauptstadt zu einer langjährigen Freundin, die meine Wünsche und Befürchtungen hinlänglich kannte, um Alles zur Herbeiführung eines besseren Zustandes aufzubieten. Ich selbst konnte meine Frau nicht begleiten, denn der Gedanke, ihre Kinder in dem einsamen Haideschlosse allein zu lassen, hätte ihr von vornherein jede ruhige Sekunde geraubt.

Unter strömenden Thränen nahm sie Abschied. Sie preßte das verkrüppelte Kind mit einer Inbrunst ans Herz, die mich auf's tiefste erschütterte. Dann, als hätte sie dem kleinen Alexis Unrecht gethan, schloß sie auch diesen voll glühender Leidenschaft in die Arme, um gleich darauf wieder zu dem freundlich plaudernden Mädchen zurückzukehren. Das Kind saß im Bettchen, ein blaues Band durch das blonde Haar geschlungen, arglos und schier verwundert über die wilden Schmerzensausbrüche der Mutter. Noch nie war mir das Kind so lieb und

liebenswerth erschienen, als in diesem Augenblick. Ich fühlte, wie mir das Herz wuchs vor Weh und Sehnsucht, und der Rede unfähig, trat ich zu dem Kinde heran, um ihm die Hand wie segnend auf die Stirne zu legen.

Da war's eines Abends in öder, einsamer Stunde. Der Herbststurm braus'te um's Schloß wie jetzt, und schwer geballte Wolken jagten am Himmel entlang. Unser Schmerzenskind lag im Fieber. Der Arzt, der im Laufe des Nachmittags dagewesen, hatte den Fall für nicht unbedenklich erklärt und ein Pulver verschrieben, das, wie ich den krausen Verschnörkelungen des Receptes entnahm, eine Dosis Morphium enthielt ...

Ich saß stumm und gedankenvoll an Marien's Lager. Marie, so hatten wir die kleine Dulderin getauft, nach der heiligen Mutter der Leiden und der Entsagung. Ich nenne Ihnen jetzt ihren Namen zum ersten Mal. Eine unerklärliche Scheu, ein Gefühl der Pietät hielt mir bis jetzt die Lippen versiegelt. Seit Jahren habe ich das Wort, das mich jetzt mit heiligen Schauern überrieselt, nicht ausgesprochen. Ich muß indessen das ganze Weh der Erinnerung auskosten, wenn ich mit den Zweifeln, die mich seit einiger Zeit beherrschen, endgültig abschließen will. Marie ...! Wer sagte doch, daß es Worte giebt, die uns an's Herz fassen wie ein Mahnruf aus der Ewigkeit?

Ich saß also an ihrem Bett und lauschte in dumpfer Beklommenheit ihren schweren Athemzügen. Wundersame

Gedanken der Wehmuth zogen durch meine Seele, und je länger ich sann, um so dunkler schien mir das Räthsel, das die Schickung uns hier um's Dasein gesponnen.

Das ist mein Kind, sagte ich zu mir selbst, mein Fleisch und mein Blut, ein liebendes und liebebedürftiges Wesen, dem ich mit Freuden das Glück erkaufte, und müßte ich mein Herzblut dafür opfern. Dieses Kind ist krank, dieses Kind schwebt in Gefahr, und ich hüte es mit der Aengstlichkeit eines Herzens, das für sein Liebstes bangt! Warum? Um es für ein Dasein aufzusparen, das ihm nur Jammer, Qual und Verzweiflung in Bereitschaft hält! Ist dieses Beginnen nicht Wahnsinn? Welches Recht haben wir, diesem Kinde die Existenz aufzudringen, wenn wir nicht im Stande sind, ihm das Glück zu gewährleisten?

Mein Geist schwebte in die Zukunft. Die Entwicklung der nächsten Jahre trat fast mit der Klarheit einer Vision vor mein inneres Auge. Aehnlich wie damals Natalie, erblickte ich eine Schaar blühender, rothwangiger Kinder beim Spiel, jauchzend vor Lust und Seligkeit. Meine verkrüppelte Marie kauerte im Winkel, bleich und frierend, und warf sehnsüchtige, thränenfeuchte Blicke hinüber nach einem Glück, das ihr ewig fremd bleiben sollte.

Und das Bild verschwand, um einem andern Platz zu machen. Ich sah auf grüner, sonniger Flur eine frohe Gesellschaft von Mädchen und Jünglingen. In Aller

Augen strahlte die Lebensfreude; sie Alle kosteten in stiller Versunkenheit die tausend und abertausend kleinen unsagbaren Freuden aus, die der Verkehr junger Leute in der ersten Zeit der Liebe mit sich bringt. Meine unglückliche Marie aber saß bleich und abgehärmt in ihrem Rollwagen, und jedes freundliche Wort, das die Glücklichen an sie richteten, schnitt ihr mit tödtlicher Pein in die Seele; denn es klang allezeit wie Mitleid ...

So jagte mein Geist von Bild zu Bild, von Qual zu Qual ....

Ich sah eine Braut im Schmuck der Myrthe, die an der Seite ihres Erkorenen zum Altar schritt: und fern in einer vergessenen Ecke des Domes hockte Marie, mein elendes, verlorenes Kind, und rang mit dem Weh eines gebrochenen Herzens ... Und wie jetzt die fröhliche Hochzeitsgesellschaft an ihr vorbeischritt, da richtete sich ihr großes Auge vorwurfsvoll auf den Vater und ihre Lippe rief: Zu diesem Jammer also habt Ihr mich aufbewahrt? Das also war Eure Liebe? Nur um Euch einen flüchtigen Schmerz zu ersparen, den Euch mein Hinscheiden verursacht hätte, nur aus nichtigem Egoismus legtet Ihr mir die furchtbare, unerträgliche Qual des Daseins auf? Nur um Euretwillen bekämpftet Ihr den Gang der Natur, die mich damals, als ich im Fieber lag, gütig hinweggerafft haben würde?

Stöhnend sank ich in die Kniee. Das Blut tobte

mir in den Schläfen. Dann plötzlich ward ich kalt und ruhig, als sei das Herz mir eingefroren unter dem Frost eines großen, furchtbaren Entschlusses.

Jetzt schlug das Kind die freundlichen Augen auf.

Vater, hauchte es mit zitternder Stimme, mir ist so wehe! Vater, wenn Du mich lieb hast, so hilf mir!

Ein jäher, brennender Schmerz durchzuckte mich beim Klang dieser Worte wie ein versengender Blitz. Lächelnd trat ich zur Schachtel, die das Morphiumpulver enthielt. Das Medicament war in sechs verschiedene Päckchen eingetheilt. Ich öffnete alle sechs nach einander, schüttete das Ganze in ein Glas und goß etwas laue Milch darüber.

Mein armes Herz, sagte ich mit halb erstickter Stimme, indem ich dem Kinde den Trank darreichte, Du sollst nicht umsonst an die Liebe Deines Vaters geglaubt haben! Da, trinke das aus, dann wird Dir wohl werden!

Und das Kind leerte das Glas und sein stummes Auge blickte mir Dank zu.

Einen Kuß, Vater, sagte es zärtlich, indem es meinen Nacken mit seinen beiden Aermchen umschlang. Du bist so gut, Vater!

Mit diesen Worten legte sie sich auf die Seite und entschlief. Ich hielt die kleine, fiebernde Hand gefaßt, bis sie kalt war. Dann schwanden mir die Sinne . . .

Zwei Tage später ward unsere Marie begraben.

Ein Bild des höchsten, innigsten Friedens lag sie im Sarge. Ich schmückte ihr blondes Haupt mit Blumen und küßte ihr noch einmal zum Abschied die bleiche Stirne.

Keine menschliche Seele ahnte, daß dieselbe Hand, die jetzt in stummer Trauer auf dem Lockenhaupt ruhte, die arme Blume geknickt hatte, um sie in ein besseres Land zu verpflanzen.

Natalie, die so schnell als möglich aus der Residenz zurückkehrte, war Anfangs vor Schmerz außer sich; nach und nach aber gewöhnte sie sich, das Ganze als eine gnädige Fügung des Himmels aufzufassen, und schon nach wenigen Wochen kehrte ihr die frühere Gemüthsklarheit und Ruhe zurück; ja, sie empfand eine Art heiliger Freude, daß ihre Zukunft mit einem Male von jener dunklen Wolke der Trauer befreit war, die ihr ganzes Sein zu verschlingen drohte. Noch hatte das Kind sein Weh nicht empfunden; in seinem kurzen Dasein war ihm nur Liebes und Gutes geworden: aber zwei, drei Jahre noch, und die Qual hätte begonnen . . .

Hundertmal hat sie in diesem Sinne zu mir geredet. Die Erinnerung an ihre Marie ist ihr nach und nach zu einem religiösen Cultus geworden, und kein Abend sinkt über das Land, daß sie des todten Kindes nicht im Gebet gedächte . . .

Seitdem ist das Glück und der Segen unser steter Begleiter gewesen. Unser Familienleben, das sonst un-

fehlbar der Zerstörung anheimgefallen wäre, blüht von Tag zu Tag herrlicher und inniger auf. Ich habe meinem geliebten Kinde das Elend eines verlorenen Seins erspart und mir und den Meinen das Weib, die Mutter, die glückspendende Priesterin des Hauses erhalten.

Erich von Lorm erhob sich und trat an's Fenster, als wolle er das Erzählte möglichst ungestört in meiner Seele ausklingen lassen. Ich war wie versteinert. Das Unerhörte und Fremdartige hatte mich aus der ruhigen Welt meines Denkens und Fühlens so schroff herausgerissen, daß mir jeder Maßstab zur Beurtheilung der eigenen Empfindungen fehlte. War es Entrüstung oder Bewunderung, Theilnahme oder Entsetzen, was sich in den tiefsten Winkeln meines Herzens regte?

Der Freiherr hütete sich, in den Austrag dieses innern Kampfes, der sich so unter der Hülle meiner äußern Regungslosigkeit abspielte, fördernd oder hemmend einzugreifen. Wohl zehn Minuten lang stand er dort in der Nische, das Antlitz wider die Scheiben gepreßt, als ob außer ihm kein lebendes Wesen in der Runde sei. Todtenstille herrschte in dem spärlich erleuchteten Zimmer. Die eine der Kerzen war, noch ehe der Erzähler geendet hatte, in ihrem Sockel erloschen. Die Flamme der andern wehte trüb und röthlich um den kolbigen Docht, so daß es über die nächsten Gegenstände wie Fackelschein hinzitterte, während die entfernteren Winkel des Gemaches in grauer

Dunkelheit lagen. Der Sturm heulte jetzt so klagend, so menschenähnlich durch den Park und den Schloßhof...! Bald klang es wie das Weh einer gepeinigten Mannesbrust, bald wie die Stimme eines weinenden Kindes . . .

Ich schloß die Augen. Noch einmal zog mir Alles, was ich aus Erich's Munde vernommen, an der Seele vorüber, und immer leichter und milder, immer klarer und sonniger ward mir zu Muthe. Da fühlte ich, wie der Freiherr meine Rechte ergriff. Er hatte wieder an meiner Seite Platz genommen und starrte mir jetzt mit seinen großen, fragenden Augen ins Antlitz.

— So! begann er mit fester Stimme, nun kennen Sie mein Geheimniß. Jahre lang habe ich der unbedingten Ueberzeugung gelebt, ein gutes und edles Werk vollbracht zu haben. Der Wortlaut des Gesetzes hätte mich freilich verurtheilt; aber die innere Stimme sprach mich frei, und ich war nicht der Erste, dessen Gewissen eine andere Sprache führte als das gültige Recht und die landläufige Moral. Erst vor Kurzem habe ich mir eingestehn müssen, daß die klarste Vernunft irren, daß der Mensch in eigener Sache unmöglich ohne Voreingenommenheit urtheilen und entscheiden kann. Es ist, wie gesagt, nicht etwa jene Furcht vor Entdeckung, die den Thäter trotz der vollkommensten Sicherheit oft nach Jahren beschleicht; denn selbst der blutigste Mord wäre jetzt unwiderruflich verjährt, und kein Richter der Welt könnte mir etwas anhaben, wenn ich vor ihn

hinträte und ihm dasselbe Geständniß ablegte, wie Ihnen. Mich verlangt nur nach dem Ausspruch eines Unbetheiligten; ich will eine Bestätigung meiner eigenen Ueberzeugung, die sich trotz der Anwandlung einer fast künstlich erzeugten Skepsis muthvoll aufrecht erhalten hat. Ein Axiom unserer modernen Humanität lautet: Das Menschenleben ist heilig und unverletzlich. Können Sie mir in irgend einer Weise unwiderleglich darthun, daß dieses Axiom ein für allemal Gültigkeit hat, daß eine Ausnahme absolut nicht eingeräumt werden darf, so habe ich einen großen Irrthum begangen, den ich als solchen schmerzlich beklagen, dessen Folgen ich aber nach wie vor segnen muß. Reden Sie, lieber Freund!

Ich zögerte mit der Antwort.

— Oder nein, fuhr er mit steigender Erregung fort, ich will reden! Ich will Ihnen klar legen, wie sich mein Verstand mit Dem zurecht gefunden hat, was in jener furchtbaren Stunde des innern Kampfes und der Seelenqual das Herz mir eingab. Das Menschenleben ist heilig und unverletzlich . . . Ohne Zweifel! Die Gesellschaft ist in Gefahr, wenn diese These an Achtung verliert . . . Aber lehrt nicht selbst die Ethik unserer modernen Gesellschaft, daß es Verhältnisse giebt, in denen dieser vornehmste Grundsatz des Naturrechts hinfällig wird? Ich will nicht von dem Kriege, nicht von der Nothwehr reden, denn Sie könnten mir einwenden, in diesen Fällen begehe stets der

eine Theil einen Frevel und stelle sich somit außerhalb des Gesetzes; aber tödtet der Arzt nicht in der Stunde der Geburt das unschuldige Kind, um der Mutter das Leben zu erhalten? Tödtet er nicht das Kind mit dem vollen Bewußtsein, daß es gesund und lebensfähig ist? Was aber that ich anders, als dieser Arzt? Doch nein, dieser Vergleich zieht mich herab. Ich habe mein Kind nicht nur getödtet, um die Mutter zu retten; der erste, vornehmste Drang meines Herzens war die Liebe zu diesem Kinde selbst. Jener Arzt mordet ein Wesen, dem vielleicht eine Welt voll Glück und Sonnenschein aufgeblüht wäre: ich habe nur den Faden des Elends durchschnitten; ich habe meinem unglücklichen Kinde das Beste geschenkt, was mein blutendes Vaterherz ihm gewähren konnte: die Ruhe, den Frieden, die Schmerzlosigkeit. Wenn Sie mich nach alledem verurtheilen können, — wohlan!

Wie und ob seine Auseinandersetzungen mir einleuchteten, ich weiß es nicht. Nur soviel war zweifellos, daß jene Betroffenheit, die mich vor kurzem beherrscht hatte, völlig verschwunden war. Statt aller Antwort reichte ich ihm die Hand. Er begriff, daß diese stumme Versicherung mehr bedeutete als ein Strom halberkünstelter Phrasen.

— Ja mein Freund, fuhr er nach einer Weile fort, Sie sehen mich hier im Conflikt mit einer niederschmet-

ternden Majorität. Human nennt unser Zeitalter die zärtliche Pflege, die man einem verkrüppelten Kinde angedeihen läßt? Mir scheint sie barbarisch! Wenn ich mich frage, wie ich es meinen Eltern, oder besser gesagt, den Moralbegriffen, unter deren Bann sie stehen, gedankt haben würde, wenn sie mich so verstümmelt und elend zur Welt gebracht und dann mit Aufbietung aller Fürsorge zum Bewußtsein meines Elends hätten heranreifen lassen, so muß ich mir sagen: mein Ingrimm, meine Wuth, meine Verzweiflung wäre schrankenlos. Was ist das für eine Moral, die dem Jammer verbietet, in der Nacht der Vergessenheit zu verlöschen? Wie mag sich der Wahnwitz erkühnen, ein Wesen, das die Natur nicht hinreichend für den Kampf des Daseins organisirt hat, durch eine künstlich gesteigerte Pflege für diesen Kampf aufzubewahren? Wahrlich, die schneidige Prosa unserer Militärgesetzgebung ist humaner und sinnvoller! Sie weist den Verstümmelten, den Unfähigen aus den Reihen der Kämpfer zurück; sie ruft ihm zu: Du taugst nicht für den schweren Dienst, den der Beruf als Krieger Dir auferlegen würde! Unsere christliche Humanität stellt dagegen die Blinden und Lahmen in Reih' und Glied und schlägt in verzückter Wehmuth die Augen gen Himmel auf, wenn die Elenden nicht im Stande sind, dem heranstürmenden Feinde die Stirn zu bieten. Brutal nennen wir jene Vorschrift des Lykurgus, die da befahl,

mißgestaltete Kinder unmittelbar nach der Geburt zu tödten? Brutal? Edel und großmüthig war sie, und wahrlich nicht härter für die betroffenen Mütter, als die Mitleidslosigkeit des Naturgesetzes, das auf so und so viel Tausende von Geburten so und so viel unglückliche Mißgeburten bestimmt.

— Und hat Ihre Gattin nie auch nur vorübergehend eine Ahnung gehabt? fragte ich, als der Freiherr geendet hatte.

— Niemals, sagte Erich bestimmt. Ich weiß nicht, ob sie die erforderliche Klarheit besäße, um die Dinge so ins Auge zu fassen, wie ich sie betrachte. Sie mag dem glücklichen Wahne leben, es sei die Hand der Vorsehung gewesen, die mitten im schmerzlichsten Wirrsal diese wehmüthig befriedigende Lösung herbeiführte.

— Gestatten Sie mir noch eine Frage, versetzte ich nachdenklich. Sie wird mich am besten über den Charakter jener Zweifel aufklären, die Ihnen zuerst den Gedanken eingaben, mir Ihr Geheimniß anzuvertrauen. Würden Sie, vom Schicksal noch einmal vor den Augenblick der Entscheidung gestellt, genau wieder so handeln, wie Sie gehandelt haben?

— Wahrlich, das würde ich! sagte Erich von Lorm mit feierlichem Nachdruck.

— So mag Sie verurtheilen, wer da will: ich kann es nicht!

Der Freiherr umarmte mich schweigend. Dann trat

er ans Kamin, zündete eine neue Kerze an und reichte mir mit ernstem Lächeln die Hand.

— Es ist spät, sagte er, und ich fürchte, ich habe Ihnen für heute Nacht die Ruhe geraubt ... Aber es mußte einmal sein, und so in der Einsamkeit und Stille war es am besten ... Auf Wiedersehen im fröhlichen Tageslicht!

Und somit öffnete er leise das Thürschloß und schlüpfte hinaus.

Noch fast eine Stunde lang schritt ich durch den weiten Raum meines Gemaches auf und nieder; dann begab ich mich, körperlich und geistig auf's höchste ermüdet, zu Bett, um trotz meiner innern Erregung nach kurzer Frist einzuschlafen.

Als ich am andern Morgen erwachte, war es bereits hoch am Tage. Ein klarer, wolkenloser Herbsthimmel sah durch das Bogenfenster herein, und die Wipfel der Föhren strahlten im Sonnenglanz.

Auch im Familiensaal fand ich die heitere Glückseligkeit wieder, die mich seit meinem ersten Eintreten so wundersam gelabt und erfrischt hatte. Erich von Lorm schaute noch ein wenig bleich aus; aber die stille Schwermuth, die ich in seinen Zügen bemerkt hatte, war völlig hinweggetilgt. Da über Berg und Thal das herrlichste Wetter blaute, schlug er einen Ritt nach dem jenseits der Hügel belegenen Dorfe vor.

Nach eingenommenem Frühstück führte man die Rosse an die Freitreppe. In seltsame Gedanken verloren, schaute ich zu, wie sich die schlanke, majestätische Alida in den Sattel schwang und an der Seite ihres Bräutigams in kurzem Galopp durch das Thor sprengte. Ihr folgte die zierliche Erna an der Seite ihres Bruders Alexis. Der Freiherr, mein junger Freund Edwin und ich bildeten, wie geziemend, den Schluß der kleinen Cavalcade. Frau Natalie war zu Hause geblieben, da man für den Nachmittag Gäste erwartete.

Die Landschaft bot nach dem wüsten Sturm- und Regenwetter, das die Nacht über getobt hatte, einen herrlichen Anblick. Die Nadelhölzer, die hier den Hauptbestand der Vegetation bildeten, prangten fast in der Frische des Lenzes und strömten einen balsamischen Duft aus.

Ich konnte mich nicht satt sehen an der fröhlichen Anmuth der zwei jungen Paare, die vor uns einhertrabten. Beide Mädchen schienen in ihrer Art die Palme der Liebenswürdigkeit zu verdienen. Alida thronte ruhig und würdig auf ihrem Rappen, jede Extravaganz verschmähend, stolz und gelassen, als ruhe sie im Fauteuil, und doch das Thier mit wunderbarer Sicherheit lenkend. Erna war just das Gegentheil. Alle Augenblicke ließ sie den feurigen Grauschimmel in ein anderes Tempo fallen; alle Augenblicke sprengte sie aus der Reihe, um bald hier, bald

dort ihr neckisches Spiel zu treiben. Insbesondere schien sie es auf die Pferde der beiden jungen Cavaliere abgesehen zu haben, denen sie ab und zu einen unerwarteten Gertenhieb versetzte, „weil die Thiere durchaus keine Race hätten". Das Ganze sah so reizend übermüthig, so keck und lebensfroh aus, daß der letzte Rest von Nachdenklichkeit, den die Erlebnisse der verwichenen Nacht in mir zurückgelassen hatten, aus der Seele schmolz.

Eine halbe Stunde lang ging es so fort durch braune Felder, graue Haide und tiefdunkle Föhrenwälder. Da plötzlich, als wir eben aus dem Gehölze ins Freie einbogen und dicht vor uns die röthlichen Dächer des Dorfes erblickten, stieg das Pferd Alida's wie entsetzt in die Höhe, während gleichzeitig das Thier ihres Begleiters scheu zurückwich, sodaß uns Nachfolgenden kaum die Zeit blieb, die Zügel zu straffen.

— Was giebt es? rief der Freiherr erschrocken.

Alida hatte indessen ihr Pferd mit großer Geschicklichkeit herumgeworfen und zum Stehen gebracht. Jetzt erst entdeckten wir die Ursache, die den Rappen stutzig gemacht. Ueber den Weg kroch ein Geschöpf zu uns heran, das außer den verzerrten Gesichtszügen wenig mit einem Menschen gemein hatte. Das war kein Gehen und Hinken mehr, ja kaum noch ein Kriechen; der Elende rutschte und wälzte sich am Boden her, indem er ein Glied, das halb aussah wie eine Hand und halb wie

ein Fuß, gegen die kleinen Unebenheiten der Fläche stützte.

Und doch hatte dieses Wesen menschliches Gefühl und menschliches Denken! Mit einer Stimme, die mich auf's Tiefste erschütterte, flehte er um ein Almosen . . .

Ich bemerkte, wie der Freiherr zusammenschauerte. Er griff in die Tasche und warf dem Aermsten ein Goldstück in den Hut . . . Noch einmal dieser Schauer . . . Dann begegnete sein Blick dem meinigen. Wir verstanden uns.

Und weiter ging der Ritt durch den klaren, leuchtenden Herbstmorgen . . .

Lange, lange Jahre ist's her, seit ich das Vorstehende aufgeschrieben. Der Freiherr und seine Gattin sind inzwischen zur ewigen Ruhe eingegangen. Ich könnte jetzt dem Wortlaut meines Versprechens gemäß das Siegel der Verschwiegenheit lösen; aber eine seltsame Scheu hält mich zurück. Erst nach meinem Tode soll man dies denkwürdige Blatt unter meinen Papieren finden. Schon gleich beim ersten Niederschreiben habe ich die Namen der Personen und die Oertlichkeit so verändert, daß nur Einer sie zu erkennen vermöchte, Edwin, der jüngste Sohn des Freiherrn; und warum ich vor dieser Möglichkeit keine Scheu hege, das sei hinwiederum mein Geheimniß. Streng und ohne Ausschmückung habe ich berichtet. Der unwider-

stehliche Zauber, den die Persönlichkeit Lorm's auf mich ausübte, hielt mich gekettet, so lange ich mich in ihrem unmittelbaren Wirkungskreise befand; die Macht seiner Beredtsamkeit, seiner Ueberzeugungskraft trübte die Klarheit meines Urtheils. Allgemach aber erkannte ich, wie schwer wir uns getäuscht hatten. Erich's That war ein hochherziger Irrthum, aber sie war ein Irrthum. Das Gesetz ist und bleibt die höchste und letzte Norm: kein Individuum hat das Recht, sich über Das zu erheben, was von der Gesellschaft als gültig erkannt und gleichsam durch Majoritätsbeschluß sanktionirt ist; denn nur unter Hochhaltung dieses Princips ist der Fortbestand einer bürgerlichen Gesellschaft denkbar. Auch der Freiherr wäre, wenn man die That entdeckt hätte, mit vollem Rechte dem Arm des Gesetzes anheim gefallen, denn der Mensch büßt auch für seine Irrthümer. Wohl aber scheint mir die Frage erlaubt, ob ein Gesetz nicht mangelhaft und unvollständig genannt werden muß, das so edle Gemüther wie das des Freiherrn in solche Conflikte bringt. Ich habe lange in dem Labyrinth dieser Zweifel herumgetastet, aber ich fand keinen Ausweg.

Maria la Brusca.

Zur Zeit Lorenzo's des Prächtigen stand in einem der nördlichen Stadtviertel von Florenz ein großes, prunkvolles Gebäude, das, halb Palast, halb Villa, die Vorzüge beider architektonischen Formen in sich vereinigte. Die Frontseite war ganz in jenem vornehm kolossalen Stile gehalten, der durch die Medicäer in Aufnahme kam und seine schönsten Triumphe in dem Palazzo Strozzi feierte. Mit allem Luxus der damaligen Civilisation ausgestattet, reihte sich hier Ein geräumiges Gemach an das andere, — nach unsern modernen Begriffen fast zu groß und zu gewaltig, um das volle Behagen einer Privatwohnung zu ermöglichen. Dieser vordere Theil des Palastes ging nach einer der belebtesten Straßen und enthielt die eigentlichen Wohnräume des Besitzers. Die Rückseite stieß dagegen an blühende Gärten, deren trauliche Stille zu dem geräuschvollen Treiben, wie es draußen an der Façade vorüberwogte, einen wohlthuenden Contrast bildete. Die riesigen Bossagen und Quadern des Bauwerkes ließen

den Straßenlärm nur in kaum vernehmlicher Abdämpfung in diese idyllische Einsamkeit herüberklingen; und wenn man in jenen prunkvoll eingerichteten Vorgemächern das Gefühl hatte, mitten im Centrum der großen Welt zu athmen, so glaubte man sich hier von den Bestrebungen des Zeitalters meilenweit entfernt, nur sich und seiner Beschaulichkeit überlassen. Diese Rückseite des Palastes trug denn auch in ihrer ganzen architektonischen Anlage die unverkennbare Absicht eines stillen Naturgenusses. Geräumige Loggien, von üppigen Schlinggewächsen umrankt, luden zur träumerischen Ruhe ein, und der weit hervorspringende Söller, dessen Ueberdachung sich thurmähnlich über den First des Palastes empor hob, eröffnete eine unvergleichliche Aussicht auf das villenbesä'te Thal und die Höhen von Fiesole.

Der glückliche Eigenthümer dieser Herrlichkeiten war ein junger Edelmann, mit Namen Alessandro de' Carmoli. Schon früh in den Besitz eines ungeheuren Vermögens gelangt, hatte er sich seit Jahren daran gewöhnt, die Welt als eine große Vergnügungsanstalt zu betrachten, deren vornehmste Aufgabe darin bestehe, ihm auf möglichst angenehme Weise die Zeit todtschlagen zu helfen und dafür als Gegenleistung seine blanken Dukaten in Empfang zu nehmen. Niemals hatte er einen Wunsch ausgesprochen, ohne daß Hunderte von Händen sofort die Erfüllung angestrebt hätten; und da in dem Florenz der Medicäer,

so gut wie heutzutage bei uns, die meisten Dinge für Geld zu beschaffen waren, so kam es selten oder nie vor, daß diese Erfüllung ausblieb. Wo sein Rang und sein Vermögen nicht in die Wagschale fielen, da erreichte er das Ziel durch die unbestreitbaren Vorzüge seiner Persönlichkeit. In ganz Florenz gab es keinen Cavalier, der ein so unerhörtes Glück bei den Frauen hatte, wie Alessandro. Schön und stattlich wie ein Apollo, verband er mit dem Zauber seiner äußeren Erscheinung eine ungewöhnliche geistige Begabung, die, von dem Schicksal in andere Bahnen gelenkt, ohne Zweifel schon frühzeitig Hervorragendes geleistet hätte. So beschränkten sich jedoch seine Interessen auf das übliche Maß von Kunst- und Literatursinn, wie es unter der Herrschaft jenes geistvollen Fürstengeschlechts, das dem ganzen Zeitalter seinen Namen gab, für jeden Mann von Bildung unerläßlich war. Genügte das nicht zur Hervorbringung selbstständiger Schöpfungen, so war es vollkommen ausreichend, um die eleganten Damen der Arnostadt zu entzücken, und ihnen das Urtheil aufzudrängen, Alessandro de' Carmoli sei der schönste, liebenswürdigste und bestunterrichtete Mann seines Jahrhunderts.

An dem Tage, an welchem unsere Erzählung beginnt, saß der junge Edelmann, den rechten Arm im Verbande, auf einer der blüthenumrankten Loggien seines Palastes und blickte, etwas gelangweilt, auf die saftgrünen Wipfel

der Citronenbäume, die unmittelbar vor dem Altan einen künstlichen Hain bildeten. Es war gegen Ende Mai, und die Atmosphäre hatte, zumal hier in der abgeschlossenen Stille der Gärten, etwas Einschläferndes.

Alessandro gähnte und richtete sich ein wenig im Sessel auf; wie es schien, um sich bequemer zu recht zu legen. Plötzlich machte der Ausdruck von Müdigkeit, der über seinen Zügen lag, einer unverkennbaren Neugierde Platz. Sein Blick schweifte über die Umfriedigungsmauer des Gartens in einen Hofraum hinüber, wo ein basaltener Triton von sehr roher Arbeit aus einer Muschel-trompete einen Wasserstrahl in das Becken sendete, das ihm als Kahn diente. Dort stand, von dem Grün des Strauchwerks, das hinter der Mauer aufragte, halb verdeckt, ein junges Mädchen in schlichter, häuslicher Kleidung. Sie hatte zwei kupferne Eimer zu dem Brunnen herangeschleppt und war eben damit beschäftigt, das eine der beiden Gefäße von dem Tritonen füllen zu lassen. Wie sich die schlanke Gestalt so über den Rand des Beckens beugte, die beiden bis zur Schulter entblößten Arme an dem Henkel des Eimers, das lange, blonde Haar nachlässig in einen Knoten geschürzt, erinnerte sie fast an die biblische Rahel.

Alessandro barg sich hinter der Säule der Loggia, damit die schöne Unbekannte am Brunnen ihn nicht wahrnehmen möchte. Ein Lächeln des Wohlgefallens glitt über sein bleiches, vornehmes Antlitz. Drei, vier Minu-

ten lang verharrte er so in schweigender Anschauung, bis das Mädchen die beiden Eimer gefüllt hatte und im Innern des Hauses verschwunden war.

Er legte sich jetzt wieder in seinen Sessel zurück, bettete den Arm, der während der ungünstigen Stellung von vorhin etwas gelitten hatte, sorgfältig auf dem Seitenpolster und zog dann die Glocke.

Ein greiser Diener trat in die Pforte.

— Ah, Ihr seid es, Pietro, sagte der junge Edelmann, augenscheinlich enttäuscht. Wo ist Geronimo?

— Draußen vor der Stadt bei der Einweihung der neuen Kirche. Ihr habt ihm ja selbst die Erlaubniß ertheilt, Signore. Uebrigens wird er in einer Stunde zurück sein.

— Es ist gut, sagte Alessandro gleichgültig.

— Wenn ich vielleicht in der Zwischenzeit . . .

— Nein, o nein, es ist Nichts für Euch. Macht nur, daß Ihr wieder hineinkommt, Alter. Ich sehe Euch ohnehin an, daß ich Euch im Mittagsschlaf unterbrochen habe.

— Vergebung, entgegnete Pietro, aber zum Schlafe fehlt mir just das Nöthigste, die Zeit. Ihr wißt ja, Herr, die Angelegenheit mit dem Vignenbesitzer vor der Porta Romana, dem Ihr aus christlicher Liebe seine zwei schönen Weinberge ruinirt habt, ist noch immer nicht beigelegt. Wenn ich nicht Alles aufböte, um den er-

bitterten Contadino zur Nachsicht zu stimmen, die Sache könnte noch jetzt vor den Principe kommen. Ich war eben wieder in Eurem Interesse thätig und habe zwei lange, umständliche Briefe geschrieben, eine Arbeit, die mir bei meinen achtzig Jahren wahrlich nicht halb so leicht fällt, wie Euch ein Dutzend übermüthiger Streiche.

— Ja, ich weiß, Ihr seid eine ehrliche Seele, erwiderte Alessandro. Wenn Ihr nur etwas mehr Verständniß besäßet für die Rechte einer fröhlichen Jugend! Mein Gott, was will der alte Narr da draußen mehr, als daß ich ihm seinen Schaden wieder vergüte? Das wäre das Aeußerste, selbst wenn die Sache zu Ohren des Fürsten gelangte.

— Ihr irrt, Herr, sagte Pietro sehr ernst. Muß ich Euch daran erinnern, wie es dem jungen Grafen von Arezzo erging, als er sich einen ganz ähnlichen Scherz auf dem Wege nach Fiesole erlaubte? Alle Bemühungen seiner Verwandten blieben erfolglos: er ward außer Landes verwiesen, und nun darf er zusehen, wie er diesen Urtheilsspruch wieder rückgängig macht.

— Nun ja doch, Ihr habt Recht, Alter! Es war ein thörichter Streich. In Zukunft sollt Ihr nicht wieder zu klagen haben.

Pietro seufzte.

— Dies Versprechen habt Ihr mir noch jedesmal

gegeben, Signore, und doch ... (er deutete auf den Arm seines Gebieters) ... erst gestern ...

Schweigend richtete er die Augen gen Himmel, als mache er dem Schicksal einen Vorwurf daraus, daß er, Pietro, so Trauriges an seinem Liebling erleben müsse.

— Pah, es ist nicht der Rede werth, versetzte Alessandro, indem er den Arm, wie um die Wahrheit seiner Worte zu beweisen, vom Polster hob. Ein leises Zucken, das über sein Antlitz flog, strafte ihn Lügen.

— Nicht der Rede werth? wiederholte der Diener. Und wenn ich Euch mein Wort darauf gebe, daß Ihr mindestens vier Wochen damit zu thun habt? Der Arzt hat die Sache durchaus nicht so leicht genommen.

— Die Aerzte verstehen ihr Handwerk und sind allezeit schwarzsichtig, schon aus Grundsatz. Es ist rühmlicher, eine schwere Verwundung geheilt zu haben, als eine Schmarre.

— Aber gesteht doch selbst, Herr, es war ein unverzeihlicher Leichtsinn! So ohne Weiteres mit Eurem zierlichen Flederwisch einen Gegner anzufallen, der das blanke Soldatenschwert an der Seite trug! Wahrhaftig, wenn der Zufall den Streit nicht getrennt hätte, so könnte ich jetzt an Eurem Sarg weinen!

— Gleichviel! Und wäre mein Degen aus Papier gewesen, ich hätte dem aufgeblasenen Schuft über's Gesicht fahren müssen! Diesen Hohn ertrage ein Anderer!

— Ich versichere Euch, Vicenzo de' Lodi ist ein durchaus ehrenwerther Cavalier; und wenn Euch der alte, vererbte Haß nicht verblendete ...

— Schweigt! unterbrach ihn Alessandro barsch. Ich dulde nicht, daß sich in meinem eigenen Hause Jemand zum Vertheidiger dieses Elenden aufwirft. Reißt er nicht jeden Vorwand vom Zaune, um mir die schmachvollsten Kränkungen zu bereiten? Sucht er mich nicht bei jeder Gelegenheit in den Augen meiner Mitbürger herabzusetzen? Lange genug habe ich geschwiegen: jetzt endlich ist mir das Blut übergekocht, und ...

— Und die Folge davon ist, ergänzte Pietro, daß Ihr nur wie durch ein Wunder dem Tode entgangen seid. Nein, Herr, wenn das Recht und Sitte unter den vornehmen Cavalieren ist, so lobe ich mir's, als einfacher Bürgerssohn geboren zu sein, der nur den Vorschriften seines Herzens und der allerheiligsten Religion folgt, ohne sich um Eure sogenannte Ehre zu kümmern.

— Das versteht Ihr nicht! Schafft mir jetzt ein paar Erfrischungen heraus und vergeßt nicht, mir rechtzeitig den Geronimo zu schicken.

Der Diener trug schweigend ein eisernes Tischchen mit Wein und Früchten herzu und entfernte sich dann, ein paar unverständliche Worte durch die Zähne murmelnd.

Nach Verlauf einer Stunde pochte es leise an die Thüre. Gleich darauf erschien eine kräftige Männergestalt mit pfiffigem, fast verschmitztem Gesichtsausdruck und näherte sich mit einer tiefen Verbeugung der Stelle, wo Alessandro, der inzwischen die Flasche Cyperwein bis zur Hälfte geleert hatte, im Halbschlummer lag.

— Eure Herrlichkeit haben befohlen? sagte der Eintretende.

— Kommst Du endlich? gab Alessandro zur Antwort, ohne seine Lage zu verändern. Was in aller Welt war nun da draußen zu sehen, daß Du wie ein neugieriges Frauenzimmer von der Partie sein mußtest?

— Zu sehen ... nun, nicht gerade Absonderliches; aber desto mehr zu hören, mit Euer Gnaden Erlaubniß.

— Wie so?

— Nun, ich traf den Untersekretär des Conte di Basso ... Eure Herrlichkeit wissen ja, den kleinen, freundlichen Burschen, der sozusagen des Grafen rechte Hand ist, und um alle diplomatischen Geheimnisse weiß.

— Nun, und weiter?

— Nun, der gute Junge hat mir allerlei erzählt, was uns sehr nahe angeht, mit Erlaubniß von Euer Gnaden.

— Laß jetzt das ewige ‚Euer Gnaden', und sprich rund weg, was Du ausgespürt hast. Wahrscheinlich

wieder irgend ein alberner Stadtklatsch, wie neulich, als Du behauptetest, die Principessa ...

— Nicht doch, unterbrach ihn Geronimo zuversichtlich. Es handelt sich vielmehr um eine sehr unzweideutige Aeußerung des Fürsten, die Euch jedenfalls überraschen wird. Ihr müßt nämlich wissen, Herr, die Geschichte mit dem Vignenbesitzer ist ruchbar geworden.

— Was? rief Alessandro, ein wenig verblüfft, der Fürst hätte erfahren ... Aber das ist nicht möglich! Pietro sagte mir noch vorhin ...

— Es ist so, wie ich Euch sage. Der Fürst weiß Alles; er weiß sogar, was Ihr gestern mit dem Signore de' Lodi vorhattet.

— Verwünscht! brummte Alessandro, sich die Lippen nagend. Nun, und weiter?

— Nun, der Fürst hat den Vorstellungen seiner Gemahlin, deren besonderer Gunst Ihr Euch zu erfreuen scheint, für diesmal noch nachgegeben und will ein Auge zudrücken; natürlich unter der Voraussetzung, daß Ihr den Vignenbesitzer entschädigt und den feierlichen Schwur ablegt, Euch nie wieder mit Vicenzo de' Lodi im Zweikampf zu messen. Aber ...

Geronimo stockte. Alessandro gab ihm einen ungeduldigen Wink, fortzufahren.

— Aber, sagte der Diener zögernd, wenn Ihr... Gestatten mir Euer Gnaden, ganz ohne Rückhalt die

Worte zu wiederholen, die Seine Hoheit gebraucht haben?

— Ganz ohne Rückhalt!

— Seine Hoheit sprachen wörtlich wie folgt: ‚Dieser Alessandro ist ein Narr und ein Raufbold. So wahr ein Gott über uns waltet, bei der nächsten Tollheit, die er begeht, spreche ich ihn seines Ranges und seiner Güter verlustig und jage ihn wie einen Bettler über die Grenze!‘

— Sehr gütig! Sehr gütig! sagte Alessandro, nur mühsam seine Erregung bezwingend. Der Principe scheint völlig verlernt zu haben, was man dem Sohn einer der ältesten Familien des Landes schuldig ist. Nächstens erleben wir, daß er irgend einen mißliebigen Edelmann auf der Piazza della Signoria auspeitschen läßt!

Der Diener zuckte die Achseln.

— Du bürgst mir dafür, daß jedes Deiner Worte die lauterste Wahrheit enthält?

Geronimo legte die Hand auf das Herz.

— Ich schwöre Eurer Herrlichkeit, daß ich keine Silbe zu viel noch zu wenig berichte. Es machte mir fast den Eindruck, als hätte der Graf seinen Beamten förmlich beauftragt, uns diese Kunde so unter der Hand zukommen zu lassen. Der Graf leistet Euch dadurch einen unverkennbaren Freundschaftsdienst. Ihr wißt doch jetzt, woran Ihr Euch halten müßt.

Alessandro richtete sich stolz auf.

— Tropf! sagte er wegwerfend, bildest Du Dir in der That ein, ich könne mich durch eine so erbärmliche Drohung in meiner Lebensweise irgend beschränken lassen? Ich will sehen, wer es wagt, einem de' Carmoli die Freiheit seiner Handlungen streitig zu machen! Schlimmsten Falls gehe ich ein Jahr lang in die Verbannung; das wäre das Aeußerste.

— Eure Herrlichkeit müssen das natürlich am besten wissen, sagte Geronimo, nachdenklich vor sich hin blickend. Aber was war es doch, Herr, weßhalb Ihr mich rufen ließet?

Das Gesicht Alessandro's begann sich aufzuheitern.

— Ah, richtig! versetzte er in einem Tone, der die alte Frische und Leichtlebigkeit wiedergefunden hatte; ich wollte Dich fragen, wer mag das allerliebste Kind sein, das vor etwa einer Stunde da drüben am Brunnen Wasser holte und ganz so aussah, als würde es sich der Mühe lohnen, ihr den Kopf zu verdrehen...?

Der Diener trat an den Rand der Loggia und blickte nach dem Hofraum hinüber.

— Hm, sagte er nach einer Weile, ein kleines, zierliches Ding? Keck, lebhaft?

— Im Gegentheil, erwiderte Alessandro; eine schlanke, volle Gestalt, blond wie eine Madonna Fra Angelico's.

— Ah, gewiß die Nichte des Waffenschmieds, der seit acht Tagen drüben seine Werkstatt aufgeschlagen hat.

— Was weißt Du von ihm?

— Nichts Besonderes. Er wohnte früher über dem Arno, dicht neben dem Haus der kleinen Giannina, mit der ich seiner Zeit — Ihr wißt ja, Signore.

— Also Schmied ist ihr Vater, sagte Alessandro.

— Ihr Oheim, verbesserte Geronimo. Sie ist seit langen Jahren schon eine Waise; ich glaube, ihr Vater war Seiler oder so etwas; jedenfalls sind die Leute einfach genug, um sich glücklich zu schätzen, wenn Euer Gnaden...

Ein widerliches Lächeln, das um die dünnen Lippen des Burschen spielte, vollendete die abgebrochene Phrase.

— Und wie heißt sie? fragte Alessandro, ohne auf dieses Grinsen zu achten.

— Ihr Taufname ist Maria, aber ihre Bekannten drüben in der Vorstadt nannten sie ‚La Brusca‘. Sie hat in der That etwas Schroffes und Abweisendes, wenigstens jungen Männern gegenüber. Ich könnte Euch da eine Geschichte erzählen . . .

— Das interessirt mich nicht, wehrte Alessandro. Sage mir nur noch Eins: ist der Alte sehr argwöhnisch?

— Nicht daß ich wüßte.

Alessandro schien zu überlegen.

— Es ist gut, sagte er nach einer Weile, Du kannst

gehen. Es versteht sich von selbst, daß Du reinen Mund hältst.

Der Diener nahm eine beleidigte Miene an.

— Eure Herrlichkeit, stammelte er vorwurfsvoll, habe ich jemals, seitdem mir die nie genug zu schätzende Ehre zu Theil ward . . .

Alessandro hatte sich bereits wieder in seinen Sessel zurückgelegt und die Augen geschlossen. Geronimo hielt es daher für zweckmäßig, den Rest seiner feierlichen Ansprache zu verschlucken und sich mit einem ehrerbietigen: „Felice sera!“ in das Innere des Hauses zurückzuziehen.

— — —

Die Wunde Alessandro's war minder gefährlich, als der Arzt und der sorgliche Diener vorausgesehn hatten. Schon nach Verlauf einer Woche durfte er die Binde ablegen und seine früheren Lebensgewohnheiten wieder aufnehmen. Nur das Reiten, seine Lieblingsbeschäftigung, war ihm vorläufig untersagt, da die Führung der Zügel die kaum vernarbte Wunde wieder zu schädigen drohte. Es erschien daher nur natürlich, wenn der junge Cavalier, dem das Zufußegehen auf diese Weise amtlich befohlen ward, seine zahlreichen Mußestunden benutzte, um so oft als möglich an dem alterthümlichen Eckhause der Via degli Orefici vorüber zu schweifen, wo der Waffenschmied Gaetano Soluri mit seiner blonden Nichte Maria la Brusca wohnte.

Wer den ungestümen Charakter des jungen Edelmanns kannte, der mußte die unerhörte Geduld bewundern, mit der er immer und immer wieder die Strecke von seinem Palast nach dem Stadtthor auf und ab wandelte, obgleich es an dem Eckhause Nichts zu beschauen gab, als geschlossene Fensterläden und die Schmiedewerkstätte, wo Gaetano im Kreise seiner Gesellen von früh bis spät mit Hammer und Blasebalg wirthschaftete.

Drei Tage lang hatte jetzt Alessandro seine Belagerungen hier fortgesetzt, ohne die schöne Gegnerin auch nur ein einziges Mal zu Gesicht zu bekommen. Um die Mittagsstunde, wenn er in seiner Loggia weilte, sah er sie regelmäßig in den Hof treten und am Kahn des Tritonen die Eimer füllen: aber hiermit war die Summe seines Minneglückes besiegelt. Das finstere Gebäude in der Via degli Orefici starrte ihn an wie eine unersteigliche Festung, die nirgends die Möglichkeit einer Bresche bot.

Im dunklen Gefühl, daß die Wahl dieses eigenthümlichen Spazierganges Aufsehn erregen müsse, hatte er sich bereits gegen drei oder vier Freunde, die der Zufall des Weges daherführte, nachdrücklich über die balsamische Luft ausgesprochen, die von den Bergen her durch das Thor wehe. Aber schließlich konnten solche Versicherungen nicht vorhalten, und so beschloß er denn, aus seiner beobachtenden Haltung herauszutreten.

Es war um die Stunde des Ave. Die grünen

Jalousien lagen, wie immer, fest und geheimnißvoll in der steinernen Umrahmung. Noch einmal warf Alessandro einen verstohlenen Blick auf die schweigsame Frontseite: dann zog er energisch die Brauen zusammen und schritt nun geradewegs auf die Pforte der Schmiede zu.

Was er hier suchte, war ihm wohl selbst noch unklar. Unter den rußigen Burschen an der Esse durfte er das blonde, blühende Kind, dem er nachstellte, am wenigsten erwarten; aber es schien ihm, als knüpfe er mit der Nichte eine gewisse Beziehung an, wenn er sich mit dem Oheim unterrede.

Gaetano begrüßte den vornehmen Gast mit einer selbstbewußten Höflichkeit, die dem Eintretenden imponirte.

— Was steht Eurer Herrlichkeit zu Diensten? fragte er, den wuchtigen Schmiedehammer auf die Ecke des Ambos stemmend.

In dem Ton seiner Stimme lag etwas Vorsichtiges, um nicht zu sagen Mißtrauisches. Alessandro's häufiges Auf- und Abschreiten mochte in der Schmiede nicht unbemerkt geblieben sein.

Der junge Edelmann war Menschenkenner genug, um dergleichen aus der Frage des Waffenkünstlers herauszulesen.

— Eine Kleinigkeit, Messere Gaetano, versetzte er leichthin. Ich wandle da seit einiger Zeit in Eurer kühlen, schattigen Straße einher, um mich von den Folgen

einer Verwundung zu erholen, die ich im Zweikampf erlitten. Ich führte eine Klinge aus der Werkstatt des Messere **Antonio** Balbi und mußte die trübe Erfahrung machen, daß ein berühmter Name nicht immer die Güte der Waare verbürgt. Der Degen zersprang mir beim ersten Gange wie Glas, und eine Sekunde später hatte ich den Stahl des Gegners im Arme.

— Ah, Ihr wäret der edle Signor Alessandro de' Carmoli? sagte der Waffenschmied, lebhafter werdend. Ich habe von Eurem Zweikampf gehört. Signor Vicenzo de' Lodi, Euer Gegner, ist ein vortrefflicher Fechter. Er zählt übrigens seit Jahren zu meiner Kundschaft.

Der junge Edelmann ließ nicht merken, wie sehr ihn diese Erklärung überraschte, sondern erwiderte lächelnd:

— Just das war es, Messere, was mir soeben durch den Sinn fuhr. Mein seliger Vater pflegte zu sagen: ‚Wenn du einen Rechtsstreit verloren hast, so geh' in Zukunft zu dem Sachwalter deines Gegners.‘ Ich habe die Vortrefflichkeit Eurer Klinge am eigenen Leibe erprobt und will mir diese Erfahrung zur Lehre nehmen. Wofern es Euch gut dünkt, seid Ihr von jetzt ab der Einzige, bei dem ich meinen Bedarf an Waffen erstehn werde.

Gaetano verneigte sich. Die Eröffnungen des jungen Mannes schmeichelten ihm doch mehr, als er sich selber bekennen mochte.

— Eure Herrlichkeit denken zu hoch von mir, sagte er lächelnd. Freilich, mit dem Messere Antonio nehm' ich's noch auf, wenngleich die Mode Jenen zu begünstigen scheint.

— Verlaßt Euch darauf, das soll mit der Zeit anders werden. Ohne mich rühmen zu wollen, darf ich kühnlich behaupten, daß ich in diesen Dingen ein Wort mitsprechen kann. Habt Ihr nie von dem Schneider am Ponte Vecchio gehört?

— Nein. Was ist's damit?

— Nun seht, dieser ehrliche Bursche war nicht etwa ein Meister in vortrefflichen Umständen, wie Ihr, sondern ein gänzlich heruntergekommener Lazarus, der nicht wußte, wovon er das Brot für den folgenden Tag bestreiten sollte. Eines Morgens geh' ich am Ponte Vecchio vorüber, um durch die Arkaden der Uffizj nach der Piazza della Signoria einzubiegen. Da hält er mich an und bittet flehentlich um eine Unterstützung. Der Mann hatte in besseren Tagen einmal für mich gearbeitet und mich vortrefflich bedient. Gutmüthig wie ich bin, folge ich ihm in sein Magazin und frage ihn nach den Gründen seines Unglücks. Er zuckt die Achseln. ‚Die Madonna mag's wissen,' versetzt er weinerlich. ‚Mir geht eben Alles zuwider. Jetzt hab' ich da einen mächtigen Ballen von diesem groben Leinenzeug angekauft, weil der reiche Vignenbesitzer Gasparo Batti-

paglia mir die Einkleidung seiner sämmtlichen Weinbergsarbeiter zugesagt hatte; und nun stirbt mir der Mann, und die Erben verkaufen die Weinberge bis auf die letzte Hufe, und mir bleibt das Nachsehen.' Er blickte so trübselig vor sich hin, daß ich von Mitleid ergriffen wurde und auf eine abenteuerliche Idee verfiel. ,Messere,' sage ich, ,wißt Ihr was? Nehmt mir das Maß und fertigt mir aus diesem Zeuge da einen Leibrock!' Der arme Teufel traut seinen Ohren nicht und will Einwände machen. Ich aber bleibe dabei, und drei Tage später bringt er mir das leinene Wamms, elegant zugeschnitten und mit schmalen Sammtstreifen besetzt, in die Wohnung. Desselbigen Abends war ein großes Fest bei dem Conte di Basso. Die Blüthe von Florenz erscheint in Seide und Goldbrocat: ich aber trage meinen linnenen Kittel und schreite so stolz durch die gräflichen Prunkgemächer, daß ich sofort die allgemeine Aufmerksamkeit errege. ,Sieh da, mein lieber de' Carmoli', ruft mir der Graf zu, ,was habt Ihr da für einen hochinteressanten Rock an?' ,Das Neueste, was man hat,' versetze ich kaltblütig; ,das Muster ist direkt aus Paris bezogen, und der Schneider am Ponte Vecchio, ein Künstler, der ständige Verbindungen mit dem französischen Hof unterhält, hat ihn angefertigt.' ,In der That,' sagt der Graf, ,ein ganz merkwürdiges Kleidungsstück; aber sehr originell, sehr geschmackvoll!' ... Kurz, ehe acht Tage vergingen, trug

die gesammte goldne Jugend von Florenz solche Leinwandkittel, und der gute Schneider hatte ein glänzendes Geschäft gemacht. Natürlich vermochten sich die seltsamen Wämmser nicht lange zu halten; aber der Mann war nun einmal in der Mode, und da er wirklich Vorzügliches leistet, so wird ihm kein Rival den eroberten Rang wieder streitig machen.

Um die Lippen des Waffenschmiedes spielte ein Lächeln der Geringschätzung.

— Das heißt, fügte Alessandro hinzu, ich hoffe, Ihr versteht mich nicht falsch. Ich erzähle Euch diese Geschichte nur, um Euch zu beweisen ...

— O, ich verstehe sehr wohl, unterbrach ihn Gaetano kopfnickend. Wie dem auch sei, ich rechne es mir zur Ehre, einen so einflußreichen Edelmann unter meine Gönner zu zählen. Beliebt es Euch, gleich zur Stunde meine Waffen in Augenschein zu nehmen?

— Je eher, je lieber! lautete die lebhafte Antwort.

— Wohlan, so folgt mir; das Waffenlager befindet sich eine Stiege hoch. Ich denke, Ihr sollt zufrieden sein.

Er lehnte den schweren Schmiedehammer, den er während dieser Unterredung in der Hand gehalten hatte, wider die rußige Wand und öffnete die Thüre im Hintergrund der Werkstätte. Eine enge, steinerne Wendeltreppe führte von hier ins obere Stockwerk. Langsam und

schweigend schritten die beiden Männer die ausgetretenen Stufen hinan.

Alessandro unterdrückte kaum einen Aufschrei des Entzückens, als er beim Eintreten in das geräumige Waffenzimmer den glühendsten Wunsch seiner Seele in unerwarteter Weise erfüllt sah. Sein Blick fiel auf die schlanke Gestalt der blonden Maria. Sie kniete in der Nähe des Fensters vor einem niedrigen Tischchen, auf dem ein halbes Dutzend blitzender Dolche lag. Das blaugrüne Licht, das durch die Spalten der Jalousien hereinfiel, verlieh ihren Zügen etwas Marmorartiges, ohne ihren Liebreiz zu beeinträchtigen. Als sie den Oheim an der Seite eines fremden jungen Cavaliers erblickte, fuhr sie hastig empor und wollte mit einem flüchtigen Gruße vorüber.

— Was suchst Du hier? fragte Gaetano verwundert.

— Ich wollte ... Es war wegen des Dolches ... stammelte Maria.

Der Waffenschmied lachte.

— So sind die Weiber, sagte er, halb zu dem jungen Edelmanne gewendet. Selbst die Todesklinge muß prangen und prunken, wie ein Balldiadem. Dacht' ich's doch gleich, daß der einfache Stahl Dir zu schlicht sein würde. Nun, Du magst Dir morgen auswählen, was Dir beliebt. Wenn Du keinen Damascener mit Diamanten verlangst, so soll Dir's gewährt sein.

Maria entfernte sich, ohne etwas zu erwidern. Alessandro empfand es schmerzlich, daß dieses einfache Bürgerskind ihn nicht einmal eines Blickes der Neugierde würdigte.

— Ein artiges Fräulein! sagte er, als die Thür sich hinter Maria geschlossen hatte. Eure Tochter, Messere?

— Meiner Schwester Kind, eine Waise, versetzte Gaetano.

— Und was soll's mit dem Dolche? forschte Alessandro weiter.

— Das ist so eine Idee von ihr. Sie meint, man vertraue besser auf seine eigene Kraft, als auf den Schutz der Gesetze. Neulich, als sie in stiller Nachmittagsstunde zu ihrer Muhme nach Fiesole wanderte, ward ihr ein ungewaschener Gesell so zudringlich, daß sie seiner sich kaum zu erwehren wußte. Zum Glück kamen zwei Offiziere des Prinzen die Straße daher, die dem Burschen das Handwerk legten. Seitdem hat sie geschworen, nie wieder unbewaffnet das Haus zu verlassen. Der Dolch begleitet sie sogar Sonntags in die Messe, und im Grunde kann ich's nicht tadeln. Hört man nicht alle Tage, daß selbst junge Cavaliere aus edler Familie . . .

— Ja, ja, unterbrach ihn Alessandro, nicht ohne Verlegenheit, die Vorsicht ist die Mutter der Weisheit. Aber nun zeigt mir Eure Schätze, Messere. Ich möchte ein Schwert erstehen, ganz so, wie Ihr's meinem

ehrenwerthen Gegner, dem Herrn Vicenzo de' Lodi, verkauft habt.

— Ganz so ist keine Klinge mehr vorräthig, erwiderte Gaetano.

— Nun, dann laßt sehn, was Ihr habt. Ich denke, wir sollen etwas Geeignetes finden.

Der Waffenschmied lächelte. Schweigend trat er zum nächsten Schrein und schob die Kramme zurück.

— Hier, sagte er, einen bläulich blitzenden Degen mit kunstvoll getriebenem Griff aus der Reihe nehmend. — Was sagt Ihr zu diesem Toledaner?

— Meisterhaft, in der That!

— Ich besaß deren zwei, fuhr der Waffenschmied fort. Sie waren für den Grafen von Arezzo bestimmt und auf Bestellung verfertigt. Als der junge Brausekopf vor dem Zorn des Principe flüchten mußte, ließ er mich und die Klingen im Stiche . . .

— Nun, der eine der beiden Degen hat doch bereits seinen Liebhaber gefunden, erwiderte Alessandro.

— Ja wohl, spottete der Waffenschmied. Einen Liebhaber, der weder zahlte, noch seine Adresse zurückließ. Noch heute begreife ich nicht, wie es zugegangen. Die Waffen hingen wohlverwahrt draußen in dem Wandschrank des Vorplatzes. Eines schönen Abends komm' ich die Treppe herauf und sehe zu meinem Erstaunen, daß die Thüren nur angelehnt sind. Näher hinzutretend merke ich,

was die Glocke geschlagen hat. Es fehlten zwei Dolche und der eine Toledaner des Grafen. Seitdem verwahre ich meine Waffen stets hier in dem eigens dazu hergerichteten Zimmer.

— Und Ihr habt keine Ahnung, wer Euch diesen Streich gespielt haben könnte?

— Nicht die mindeste. Genug, die Klingen sind fort, und ich bin, wie so mancher Sterbliche vor mir, durch Schaden klug geworden.

Alessandro betrachtete die Waffe genauer. Es lag sehr viel gekünstelter Eifer in seinem Wesen, und hinter dem scheinbaren Ernste verbarg sich nur mangelhaft eine Unruhe und Zerstreutheit, die dem ehrlichen Gaetano Soluri vielleicht aufgefallen wäre, wenn die Erinnerung an jenen ärgerlichen Vorfall ihn nicht für den Augenblick völlig in Anspruch genommen hätte.

— Was fordert Ihr für den Degen? fragte der Edelmann, heimlich nach der Thüre hinüber lugend, durch die vor wenigen Minuten die blonde Maria verschwunden war.

Gaetano nannte die Summe.

— Gut, erwiderte Alessandro, die Waffe ist mein. Wann kann ich sie holen lassen?

— Heute, morgen, sobald Ihr wollt. Sie bedarf nur einer flüchtigen Politur.

— Morgen also. Mein Diener wird Euch auszahlen.

Eine Weile noch musterte Alessandro den Inhalt des Waffenschreins und die Einrichtung des Gemachs; dann hielt er es für gerathen, den Rückzug anzutreten. Er wollte den Oheim nicht vor der Zeit argwöhnisch machen.

Im Stillen sann er bereits auf einen neuen Vorwand, den Raum zu betreten, wo er dem schönen Mädchen zum ersten Male von Angesicht zu Angesicht gegenübergestanden hatte.

Zu Hause angekommen, begab er sich wieder nach der Loggia, die er seit dem Tage seiner Verwundung vor allen andern Ruheplätzen des Palastes bevorzugte. Er warf sich in den Lehnsessel und blickte durch das Grün der Umrankung nach dem Hofe hinüber, wo der Triton, jetzt gerade vom Lichte der Mittagssonne getroffen, seinen blitzenden Strahl in die Luft sendete. Sonst war Alles öde und ausgestorben. Die Eichenthüre, die in das Haus führte, lag schwer und schläfrig wider dem Pfostengebälk, und die ganze stahlgraue Wand mit den unregelmäßigen Fenstern und Luken schien unter dem Banne einer erdrückenden Dumpfheit und Leblosigkeit zu schmachten. Auch Alessandro ward von einer seltsamen Schwermuth ergriffen. Regungslos starrte er ins Weite, und je länger er so vor sich hinträumte, um so trüber und unbefriedigter ward der Ausdruck seiner Gesichtszüge.

So verstrich ihm fast eine Stunde. Da schreckte ihn

das Eintreten Geronimo's aus seiner Versunkenheit auf. Der Diener brachte zur größten Ueberraschung seines Gebieters den Degen, den dieser in der Werkstatt Messere Gaetano's gekauft hatte.

— Der Meister läßt sagen, er habe Euch die Mühe ersparen wollen. Sein erster Gesell ist draußen und scheint auf Bezahlung zu warten.

— Aber ich sagte ihm doch . . . stammelte Alessandro verdrießlich.

Geronimo zuckte die Achseln.

— Pietro soll ihm aushändigen, was ihm gebührt, fuhr de' Carmoli fort. Ich glaube, es waren vierzig Dukaten. Der Bursche wird's wissen.

— Ein prächtiges Stück Arbeit, sagte Geronimo halb vor sich hin, indem er den Stahl ein wenig aus der Scheide zog.

— Ich wollte dem alten Tölpel gern seine Kunstfertigkeit erlassen und mit einer Jahrmarktsklinge vorlieb nehmen, wenn er minder karg mit der Schönheit seiner reizenden Nichte verführe. Aber Gott sei's geklagt, in diesem Punkte scheint er spröder als seine Waffen.

— Und doch habt Ihr, mit Verlaub zu reden, ganz den richtigen Weg eingeschlagen, meinte Geronimo, noch immer am Griffe des Degens spielend. Ihr findet so noch am ersten Gelegenheit, Euch der Kleinen bemerklich zu machen. Habt Ihr das Mädchen zu Gesicht bekommen?

— Ja, wie man einen Blitz zu Gesicht bekommt. Wenn man eben erst recht die Augen aufreißt, ist der Zauber vorbei. Ich bin überzeugt, der Alte hat eine unbestimmte Ahnung, daß die schöne Maria mich mehr fesselt, als er und sein rußiges Gesindel im Erdgeschoß.

— So? Sollte er wirklich . . .? fragte Geronimo pfiffig. Nun um so mehr heißt es: Eile mit Weile. Nur keine Ueberstürzung, Euer Gnaden!

Alessandro erwiderte Nichts.

— Befehlt Ihr, daß ich die Waffe da hinauftrage in Euer Gnaden Rüstkammer?

— Meinetwegen.

— Dann möchte ich den Schlüssel erbitten. Der Hausverwalter kommt vor Abend nicht heim.

— So wart' bis zum Abend. Leg' das Ding dort auf die Tischplatte.

Geronimo that wie geheißen und entfernte sich.

Alessandro heftete den Blick auf den Degen und runzelte immer verdrießlicher und mißvergnügter die Stirne.

Es lag klar zu Tage, daß dieser Waffenschmied, der sich so unschuldig und harmlos geberdete, ein äußerst durchtriebener Geselle war. Vielleicht hatte er die Geschichte mit dem Dolche, der die schöne Maria angeblich selbst in die Kirche begleitete, nur erlogen, um dem verdächtigen Cavalier einen Wink angedeihen zu lassen. Die wenigen Worte, die das junge Mädchen gesprochen hatte,

besagten an sich nicht das Mindeste, und Messere Gaetano schien ganz der Mann darnach, eine so abenteuerliche Historie aus dem Stegreif zu erfinden. Aber gleich viel! Für einen de' Carmoli gab es in Liebesangelegenheiten kein Hinderniß, und der erste Schritt war geschehen. Wenn sie feinfühlig war, so wußte sie jetzt, wie leidenschaftlich er für ihre Schönheit erglühte. Sie hatte zwar scheinbar die Blicke von ihm abgewandt, aber eine schöne Florentinerin versteht es, das zärtliche Mienenspiel des Verliebten selbst dann noch wahrzunehmen, wenn sie die Augen in das Meßbuch oder auf die Lippen des Declamators richtet.

Alessandro war kaum mit diesen Erwägungen im Reinen, als Geronimo abermals auf der Schwelle erschien, und zwar diesmal gefolgt von einer vornehmen, hohen Gestalt, die dem jungen Edelmann schon von Weitem einen weltmännisch-wohlwollenden Gruß zunickte.

— Aber Geronimo, rief Alessandro, hastig emporspringend, warum führst Du Seine Herrlichkeit nicht in den Empfangssaal? Signor Conte, ich bitte tausend Mal um Verzeihung!

— Euer Diener ist unschuldig, bester de' Carmoli. Er hat geleistet, was seines Amtes ist. Ich selbst ersuchte ihn, mich nach der Loggia zu führen. Ihr seid doch nicht böse, Verehrtester?

Der Sprechende war bei diesen Worten bis in die

Mitte der Halle getreten. Eine äußerst sympathische Erscheinung, die selbst auf die verwöhnte Natur unseres Alessandro einen unwiderstehlichen Zauber ausübte. Der Conte di Basso mochte damals etwa fünfzig Jahre zählen; sein elastisches Wesen und der volle, dunkle Bart ließen deren kaum vierzig vermuthen. Ein gewisser Hauch von Vollendung und Reife kennzeichnete jede seiner Bewegungen, und sein wohlklingendes Organ hatte etwas so seltsam Bestrickendes, daß man dem Grafen selbst dann nicht zu zürnen vermochte, wenn er, wie sich dies zuweilen ereignete, in seiner überaus höflichen Weise eine empfindliche Wahrheit zum Besten gab.

Alessandro lud seinen Gast zum Sitzen ein. Der Conte ließ sich behaglich auf der purpurbeschlagenen Bank nieder, die dem Sessel des jungen Edelmanns schräg gegenüber stand.

— Nun, mein lieber de' Carmoli, fragte der Graf di Basso lächelnd, ist unser junger Freund wieder völlig hergestellt?

Alessandro erröthete.

— Eure Herrlichkeit sind zu gütig, versetzte er. Die ganze Geschichte war nicht der Rede werth.

— Doch, doch! sagte der Graf. Wie ich gehört habe, hing Euer Leben an einem Faden.

— Nun ja, wenn Ihr wollt . . . Aber die Verwundung an sich . . .

— Ist vollkommen geheilt? Freut mich, freut mich aufrichtig. Auch Seine Hoheit der Fürst waren von lebhafter Genugthuung erfüllt, als sich herausstellte, daß Fama in erschreckender Weise übertrieben hatte.

— Ich wurde wohl gar todt gesagt? versetzte Alessandro mit gezwungener Heiterkeit, denn er merkte sehr wohl, worauf die Geschichte hinaus wollte.

— Das nicht, aber die Einen behaupteten, Euer Arm sei für immer gelähmt, und Andere wollten gar wissen, Ihr würdet ihn ganz verlieren. Wie dem auch sei, der Fürst hat schmerzlich bedauert, daß der alte Familienstreit, der zwischen Euren Vätern entbrannt war, nunmehr bei den Söhnen einen so unbändigen Charakter angenommen hat, und Seine Hoheit möchten in jeder Weise den Frieden der Stadt und die öffentliche Ordnung gewahrt wissen. Bei den Gesinnungen, die Seine Hoheit für sein geliebtes Florenz hegt, werdet Ihr diesen Wunsch nur begreiflich finden.

— Gewiß ... aber ... ich versichere Euch ...

— Ich komme also im Auftrag des Fürsten. Signor Vicenzo de' Lodi hat das gleiche Versprechen ablegen müssen, das ich jetzt im Namen Seiner Hoheit von Euch verlange. Ich bitte um Eure feierliche Zusage, in den Staaten der Medicäer nie wieder den Degen zu ziehen.

— Aber ... Eure Herrlichkeit ... wie kann ich ...?

— Ich bedaure von Herzen, Euch mittheilen zu müssen, daß der Wille des Prinzen unabänderlich ist. Ihr seid ein liebenswürdiger Cavalier und von glänzenden Gaben, aber Ihr wißt selbst, mein Verehrtester, daß Ihr in den letzten Jahren ein wenig toll gewirthschaftet habt. Nun, man ist auch einmal jung gewesen, und ich bin wahrlich der Letzte, der einen übermüthigen Streich zum Staatsverbrechen stempeln möchte. Aber ein Fürst muß anders handeln als ein Privatmann. Ein Fürst hat Pflichten, ein Fürst soll die Gesetze des Landes selbst da schützen, wo sein Herz ihm Nachsicht und Milde geböte. Kurz und gut, Seine Hoheit fordert von Euch die Unterzeichnung dieses Aktenstückes, oder, falls Ihr Euch weigern solltet, Eure sofortige Abreise. Ich hoffe, Ihr werdet dem Botschafter das Unangenehme seiner Botschaft nicht entgelten lassen.

Mit diesen Worten reichte er ihm ein Papier hin, dessen Inhalt Alessandro mit fiebernder Aufregung durchflog.

— Nun? fragte der Conte di Basso nach einer Weile, was darf ich dem Principe melden?

Der junge Edelmann war blaß geworden wie eine Leiche. Seine Linke schloß sich krampfhaft zur Faust; um die feingeschnittenen Lippen arbeitete es ungestüm, und die dunklen Augen, die noch vor kurzer Frist so schmachtend nach den Fenstern der spröden Maria hinaufgeblickt

hatten, schleuderten dem Grafen einen schlecht verhohlenen Blick der Erbitterung und des Hasses zu.

Der Vertraute des Prinzen wiederholte seine Frage.

— Wohlan, erwiderte Alessandro, sagt Eurem Herrn, daß es ihm freisteht, nach Willkür mit mir zu verfahren: ich weiche nur der Gewalt.

Mit diesen Worten erhob er sich und schritt einige Male in heftigster Gemüthsbewegung die Loggia auf und nieder.

Der Conte di Basso verfolgte das leidenschaftliche Gebahren des Jünglings mit einem flüchtigen Kopfschütteln. Endlich begann er in einem Tone, dessen ruhiges Wohlwollen fast ein wenig gekünstelt klang:

— Ihr seid zu rasch, lieber de' Carmoli. Bei klarer Ueberlegung werdet Ihr einsehen, daß die Zumuthung, die der Prinz Euch stellt, durchaus nichts Ehrenrühriges hat. Seine Hoheit verlangt ja diese Unterwerfung nicht als Privatmann, sondern als Fürst, und noch niemals ist es für einen Edelmann schimpflich gewesen, dem Willen des Regenten Gehorsam zu leisten. Wolltet Ihr doch begreifen, mein Bester, daß Ihr eher Veranlassung hättet, Euch über die Milde des Prinzen zu freuen, als ob seiner Strenge zu grollen. Ihr habt die Gesetze des Landes zu wiederholten Malen in einer Weise verletzt, die Jeden Andern ins Verderben gestürzt hätte. Seine Hoheit nimmt jedoch Rücksicht auf Eure edlen persönlichen

Eigenschaften, auf Euren stürmischen Charakter, auf Eure Jugend, auf Eure gesellschaftliche Stellung und fordert nur Eins: das Versprechen, für die Zukunft von ähnlichen Ausschreitungen absehn zu wollen. Alessandro de' Carmoli, ich traue Euch so viel Gerechtigkeitsgefühl zu, daß Ihr ungeachtet der kleinen Kränkung, die Eure Eigenliebe erfährt, bedingungslos einräumt, der Prinz verfahre hier nicht nur durchaus nach den Regeln der Billigkeit, sondern sogar über alle Erwartung nachsichtig.

Alessandro starrte finster zu Boden.

— Noch Eins, fuhr der Conte di Basso nach einer kurzen Pause fort. Ihr denkt Euch vielleicht die Verbannung nicht ganz so schrecklich, wie sie in der That auf jeden vaterländisch gesinnten Florentiner wirken muß. Ihr wähnt vielleicht gar, eine Zeit lang die Welt durchstreifen und dann, nachdem der Zorn Seiner Hoheit verraucht, ohne Weiteres nach der Arnostadt zurückkehren zu können. Das ist ein Irrthum, der Euch theuer zu stehen käme. Eure Verbannung würde genau so lange dauern, wie Eure Weigerung, die von dem Prinzen geforderte Erklärung zu unterzeichnen. Ihr gewännet also nicht das Geringste. Ohne Aussicht auf Wiederkehr hättet Ihr Euch von Allem zu trennen, was Euch hier lieb und theuer geworden. Kann ein Florentiner um diesen Preis auf einem Entschluß beharren, der, Ihr verzeiht, nur die Berechtigung des Eigensinns hat? Ich glaube, bei ruhigem Blute

werdet Ihr den Gedanken, der Euch im ersten Augenblick meiner Eröffnung durchzuckte, selber so unerhört, so abenteuerlich, so wahnsinnig finden, daß Ihr nicht begreift, wie er überhaupt jemals in Eurer Seele Raum gewonnen.

Der Graf schwieg. Alessandro schien noch immer mit sich zu kämpfen. Da fiel sein Blick über die Brüstung der Loggia nach dem einsamen Hofraum, wo der Strahl des Tritonen in der Sonne blitzte. Die blonde Maria, deren Bild mit einem Male in wunderbarer Holdseligkeit vor seinem Inneren emportauchte, gab den Ausschlag.

— Hat Vicenzo de' Lodi eine ähnliche Erklärung unterzeichnet? begann er nach einer Weile.

— Genau dieselbe.

— Nun denn, erwiderte Alessandro zögernd, was bleibt mir übrig? Es ist hart, Conte di Basso!

— Ihr habt doch recht gelesen, mein Bester? fragte der Graf mit einem prüfenden Blick. ‚Bei meiner Ehre und meinem Gewissen!‘ Versteht wohl, es handelt sich hier um einen unwiderruflichen Schwur, dessen Verletzung . . .

— Signor Conte, entgegnete Alessandro mit Würde, ich habe noch nie eine Verpflichtung übernommen, ohne mich über ihre Tragweite genau unterrichtet zu haben. Im Uebrigen bin ich ein Edelmann!

— Ihr dürft meine Aengstlichkeit nicht verübeln,

werthester Freund. Es stünde mir schlecht an, die Ritterlichkeit Eurer Gesinnung zu bezweifeln; ich möchte Euch nur daran erinnern, daß selbst eine Vergeßlichkeit, ein Versehen, wie es der Zufall mit sich bringt, eine Uebereilung . . .

— Habt keine Sorge! So lange Vicenzo de' Lodi mich nicht meuchlings anfällt und mir so die Klinge in die Hand zwingt, so lange soll keine Macht der Erde im Stande sein, mir das Schwert aus der Scheide zu reißen. Aber nun sagt mir auch, ist der Prinz wirklich so sehr erbittert, wie es nach dieser peinvollen Zumuthung den Anschein hat?

— Ich kann Euch versichern, daß es lediglich bei Euch steht, Seine Hoheit vollständig auszusöhnen. Die Principessa ist ohnehin auf Eurer Seite, und was mich betrifft, so werdet Ihr nicht daran zweifeln, daß ich Alles aufgeboten habe, um Euch nützlich zu sein.

— Ich bin Eurer Herrlichkeit zu innigem Danke verbunden. Noch Eins. Die Verpflichtung, die ich durch die Unterzeichnung dieses Aktenstücks eingehe, bleibt doch geheim?

— Leider nein! versetzte der Graf. Es ist mir schmerzlich, auch in dieser Beziehung der Verkünder einer unerfreulichen Nachricht zu sein. Der Prinz wird die Sache öffentlich bekannt geben; die Bürgerschaft verlangt für den Friedensbruch eine Genugthuung.

Alessandro biß sich auf die Lippe. Dann erhob er sich schweigend, trat mit dem Papier an ein Pult, das im äußersten Winkel der Halle stand, und setzte in derben Zügen die gewünschte Unterschrift bei.

— Hier, Signor Conte! sagte er bitter, indem er auf seinen Platz zurückeilte; ich hoffe, der Prinz wird mit seinem Unterthanen Alessandro de' Carmoli zufrieden sein.

— Ich danke Euch! Und nun verzeiht, wenn ich Euch jetzt schon verlasse, ohne den unangenehmen Eindruck meiner Botschaft verwischen zu können. Seine Hoheit erwartet mich in zwanzig Minuten.

Alessandro drückte sein Bedauern aus und geleitete den Besucher nach der Pforte. Dann kehrte er zurück, stülpte das erste, beste Barett über die Schläfe und eilte ins Freie. Es trieb ihn unwiderstehlich in die Nähe des dunklen, verschwiegenen Eckhauses mit den blaugrünen Streifläden.

Kaum hatte er die Loggia verlassen, als der ehrliche Pietro, der älteste Diener des Hauses, auf der Schwelle erschien und sich mit der oft zwecklosen Geschäftigkeit des Alters anschickte, die Tische und Sessel zurechtzurücken, die nicht ganz auf dem vorgeschriebenen Fleck standen.

Bei dieser Gelegenheit erblickte er den neuen Degen aus der Werkstätte Gaetano Soluri's.

— Aha, dachte er, kaum dreimal ist er vor der

Thür gewesen, und schon versieht er sich mit neuen Mordwaffen, um dem Gegner die Verwundung von neulich quitt zu machen. Gott möge es bessern!

Er nahm das Schwert in die Hand.

— Eine prächtige Arbeit! Gut, daß ich komme; wenn sie ein paar Stunden länger hier liegen bleibt, so leidet sie unter dem Nachtthau und ist morgen verrostet . . .

Mit diesen Worten öffnete er einen Wandschrank und legte die Waffe sorgfältig in das oberste Fach.

— So! murmelte er befriedigt; da mag's liegen, bis der Verwalter heimkommt und es nach der Rüstkammer abholt.

Der Hausverwalter ließ nicht allzu lang auf sich warten, aber der gute Pietro litt in nebensächlichen Dingen bereits seit Jahren an einer bedauernswerthen Vergeßlichkeit, und so blieb denn das Schwert ruhig in dem Fache der Loggia. Alessandro seinerseits lebte dem Glauben, die Waffe sei längst an den Ort ihrer Bestimmung befördert. Wir wissen ja, daß ihm der Erwerb des Kleinods an sich vollkommen gleichgültig war: er hatte den Kauf nur als Mittel zum Zweck betrachtet und bereits hundert neue Pläne geschmiedet, um sich der schönen Nichte des Schmieds mit besserm Erfolge zu nähern, als dies in dem Waffenlager ihres Oheims thunlich erschien.

— ——

Es war sieben Uhr Abends, etwa vierzehn Tage nach den zuletzt geschilderten Vorfällen. In dem Thürweg eines kleinen, sauber getünchten Häuschens auf der Höhe von Fiesole standen zwei Frauengestalten, die Hände wie zum Abschied in einander gelegt, aber immer noch zögernd, als ob die Trennung ihnen diesmal außergewöhnlich schwer fiele.

— Die heilige Jungfrau sei mit Dir! sagte die Aeltere, eine kleine, bewegliche Frau von dreißig Jahren. — Und das mit dem Beppo überlege Dir noch. Wer weiß, Maria, ob's nicht Dein Glück ist.

— Nein, Muhme, entgegnete Maria la Brusca, ich verstehe mich besser darauf. Der Mensch hat einen bösen, lauernden Blick, und wenn er lächelt, so mein' ich, es ist erlogen. Gott beschütze mich vor solchen Schleichern und Heuchlern!

— Du bist zu hart, Marietta. Wahrlich, sie nennen Dich nicht mit Unrecht la Brusca. Wie Du das Alles so schroff heraussagen magst! Jeder Mensch hat seine eigenen Gewohnheiten, und Einer lächelt nicht wie der Andere. So viel ist sicher, daß der Beppo einer der stattlichsten jungen Leute von Florenz, und ein verträglicher Kamerad ist. Auch verdient er mehr als alle übrigen Bildschnitzer von Bologna bis Rom, und er liebt Dich so leidenschaftlich, daß es mich in der Seele jammert,

wenn Du ihn so abtrumpfst. Noch einmal, Maria, überleg' Dir's!

— Ich sehe wohl, lachte das Mädchen, Ihr kommt immer wieder auf die alte Geschichte zurück, obgleich Ihr mir schon zehnmal versprochen habt, mir in Zukunft Ruhe zu lassen. Was der Ohm nicht durchsetzt, das werdet Ihr kleines, gutes Persönchen doch noch weniger fertig kriegen. Mich verlangt überhaupt gar nicht danach, meine Freiheit an irgend Jemanden zu verkaufen. Ich werde zu Weihnachten erst neunzehn Jahre alt; also habe ich vollauf Zeit mit dem Heirathen. Und nun lebt wohl, daß ich noch vor Dunkel nach Florenz komme.

Sie drückte der wackeren Assunta noch einmal flüchtig die Hand und wandte sich dann zum Gehen. Stumm und in Gedanken verloren schaute die Muhme ihr nach.

Vor den letzten Häusern des Städtchens angelangt, machte die schöne Maria unwillkürlich Halt und ließ die Blicke in das weite, gesegnete Thal schweifen, aus dessen blühender Tiefe die zahllosen Häuser und Villen der Arnostadt freundlich herüberschimmerten. Die Sonne hing bereits dicht über dem Horizont: die Luft war so klar und durchsichtig, daß man jedes einzelne Fenster, jeden Cypressenwipfel, jeden Marmorquader des Campanile deutlich unterscheiden konnte. Auch das Eckhaus mit den grünen Jalousien lugte, halb von dem sanft ansteigenden Kamm einer Weinpflanzung verdeckt, traulich

grüßend herüber und erfüllte das Mädchen mit eigenthümlicher Wehmuth. Sie dachte daran, wie leicht man des Zaubers der Natur vergißt, wenn man Tag um Tag innerhalb seiner vier Wände dahin lebt. Sie begriff nicht, daß es ihr möglich gewesen, diese Mauern als ihre Heimath zu betrachten und der schönen Gotteswelt nur ab und zu einen verstohlenen Blick zu gönnen. Sie malte sich jetzt im Geiste das stille Zimmer, in welchem sie die Hälfte des Tages mit Spinnen und Weben verbrachte: sein Raum war ihr nie so beschränkt und klein vorgekommen, als in diesem Augenblick. Und wie ihre Gedanken so auf und nieder schweiften, da erinnerte sie sich auch des Waffengemachs und des Tages, an welchem der junge Edelmann sie bei den Dolchen überrascht hatte. Ihre träumerischen Augen leuchteten hell auf; über ihr Antlitz ergoß sich eine flüchtige Röthe. Für ihr Leben gern hätte sie gewußt, wer der vornehme, edel aussehende Cavalier gewesen, aber ängstlich hatte sie es vermieden, den Oheim zu fragen, — warum, wußte sie selbst nicht. Wäre Beppo ihr nur halb so einnehmend und liebenswerth erschienen, wie dieser Fremdling, sie würde vorhin der guten Assunta ohne Zweifel minder schroff und unfreundlich geantwortet haben ... Maria strich sich über die Stirne und schickte sich zum Weitergehn. Was sollten diese thörichten Phantasien? Bestimmt, nur die Muhme trug Schuld daran, denn sie allein hatte das Herz

des ahnungslosen Mädchens auf den Gedanken gebracht, daß es etwas wie Liebe gibt ...

— Aber ich will nicht lieben! sagte Maria la Brusca zu sich selbst, indem sie trotzig die Lippen aufwarf. Am allerwenigsten einen dieser herzlosen Edelleute!

Ihr Angesicht war immer ernster und finstrer geworden. Sie erinnerte sich ihrer Mutter, und hellfunkelnde Thränen traten ihr in die Augen. Es war wunderbar, daß diese Erinnerung sie gerade jetzt so schmerzlich ergriff. Maria hatte ihre Mutter nie gekannt und nur aus dem Munde Gaetano's ihre traurige Geschichte vernommen. Was Geronimo, der Diener Alessandro's, von Maria's Herkunft berichtet hatte, war eine gut gemeinte Erfindung, von Meister Soluri selber in Umlauf gesetzt. Ueber den wahren Zusammenhang herrschte noch ein gewisses Dunkel: so viel nur war sicher, daß Giovanna Soluri, die Schwester Gaetano's, von einem vornehmen Florentiner unter allerlei betrügerischen Vorspiegelungen verführt worden war und sich später, von dem Räuber ihrer Ehre treulos verlassen, das Leben genommen hatte. Die Frucht dieses Verhältnisses war die blonde Maria. Gaetano hegte und erzog sie an Kindesstatt und hielt ihr den Fluch, der über ihrer Geburt schwebte, geheim bis zu ihrem sechzehnten Jahre. Dann erachtete er den Augenblick für gekommen, ihr die volle Wahrheit zu sagen, zumal es sich sehr wohl ereignen konnte, daß sie im Ver-

kehr mit ihren Altersgenossinnen eine Aeußerung vernahm, die ihr ohne jene Eröffnungen befremdlich erscheinen und sie vielleicht peinlich verwirren mußte.

Sie nahm die Mittheilung des Oheims mit einer überraschenden Ruhe und Gleichmüthigkeit entgegen. Noch verstand sie nicht völlig, um was es sich handelte, aber die Muhme klärte sie auf, — und eine schlaflose Nacht war die Folge dieser Enthüllungen. Seit dieser Stunde war Maria gewohnt, in jedem schmachtenden jungen Mann einen Verräther zu sehn, und je mehr sie sich in diese Auffassung vertiefte, um so entschiedener fand sie sich in die Rolle der Brusca.

Wie sie jetzt so zwischen den olivenbepflanzten Hügeln thalabwärts schritt, verglich sie wieder im Geiste jenen Beppo, den die Muhme ihr so gern aufgeredet hätte, mit der Erscheinung des jungen Edelmanns in der Waffenkammer, und mit einem gewissen Schreck bemerkte sie, daß die Parallele immer entschiedener zu Gunsten des Letzteren ausfiel. Freilich — sie durfte sich mit dem Gedanken trösten, daß es nicht schwer war, den geschmeidigen Bildschnitzer bei ihr auszustechen, denn seit Jahren war ihr kein Mensch so tief innerlich unsympathisch gewesen, wie dieser aufgedrungne Bewerber.

Eine halbe Stunde lang mochte sie so in ernsten Gedanken dahingewandelt sein, als sie plötzlich wie angewurzelt stehen blieb. Aus der Vigne, um die der Weg

hier nach rechts ausbog, war Alessandro de' Carmoli auf sie zugetreten, das Haupt ehrerbietig zum Gruße geneigt.

— Erschreckt nicht, schöne Maria, sagte er zärtlich. Vergebens habe ich auf eine andere Gelegenheit gewartet, um ohne Zeugen mit Euch reden zu können.

Das junge Mädchen richtete sich hoch auf und maß den Edelmann mit einem trotzigen Blick.

— Ich wüßte nicht, was Ihr mir zu sagen hättet, versetzte sie ruhig.

— Oh, wenn Ihr mich anhören wolltet...

— Ich habe nicht das Glück, Eure Herrlichkeit zu kennen...

— Mein Name ist Alessandro de' Carmoli. Ich bewohne den großen Palazzo, dessen Loggia nach Eurem Hofe geht. Täglich habe ich die Freude, das liebenswürdigste Mädchen der Arnostadt am Brunnen zu beobachten...

Maria erröthete über und über.

— In Eurer Loggia könnt Ihr thun und treiben was Euch beliebt, sagte sie hastig. Hier aber brauche ich Euch weder Rede zu stehen, noch Eure überflüssigen Scherze mit anzuhören. Seid so gut und laßt mich vorbei!

— Um keinen Preis der Welt! rief Alessandro leidenschaftlich. Es ist hier so still und einsam, daß ich wochenlang warten könnte, bis ich Euch wieder zu so

günstiger Frist überraschte. Maria, holdselige Maria, ich bin rasend in Euch verliebt!

Er versuchte ihre Hand zu ergreifen. Sie stieß ihn heftig zurück.

— Verliebt Euch, in wen Ihr wollt, mich aber laßt in Frieden meines Weges ziehen, sonst geschieht, was mich reut.

Auf eine so schroffe Zurückweisung war der siegesgewohnte Cavalier nicht gefaßt. Er trat ein paar Schritte zurück und nahm unwillkürlich eine Haltung an, als wollte er Abbitte leisten. Gleich darauf erinnerte er sich indeß, wen er vor sich hatte. Dieses Mädchen, das durch die innere Aufregung und Entrüstung nur noch schöner und liebreizender erschien, war keine höfische Tyrannin, keine welterfahrene Dame, bei der man die strengen Regeln der Liebeskunst beobachten mußte: sie war ein Kind aus dem Volke, ein thörichtes, eigensinniges Geschöpf, das sich vielleicht nur darum diese wegwerfenden Manieren angekünstelt hatte, um desto sicherer zu fesseln und zu erobern.

— Maria, sagte Alessandro de' Carmoli nachdrücklich, indem er vom Neuem auf sie zutrat, Ihr versteht mich falsch. Es ist nicht etwa eine leichte, vergängliche Laune, die mich zu Euch hingeführt hat, sondern eine wirkliche, echte, unauslöschliche Leidenschaft. Wie ich Euch jetzt liebe, werde ich Euch lieben in alle Ewigkeit, das

fühle ich, das weiß ich. Weßhalb also lohnt Ihr meine Betheuerungen mit Spott und Hohn? Bin ich Euch etwa nicht jung und stattlich genug? Fehlt Euch das Vertrauen in meine Ehrlichkeit? Oder liebt Ihr gar einen Andern?

Statt aller Antwort zog Maria la Brusca den Dolch, den sie während der letzten Wochen im Gürtel zu tragen pflegte.

— Signore, versetzte sie mit bebender Lippe, ich beschwöre Euch, laßt mich frei meines Weges ziehen! Ich weiß, was die Liebe von Eures Gleichen bedeutet, und wenn ich Euch liebte, wie ich Euch nicht liebe, ich würde Euch doch eher mit dieser Klinge die Brust durchbohren, als daß ich eines Eurer Schmeichelworte geduldig mit anhörte. Nochmals, gebt Raum!

Und somit schickte sie sich zum Gehen an, die Klinge stoßbereit in der hochgehobenen Rechten haltend.

Alessandro wich scheu zurück. Es war nicht sowohl Furcht, als Ueberraschung und Bewunderung, was ihn lähmte. Wie eine Fürstin schritt sie an ihm vorüber. Die Linien ihres vollen, blendenden Armes, von dem die Gewandung bis fast an die Schulter zurückfiel, zeichneten sich so rein und entzückend gegen die duftblaue Ferne ab, daß der junge Mann über dem Reize dieses Anblickes völlig vergaß, was ihm die drohende Bewegung des Mädchens bedeutete. Er hätte kein Florentiner sein müssen, um seiner Sinne mächtig zu bleiben, kein Sohn

jenes Volkes, das auf den schönen Arm und die schöne Hand der Geliebten Hunderte von Sonetten dichtete.

Als Maria merkte, daß der junge Edelmann ihr nicht folgte, steckte sie den Dolch wieder in die Scheide und schritt mit verdoppelter Eile der Stadt zu. Auch Alessandro machte sich auf den Heimweg. Ohne zu wissen, warum, wählte er die breitere Straße, die sich weiter westlich an der Villa des Boccaccio vorüberzog. Das Bild des jungen Mädchens stand in so glühenden Farben vor seiner Seele, daß er gern seine Wanderung verlängerte, um den Aufruhr seiner Gefühle ein wenig ebben zu lassen.

Es dunkelte bereits, als er durch das Thor schritt. Ein geheimes Unbehagen, wie es stets die Folge eines mißlungenen Anschlags zu sein pflegt, ließ ihm auch hier keine Ruhe. Er beschloß, nach dem Lung' Arno zu wandern und sich in das bunte Treiben des Volkes zu mischen, das jetzt in hellen Haufen ins Freie strömte, um die köstliche Nachtluft zu genießen.

In der Nähe des Ponte Vecchio begegneten ihm drei schwerterklirrende Gestalten. Er erkannte sie sofort an der Stimme. Der Größte und Stärkste von ihnen war Vicenzo de' Lodi, sein erblich angestammter Gegner, der ihn noch vor wenigen Wochen im Zweikampf verwundet hatte. Ihm zur Seite schritt der kleine, gelenkige Teodoro, Vicenzo's Vetter, der für den lüderlichsten Gesellen in ganz Florenz, dabei aber für eine

Art Philosophen galt und, ohne ausreichendes Vermögen, Hervorragendes im Punkte des Schmarotzens leistete. Der Dritte endlich, Filippo Barbera, spielte die Rolle eines gesellschaftlichen Spaßmachers, eines ‚Witzboldes um jeden Preis‘, und seine Einfälle waren in der That manchmal eben so köstlich, wie die französischen Rothweine seines Freundes Vicenzo, die er in großen Quantitäten vertilgte.

Alessandro bemerkte, daß die drei Männer in geschlossener Colonne auf ihn zuschritten und nicht nur keine Anstalten machten, auszubiegen, sondern es vielmehr darauf abzusehn schienen, ihm die Straße zu verlegen. Aus der Art und Weise ihres Ganges zu schließen, waren mindestens zwei von ihnen erheblich angeheitert. Ehe indeß Alessandro diese Sachlage in Betracht ziehen konnte, standen die Gegner dicht vor ihm und donnerten ihm ein ‚Oho, aus dem Wege!‘ zu.

Die Hand des jungen Edelmanns faßte unwillkürlich nach dem Griffe des Degens. Zur rechten Zeit erinnerte er sich jedoch seines Schwures, und achselzuckend wandte er sich nach der Seite.

— Ihr wißt, Signor Vicenzo, sagte er spöttisch, daß ich Euch die Unart nicht heimgeben kann, und so wächst Euch der Muth, zumal Ihr zu Dreien seid.

— Ich meine es Euch bewiesen zu haben, lachte Vicenzo, daß ich Euren Vorwitz auch ohne fremde Beihülfe zu züchtigen weiß.

— Elender! gab Alessandro mit zornbebender Stimme zurück; dank' es der Heiligkeit meines verpfändeten Wortes, daß ich Dir nicht den Schädel zerspalte!

— Ein unwürdiger Tropf! rief Vicenzo, zu seinen Begleitern gewandt. Auf offener Straße fällt er die Vorübergehenden an, wie ein Strauchmörder. Nun ja, es begreift sich. Früher, als ich noch frei über meine Klinge verfügte, hätte er's bleiben lassen.

Inzwischen hatte sich ein kleiner Kreis von Neugierigen um die Streitenden versammelt. Da jetzt auch Teodoro und Filippo Miene machten, sich in die Fehde zu mischen, so hielt Alessandro es für gerathen, den Rückzug anzutreten.

— Wir sprechen uns noch, Signor Vicenzo, sagte er zähneknirschend. Noch ist nicht aller Tage Abend, und die Zeit wird kommen, da ich's Euch heimzahle.

Mit diesen Worten bog er links nach der Piazza della Signoria ein und verschwand im Gewühl der fröhlich lärmenden Menge.

— Ein elender Schurke! schrie Vicenzo, die Scheide des Schwertes heftig wider das Steinpflaster stoßend.

— Ein Schuft! lallte Teodoro. Ich glaube, er wäre im Stande, Euch hinterrücks zu erdolchen.

— Oder Euch Gift einzurühren, meinte Filippo. Er könnte dann doch dem Prinzen mit gutem Gewissen betheuern, daß er Euch ohne Weiteres vergeben habe.

Die Umstehenden lachten, und die drei Zecher setzten ihren Weg im Hochgefühl eines errungenen Sieges fort, um gleich darauf in eine glänzend ausgestattete Osteria zu treten, wo Filippo das Wohl seines Freundes Vicenzo de' Lodi in reichlichen Libationen feierte.

An der Stelle, wo jetzt die Via dei Servi auf den Domplatz ausläuft, stand zur Zeit der Medicäer ein altes, verwittertes Gebäude, dessen Frontseite sich bis auf wenige Schritte an den Chor des Domes heranschob. Der Leser ist eingeladen, uns in das Innere dieses Hauses zu folgen und ein Gemach zu betreten, dessen Insassen wir bereits flüchtig kennen gelernt haben.

Es war etwa acht Tage nach jener Begegnung am Lung' Arno. Auf der Kuppel Brunelleschi's, die hoch über den beiden Altanfenstern ins Blaue ragte, glühte der letzte Sonnenstrahl. Im Hintergrunde des Zimmers schwamm bereits jenes erste Grau des beginnenden Dunkels, das einen unwohnlichen Raum so viel unwohnlicher macht und in der Seele des Trauernden zwiefach düstere Stimmungen zeugt.

In einem schwerfälligen, mit großen Buckeln beschlagenen Sessel, der dicht am geöffneten Fenster stand, lehnte Teodoro de' Lodi, der Vetter Vicenzo's, und stützte nachdenklich das Haupt mit den dünnen, schneidigen Zügen in die Rechte.

Drunten auf dem Domplatz herrschte die tiefste Stille. Der Tag war erdrückend heiß gewesen, und noch wagten sich die gluthscheuen Florentiner nicht ins Freie. Teodoro de' Lodi neigte sonst kaum zur Schwärmerei: aber in dieser Stunde der hereinsinkenden Dämmerung ergriff ihn Etwas wie ein wehmüthiges Mitleid mit seinem eigenen Zustande, und ein schmerzliches Lächeln kräuselte seinen bleichen, sonst so höhnisch gekniffenen Mund.

Ja, es war ein schnödes, niederträchtiges Schicksal! Weßhalb hatte ihn die Natur zum Epikuräer gemacht, wenn sie ihm die Mittel verweigerte, seine Grundsätze praktisch zu verwirklichen? Was sollte die ungestüme Gier nach Genuß, wenn er sie nur zeitweilig und in fortwährendem Kampf mit der Sorge zu stillen vermochte? Er ließ einen Blick auf das spärliche Zimmergeräth schweifen, das in dem rasch überhandnehmenden Dunkel immer grauer und unkenntlicher verschwamm. Das also waren die kläglichen Reste seines väterlichen Erbtheils! Er, der begeisterte Freund prunkvoller Wohnräume, der Liebhaber köstlicher Statuen und seltenen Schnitzwerkes, er, Teodoro de' Lodi, war verurtheilt, zeitlebens in einer Trödelbude zu schmachten, während hundert Andere, während sogar sein leiblicher Vetter Vicenzo den herrlichsten Palazzo bewohnte und am Kelche des Reichthums und Ueberflusses mit vollen Zügen trank! Ja, und wer stand Herrn Teodoro dafür, daß man ihm überhaupt

noch lange gestattete, frei in dieser dürftigen Spelunke zu hausen? Drüben, vom jenseitigen Ufer des Arno, drohten die grauschwarzen Zinnen des Schuldthurmes. Und wahrlich, Teodoro wäre nicht der Erste gewesen, der sein Dasein hinter den dumpfigen Quadern dieser florentinischen Bastille beschlossen hätte! Welche Kunstgriffe waren bis jetzt erforderlich, um die drängenden Gläubiger hinzuhalten! Wie hundertmal hatte er vom Paolo geborgt, um den Giacomo zu bezahlen, und umgekehrt! Einmal sogar, als der freche genuesische Jude, der Mardochai, um keinen Preis mehr Vernunft annehmen wollte, war das Aeußerste geschehen, was man einem florentinischen Edelmann zumuthen darf: Teodoro hatte in Gemeinschaft mit seinem ehemaligen Bedienten Beppo und einem gewissen Salvatore, der ihm bereits verschiedene wichtige Dienste geleistet, einen Kaufmann aus Pistoja überfallen und ihm seine Baarschaft, bestehend in einigen Tausend Dukaten, abgenommen. Der philosophische Cavalier war nun freilich über das, was der gemeine Mann Skrupel oder Gewissensbisse nennt, längst hinaus; aber er scheute sich doch mit Fug und Recht, einen so gewagten Streich, der ihn ja immer nur vorübergehend aus der Verlegenheit ziehen konnte, zu wiederholen. Die öffentliche Sicherheit lag den Medicäern aufrichtiger am Herzen als den meisten damaligen Regenten der Halbinsel, und insbesondere waren die großen Heerstraßen,

die Schlagadern des Handels, durch zahlreiche Streifpatrouillen geschützt. Nur wenig hätte gefehlt, und der Raubanfall auf den pistojanischen Kaufherrn wäre für Teodoro und seine Mitverschworenen zur schmachvollsten Tragödie geworden. Mit solchen Kunstgriffen war dem rathlosen Edelmann also fürderhin nicht gedient, und offen der Gesellschaft den Krieg zu erklären, ‚in die Berge‘ zu ziehen, wie die geflügelte Redensart lautete, und eine Brigantenschaar anzuwerben, dazu fehlte dem bequemen und verweichlichten Burschen vollends die Lust.

Aber was sollte geschehen? Wie konnte er seine Existenz aus dem Schiffbruch retten? Gerade jetzt wäre ihm der unumschränkte Besitz äußerer Mittel zwiefach willkommen gewesen. Einmal wurde nämlich der verfluchte genuesische Jude, der mehrere Schuldverschreibungen in Händen hatte, von Tag zu Tag ungeduldiger und störrischer, und dann war der junge Cavalier seit einigen Wochen stark darauf aus, ein reizendes Mädchen zu kirren, das ihm zu wiederholten Malen am Eingange des Domes begegnet war und alle Vorzüge in sich vereinigte, die ein echter Epikuräer von dem Gegenstand seiner Sehnsucht verlangen darf. Dieses schöne, liebreizende Geschöpf war Niemand anders als Maria la Brusca, — und Teodoro de' Lodi, von der Käuflichkeit aller Weiber tief innerlich überzeugt, gerieth fast in Wuth, als er am Abend nach

der ersten Begegnung des blonden Mädchens seine Kasse durchmusterte.

Auch jetzt, wie er so am Fenster saß und auf das Marmorgetäfel des Chores starrte, schwebte die Gestalt Maria's mit dem ganzen Zauber ihrer Erscheinung vor seiner glühenden Phantasie, und immer kläglicher, immer trübseliger ward ihm um's Herz. Kein Zweifel, das Schicksal war eine fluchwürdige Metze. Was hatte dieser Vicenzo vor ihm voraus, daß er unbeanstandet über Hunderttausende verfügte, während er, Teodoro, den Göttern danken mußte, wenn die Häscher ihn nicht vor Ablauf der nächsten vierzehn Tage hinaus über den Strom führten? Vicenzo brauchte nur zu wollen, und Maria war sein... Ja, wer konnte wissen, ob er ihren Besitz nicht schon längst im Stillen erobert hatte...? Dieser Gedanke stieß ihm fast das neidische Herz ab. Immer tiefer vergrub er sich in den Wust seiner unerquicklichen Erwägungen, und immer dunkler ward es in dem öden, einsamen Zimmer.

Da mit einem Male schreckte ihn ein heftiges Pochen aus seinen Träumereien empor. Gleichzeitig vernahm er eine krächzende Stimme, die mit Pamela, der alten Magd, in heftigem Wortwechsel begriffen schien.

— Nein! Nein! Gott gerechter! Und tausendmal nein! Ich lasse mich nicht wieder abweisen von der Schwelle des Herrn, der mir schuldig ist so viel gutes,

baares Geld und nicht bezahlt hat die Zinsen seit sieben Monaten und drei Tagen. Ich muß ihn sprechen, den Signore de' Lodi; ich hab' ihm zu machen wichtige Mittheilungen, die ihn sollen bewahren vor Schaden und Unglück.

Teodoro erhob sich. In demselben Augenblick ging die Thüre auf, und herein trat, das Barett ehrerbietig in der Rechten, den Rücken zum Gruße gebeugt, Isaak Mardochai, der ungläubige Hund aus Genua.

— Was untersteht Ihr Euch? fragte Teodoro stirnrunzelnd. Hat Euch die Dienerin nicht gesagt, daß ich ungestört zu sein wünsche?

— Eure Herrlichkeit verzeihen, aber beim Gott meiner Väter, ich will nicht kommen in Abraham's Schooß, wenn es nicht geschah in der besten Absicht, um Eurer Herrlichkeit zu erweisen einen Freundschaftsdienst, für den Ihr mir werdet dankbar sein Euer Leben lang.

Teodoro mußte trotz seiner verdrießlichen Stimmung lachen.

— Ihr einen Freundschaftsdienst? entgegnete er wegwerfend. Macht's kurz, was habt Ihr mir zu sagen?

Die Dienerin hatte inzwischen eine kleine Handlampe hereingetragen und das Fenster geschlossen. Isaak Mardochai wartete geduldig ab, bis dieser Zwischenfall erledigt war, und ließ sich dann langsam auf einem Stuhl nieder.

— Eure Herrlichkeit verzeihen, wenn ich mich setze, begann er schmunzelnd, aber ich bin schon so oft heraufgelaufen die steilen Treppen, daß ich mir hab' zugezogen eine Verrenkung im Rückgrat.

— Zur Sache! rief Teodoro barsch, ohne die Anzüglichkeit des Juden einer Entgegnung zu würdigen.

— Es war heiß heute, sagte Isaak, indem er sich mit dem Aermel seines faltigen Gewandes über die Stirne fuhr. Gott gerechter, wenn das so fort geht, so werden wir zerfließen in Nichts wie ein Kapital, das man geliehen hat für zehn Prozent an einen florentinischen Edelmann.

— Mensch, laßt jetzt Eure Witze, oder ich weis' Euch die Thüre! rief Teodoro, einen Augenblick seine Fassung verlierend.

— Gut! Ich gehe! Wenn Ihr nicht wollt nehmen in Empfang meine Mittheilungen, — mir soll's recht sein, Eure Herrlichkeit. Aber ich bin dann schuldlos an Allem, was sich ereignet.

Teodoro schritt ungeduldig im Zimmer auf und nieder.

— Seht Ihr, Euer Gnaden, begann der Jude nach einer Pause, ich bin ein ehrlicher Mann, so wahr der Gott meiner Väter mir helfe in der letzten Stunde, die mich von hinnen ruft in die Freuden des Paradieses, Amen. Ich habe lange gewartet und bin stets gewesen

ein coulanter Geschäftsfreund, denn, hab' ich mir gesagt, wenn du Seine Herrlichkeit, den Herrn Teodoro de' Lodi, einsperrst in den Schuldthurm, so kriegst du gar Nichts...

— Niederträchtiger Schuft! rief Teodoro, außer sich vor Wuth.

— Ihr nennt mich einen niederträchtigen Schuft, erwiderte Isaak ruhig, aber ich will Euch beweisen, daß ich bin ein ehrlicher Mann und ein coulanter Geschäftsfreund. Ich hab' mir also gesagt, wenn ich den Signor Teodoro lasse festsetzen, so sitzt er und sitzt, und wenn er ausgesessen hat, so sitzt er immer noch. Geld kann er im Schuldthurm nicht schwitzen. Vermögen ist keins da. Die Möbel hier sind unter Brüdern keine fünfzig Dukaten werth, und fünfzig Dukaten als Abschlagszahlung auf drei tausend neunhundert, ist ein schlechtes Geschäft bei den theuren Zeiten. So hab' ich gedacht im vorigen Jahre; so hab' ich gedacht im Monat Januar dieses Jahres; so hab' ich gedacht im Februar, März, April, Mai und Juni bis auf den gestrigen Tag. Heut' aber denke ich anders.

Isaak Mardochai schwieg, als wolle er den Eindruck seiner Worte erst auswirken lassen. Dann fuhr er fort:

— Eure Herrlichkeit wundern sich? Sagt mir kein Wort, Signor Teodoro, ich seh' es Euer Herrlichkeit an, daß Ihr Euch wundert. Aber ich will Euch die Dinge ganz einfach erklären, und Ihr werdet Euch dann selbst

sagen: ‚Der Isak Mardochai ist vollkommen im Recht, wenn er jetzt nicht mehr so denkt, wie im vorigen Jahre, und heuer von Januar bis Juni.‘

Er hielt abermals inne.

— Da bin ich doch in der That begierig, versetzte Teodoro mit erkünstelter Ruhe.

— Eure Herrlichkeit braucht nicht zu sein begierig, denn ich werd's gleich von mir geben, und schlagen das Wasser der Erkenntniß aus dem Felsen der Dunkelheit in der Wüste des Zweifels. Gestern sprach ich nämlich den Beppo, den Bildschnitzer, der da ist gewesen ein Bedienter von Euer Gnaden, und sehr wohl bewandert ist in Euer Gnaden Verhältnissen. Der Beppo hat mir bezahlt ein Wechselchen, das fällig gewesen ist vor drei Tagen, und wie er das zahlte, prompt und pünktlich, wie ich es liebe von meinen Geschäftsfreunden, da kam das Gespräch auf Euch, Signor Teodoro, und da sagte ich so halb für mich hin: ‚Ach, wenn doch der Signor Teodoro wollte bezahlen halb so pünktlich und prompt wie der Beppo.‘ Und wie ich das so vor mich hinsage, ganz leise und unbemerkt, wie man spricht einen Kadisch, da schnappt's der Beppo auf, — denn der Mensch hat Ohren wie eine Bilchmaus. ‚Pah,‘ sagt er, ‚der Signor Teodoro könnte bezahlen ebenso prompt und pünktlich wie ich. Ich schwör's Euch, Isaak, wenn die Noth an Mann geht, so schafft Euch der Signore Geld wie Heu. Er versteht sich darauf,

besser wie Einer.‘ Und dabei blinzelte er und schmunzelte, und das Schmunzeln besagte: ‚Isaak Mardochai ist ein Esel, daß er sich läßt hinhalten von einem Herrn, der die Dukaten kann aus dem Aermel schütteln, wenn er nur ernstlich will und mit Eifer ans Werk geht.‘ Seht Ihr, Euer Gnaden, deßwegen denk' ich jetzt anders, und da hab' ich mich denn schon umgesehen und mir die Sach' überlegt, und nun komme ich, um Euch zu sagen, daß ich Euch drüben im Thurm das Logis bestellt habe.

— Was, Elender Du wagst es . . .

— Nennen Euer Gnaden mich nicht ‚Elender‘, denn ich bin ein ehrlicher Mann und ein coulanter Geschäftsfreund. Mit dem Umzug hat's ja durchaus keine Eile. Eure Herrlichkeit haben vierzehn Tage Zeit, vierzehn lange Tage, das Stück zu vierundzwanzig Stunden gerechnet. Wenn Ihr mir in jeder Stunde nur zehn Dukaten beschafft, so ist die Schuld nach Ablauf der Frist so gut wie getilgt, und ich geb' Euch Quittung so prompt und reell wie kein anderer Jud' in Florenz. Hab' ich aber am fünfzehnten Tage morgens um acht Uhr das Geld nicht mit Zins und Zinseszins richtig zurück, so kommen zwei Herren mit großen Stulpenstiefeln, blitzenden Hellebarden und langen, wallenden Federn und laden Eure Herrlichkeit ein, mit über die Brücke zu gehen. Gott meiner Väter, es sollt' mir leid thun, einzusperren einen so jungen, hoffnungsvollen Mann, der einstens sein wird

die Zierde des Vaterlands und der Schirm der verfolgten Unschuld.

Teodoro erwiderte Nichts. Er war an das Fenster getreten und starrte jetzt dumpf brütend in die sternbeglänzte Nacht hinaus. Seine Brust arbeitete fürchterlich.

Fünf Minuten lang verharrten so Beide in unbeweglicher Schweigsamkeit. Dann machte Teodoro Kehrt und trat mit gekreuzten Armen dicht an den Juden heran.

— Ihr sollt' Euer Geld haben, sagte er kurz und bestimmt, und zwar schon in wenigen Tagen. Man hat mir auf kommenden Sonnabend eine Zahlung angekündigt, die ich bereits verloren gab. Der geschäftliche Theil wäre also hiermit erledigt. Und nun sage ich Euch in aller Ruhe: laßt Ihr Euch noch ein einziges Mal in diesem Hause blicken, so packe ich Euch an Eurem langen Bocksbart und schmeiß' Euch die Treppe hinunter, daß Euch alle Knochen in Eurem gottverfluchten Cadaver knacken! Hinaus mit Euch, oder ich vergesse mich!

— Vergessen sich Euer Gnaden lieber nicht! versetzte der Jude, indem er auf die Thüre zuschritt.

— Fort! schrie Teodoro mit steigender Erbitterung.

— Ich gehe schon, denn der Klügste gibt nach. Glückselige Nachtruhe, Euer Gnaden! Ihr habt's zwar nicht um mich verdient, daß ich Euch glückselige Nachtruhe wünsche, denn die meine habt Ihr gar manchmal geraubt, daß ich hab' wach gelegen auf den Kissen und

nachgerechnet, wie viel ich verliere an der letzten Schuldverschreibung mit Zins und Zinseszins! Also in vierzehn Tagen! Beim Grab' meiner Mutter, ich halt' Euer Gnaden Wort!

Langsam tappte er die Treppe hinunter, zu wiederholten Malen den Gott seiner Väter anrufend.

Teodoro aber warf sich laut stöhnend in seinen Armsessel.

In der folgenden Nacht wandelte Teodoro, in seinen Mantel gehüllt und das Barett tief in die Stirne gedrückt, durch die einsamen Weinberge jener Hügelreihe, die sich südwestlich von der Stadt bis zu dem weltberühmten Punkt erstreckt, wo sich heutzutage die Villa del Bello Sguardo befindet. Der Himmel hatte sich etwas bewölkt; die Luft war drückend und regungslos, und schien jeden Ton seltsam abzudämpfen.

Teodoro schritt langsam auf und nieder und spähte dabei unruhig nach rechts und links in die dunklen Tiefen der Rebengelände. Von Zeit zu Zeit blieb er stehn, um zu lauschen. Alles still. Nur von San Miniato tönte der halbverwehte Schall der Mitternachtsglocke herüber.

Eine Viertelstunde lang währte dieses räthselhafte Hin- und Herschweifen. Da mit einem Male ließen sich Tritte vernehmen. Zwei dunkle Gestalten, ebenfalls in

Mäntel gehüllt, kamen aus einem Seitenwege auf Teodoro zugewandelt.

— Pavia und Mailand! rief der Vorderste.

— Endlich! gab Teodoro zurück, der die beiden Genossen an dem Stichwort erkannte. Ihr habt mich über Gebühr warten lassen.

— Herr, versetzte Beppo, der eine der beiden nächtlichen Wanderer, man kann nie zu vorsichtig sein. Ich vermeide gern jeden offenen Verkehr mit Euch, denn die Geschichte mit dem pistojanischen Kaufmann ist noch lange nicht ausgeklungen, und je weniger wir mit einander zu thun haben, um so leichter läßt sich ein aufsteigender Verdacht beseitigen. Als Ihr Eure Wohnung verließt, sah ich, daß ein neugieriges Dirnchen, wie sie Nachts auf den Straßen schweifen, Euch folgte. Ich mußte mich erst vergewissern, wie weit diese unerbetene Begleitung sich erstrecken würde, und so wartete ich, bis die Nachtwandlerin nach der Piazza zurückgekehrt war. Das währte aber fast eine Viertelstunde.

— Du bist ein kluger Kopf, Beppo, sagte Teodoro; und daß Dein Freund Salvatore nicht minder schlau ist, davon hat er mir neulich eine Probe gegeben, als es sich darum handelte, seinem Herrn die Schuldverschreibung aus der Tasche zu stehlen. Er mag schön getobt haben, der alte Spitzbube!

— Pah! versetzte Salvatore, einer der Schmiedege-

sellen Gaetano Soluri's, er wähnt immer noch, den Zettel verlegt zu haben, denn auf mich hält er große Stücke, und niemals ist auch ein Funke von Argwohn in seine Seele gekommen. Sogar damals, als ich mir den prachtvollen Toledaner zu Gemüthe führte, den Freund Beppo mir bis zur Stunde verwahrt hat, wäre ihm jeder andere Gedanke glaublicher gewesen, als daß ich die Hand im Spiel haben könnte.

— Um so besser, sagte Teodoro, seine Stimme immer ängstlicher abdämpfend. Kommt, kauert Euch hier an den Abhang, ich habe wichtige Dinge mit Euch zu reden.

— Wir erwarten Eure Befehle, erwiderte Beppo. Wenn wirklich Tausende dabei zu verdienen sind, wie Ihr versprochen habt, so bin ich zu Allem bereit, was Ihr fordern könnt.

— Zu Allem! bestätigte Salvatore.

— Ueberlegt's Euch wohl! flüsterte Teodoro zögernd; es handelt sich diesmal um Nichts Geringeres . . .

Er stockte. Das Wort wollte nicht über seine Lippen.

— Nun? fragte Beppo. Sprecht nur frisch von der Leber weg; wir sind auf das Schlimmste gefaßt. Wer sich dem Teufel verschreibt, der darf nicht lang markten, und ob man etwas höher oder tiefer gehängt wird, das bleibt sich gleich.

— Nun denn, es gilt, einen Menschen, der mir im

Wege steht, so rasch als möglich bei Seite zu schaffen. Rund heraus, — mein Vetter Vicenzo de' Lodi muß sterben.

— Das ist ein starkes Stück, erwiderte Salvatore. Ich fürchte, der Streich könnt' uns übel bekommen.

— Natürlich, wenn die Sache ans Licht kommt, werdet Ihr ohne Weiteres gehängt. Aber es müßte doch toll zugehen, wenn diese Mißlichkeit nicht zu vermeiden wäre. Vicenzo hat seit einiger Zeit eine Liebschaft mit der Frau eines Vignenbesitzers drüben am Berghange von Fiesole. Sein Weg führt ihn fast allabendlich durch das Gehölze von Termoli. Wenn Ihr ihm dort auflauert und in geräuschloser Weise den Garaus macht, so wird es heißen, der eifersüchtige Gatte habe seine Ehre gerächt. Es hängt ja nur von Euch ab, dies Gerücht in schlauer und möglichst unverdächtiger Weise in Umlauf zu setzen.

Beppo und Salvatore ließen nachdenklich die Köpfe hängen.

— Hm, sagte der Erstere, die Sache läßt sich hören. Und wie hoch beläuft sich der Ertrag in runder Summe?

— Ich zahle Jedem von Euch sechstausend Dukaten, denn ich bin der alleinige Erbe von Vicenzo's riesigem Vermögen.

— Und wer bürgt uns dafür, daß Ihr Wort haltet? fragte Salvatore.

— Meine Zusage muß Euch genügen, versetzte Teodoro kalt. Es wäre mehr als thöricht, wollte ich Euch etwas Schriftliches in die Hände geben, das uns alle Drei ins Verderben stürzen könnte.

— Ihr habt Recht, meinte Beppo. Wir sollten Euch die Hölle schon heiß machen, falls Ihr Euch weigertet. Aber wird nicht gerade der Umstand, daß Ihr der alleinige Erbe seid, den Verdacht eher auf Euch lenken, als auf den Vignenbesitzer, der vielleicht gar keine Ahnung davon hat, daß seine Frau ihm Hörner aufsetzt?

— Das wäre nur dann denkbar, wenn man erführe, daß ich mich in dieser heillosen Klemme wegen des verdammten Juden Isaak befinde. Das Geld, das ich diesem Blutsauger schulde, müßte deßhalb vorher beschafft werden. Auch in dieser Beziehung vertraue ich ganz Eurem Scharfsinn.

— Hm, sagte Salvatore, das ist gut überlegt; aber dreitausend neunhundert Dukaten sind keine Kleinigkeit, und das Geld findet man heutzutag' nicht auf der Straße.

— Just auf der Straße müßt Ihr es suchen, gab Teodoro zurück. Oder wenn Ihr die Summe nur insgeheim von irgend einem Wucherer auf einen Monat entlehnen könntet . . . .

— Das wird gehn, sagte Beppo nach einer Pause. Ich habe seit einiger Zeit mehr Credit als ich mir je

zugetraut hätte. Nöthigenfalls verpfände ich die riesige Eichenpforte, die ich seit drei Jahren in Arbeit habe. Das Werk ist nahezu das Doppelte werth, und der hohe Betrag der Procente soll die Juden schon locken.

— Vortrefflich, erwiderte Teodoro. Alles Andere kann ich also Eurem Erwägen anheimstellen?

— Unbedingt.

— Noch Eins, fügte der Bildschnitzer hinzu. Ich hab' da von einem Schwure gehört, den Euer Vetter und sein Todfeind Alessandro de' Carmoli dem Prinzen geleistet haben. Was wißt Ihr darum?

Teodoro setzte mit kurzen Worten den Sachverhalt auseinander.

— Benissimo, sagte der Schmiedegeselle; so wär' es am Ende noch zweckmäßiger, den Verdacht auf Alessandro zu lenken.

— Meisterhaft, rief Teodoro, meisterhaft! Auch der neuliche Vorfall am Lung' Arno läßt sich in diesem Sinne verwerthen.

— Was war das? fragten die beiden Mitverschworenen.

Teodoro erzählte. Die Andern unterdrückten nur mit Mühe den hellen Ausbruch der Freude und der Befriedigung.

— Wir wollen nur rechtzeitig dafür sorgen, schlug Beppo vor, daß die Geschichte gehörig ins Publikum dringt.

Je früher man die öffentliche Meinung bearbeitet, um so besser.

— Und wann gedenkt Ihr den entscheidenden Schritt zu thun?

— In drei, vier Tagen, sagte der Schmiedgeselle. Dergleichen besorgt man so schnell wie möglich.

— Ganz wie Ihr wollt. Wir sehen uns erst wieder, wenn Alles gelungen ist.

— Und die viertausend Dukaten, die Ihr dem Juden bezahlen wolltet? fragte Beppo.

— Ah, richtig, das Geld! Bis wann glaubst Du's in Händen zu haben?

— Wenn ich's überhaupt auftreiben kann, noch morgen vor Sonnenuntergang.

— Gut, so werde ich vor Mitternacht hier in den Vignen sein und die Summe in Empfang nehmen.

— Wie Ihr befehlt, Herr!

Teodoro erhob sich, nickte den Spießgesellen einen flüchtigen Gruß zu und verschwand wenige Augenblicke später im Dunkel der Mitternacht. Beppo und Salvatore schlugen auf einem kürzeren Wege die gerade Richtung nach der Stadt ein.

Drei Tage nach dieser nächtlichen Unterredung gab der Conte di Basso in seinem Landhaus bei Terenzano ein glänzendes Fest. In der Zahl der Geladenen befand

sich auch Alessandro de' Carmoli. Die eidliche Verpflichtung von neulich lastete ihm zwar doppelt schwer auf der Seele, seit Vicenzo de' Lodi ihn der Feigheit bezichtigt hatte. Aber trotz dieser Verstimmung hielt er es für gerathen, dem höflichen Aufgebote des Grafen ohne Zögerung Folge zu leisten. Zwei sehr verschiedene Motive wirkten hier gemeinschaftlich. Zunächst wollte er zeigen, daß ihm die Maßnahme des Fürsten im Grunde gleichgültig sei. Dann aber gedachte er die öffentliche Meinung in einem noch wichtigeren Punkte irre zu führen. Dieser Punkt schien für die persönliche Sicherheit des jungen Edelmanns von der höchsten Bedeutung.

Alessandro hatte nämlich in der Zwischenzeit wiederholt den Versuch gemacht, sich der schönen Maria, die seine erste Bewerbung so unbarmherzig zurückgewiesen, mit erneutem Antrag zu nähern. Aber die Nichte des Waffenschmiedes hieß nicht umsonst bei Allen, die sie kannten, la Brusca. Je leidenschaftlicher und wilder er seine Liebe betheuerte, um so kälter und geringschätziger verschmähte sie ihn. Die Briefe, die sein Diener Geronimo ihr im Dome zuzustecken versuchte, wurden drei- oder viermal mit einer Entschiedenheit abgelehnt, die Nichts zu wünschen übrig ließ. Selbst der kurze Lichtblick, den Alessandro während der ersten Zeit an der Rampe der Loggia genossen hatte, das reizvolle Bild der Wasserträgerin an dem muschelblasenden Meergott, ge-

hörte jetzt zu den Seltenheiten, da Maria es möglichst vermied, sich bei Tag im Hofe zu zeigen. Alles in Allem genommen, schien die Verliebtheit des entflammten Ritters hoffnungslos, und schon dieser Umstand genügte, um sein Verlangen nach dem Besitz der Widerspenstigen zur Raserei zu steigern. Nicht gewohnt, auf die Erfüllung eines Wunsches zu verzichten, hatte er sich heilig und theuer geschworen, Maria müsse sein Eigen werden, koste es was es wolle. Wenn die Lockspeise der Ueberredung Nichts fruchte, wenn der sonst so wirksame Zauber seiner Persönlichkeit an der Verblendung dieses eigensinnigen Herzens abpralle, so werde er rücksichtslos zum äußersten Mittel des Liebeswahnsinns, zur Gewalt greifen ...

Woche um Woche war verstrichen, ohne daß sein Verhältniß zu Maria sich auch nur um den Schatten eines Gedankens verbessert hätte. Sein stürmisches Naturell drängte ihn immer unwiderstehlicher zum Entschluß. Einmal gefaßt, reifte dieser Entschluß zum wohlerwogenen Plan, dessen Ausführung seit mehr als acht Tagen mit aller Vorsicht und Klugheit betrieben ward.

Er hatte an dem Wege nach Fiesole, ganz in der Nähe jenes Winzerhäuschens, dessen Besitzerin, dem Gerüchte zufolge, mit Vicenzo de' Lodi in Beziehungen stand, eine Villa gemiethet, und zwar so insgeheim und verschwiegen, daß selbst sein vertrauter Diener Geronimo Nichts davon ahnte. Dem Eigenthümer des Landhauses

schützte er wissenschaftliche Studien vor, die man im Centrum der geräuschvollen Großstadt nicht füglich betreiben könne, und ähnliche wohlfeile Unwahrheiten, wie sie Verliebte immer zur Hand haben. Er hätte sich die Mühe ersparen dürfen, da die prompte Erlegung des Zinses beredter für die Gediegenheit seiner Absichten sprach, als alle gekünstelten Worte.

Die folgende Woche hindurch vermied er es grundsätzlich, an dem Eckhause des Schmiedes vorüberzugehen. Dagegen huldigte er möglichst auffallend und nachhaltig der jungen Gräfin Cosima de' Falconari, die, wie es hieß, sterblich in ihn verliebt war. Alessandro bedachte nicht, daß er hier ein frivoles und herzloses Spiel trieb. Das Verlangen nach dem Besitze Maria's beherrschte ihn so vollständig, daß er alles Uebrige nur als gleichgültiges Mittel zum Zweck ansah. Mit einer Pfiffigkeit, die sonst nicht in seinem Wesen lag, hatte er ausgeklügelt, daß der Verdacht, Maria gewaltsam entführt und in die entlegenen Gemächer seiner Villa eingesperrt zu haben, an dem glühenden Verehrer der Gräfin kaum haften könne; und diese Erwägung genügte, um seinen Eifer zur vollen Gluth zu entfachen.

Das Fest beim Conte di Basso begann gegen zehn Uhr Abends. Der Park war mit farbigen Lampen und Girandolen geschmückt, deren flimmernde Pracht unter dem

tiefdunklen Grün der Ulmen und Steineichen eine feenhafte Wirkung hervorrief.

Alessandro war lebhafter und liebenswürdiger als je. Cosima de' Falconari, die er nach damaliger Sitte für den ganzen Abend zu seiner Dame erkoren hatte, strahlte von Stolz und Glückseligkeit. Ein feiner Beobachter hätte sich sagen können, daß der seltsame Glanz dieser Augen mehr eine Befriedigung der Eitelkeit, als des Herzens ausdrückte. Aber wann hätte sich jemals unter den Schaaren der Neider ein feiner Beobachter gefunden? Und beneidet ward Cosima von sämmtlichen Theilnehmerinnen des Festes, während Alessandro die Mißgunst aller Cavaliere erregte.

Wer den jungen de' Carmoli so am Arme seiner Schönen daherwandeln sah, sprühend und geistreich in jedem Zug seines blassen Gesichts, der hätte sich schwerlich träumen lassen, daß dieser eifrige Bewerber die tollste Komödie spielte, die ein weibliches Herz verwunden kann. Bereits der nächstfolgende Tag war für die Ausführung des vermessenen Ueberfalls endgültig festgesetzt. Alessandro hatte in Erfahrung gebracht, daß Maria la Brusca morgen außergewöhnlich spät den Weg von Fiesole nach Florenz antreten würde. Assunta, die Muhme, feierte den Namenstag ihres verstorbenen Gatten, ein Anlaß, bei dem sie in pietätvoller Erinnerung an den Heimgegangenen große Quantitäten von Reiskuchen und

pisanischer Polenta zu backen pflegte, die dann unter Mitwirkung einiger Bürgerinnen von Fiesole als Opfer- und Todtenmahl bis auf die letzten Brosamen verzehrt wurden. Da Maria, wenn sie die Stadt verließ, niemals Goldschmuck oder sonstige Werthsachen bei sich trug, so fühlte sie sich gegen die gewöhnlichen Gaudiebe, die es ohnehin selten auf die einfachen Kinder des Volkes absehn, vollkommen sicher, und was die Zudringlichkeiten allzu zärtlicher Schwärmer betraf, so hatte sie hinlänglich bewiesen, daß sie im Stande war, sich schlimmsten Falles die Wege zu bahnen. Daher war vorauszusehen, sie würde auch dießmal ihrer Gewohnheit nicht untreu werden und eine etwaige Begleitung, die der sorgliche Oheim ihr empfehlen mochte, mit dem Trotze der Brusca ablehnen. Sollte diese Berechnung täuschen, so war Alessandro entschlossen, seinen Plan trotz alledem und auf die Gefahr eines offenen Kampfes hin durchzusetzen. In der Vermummung, die er sich zu diesem Zweck ausersehn hatte, brauchte er nicht zu fürchten, erkannt zu werden, so daß selbst dann Nichts verloren schien, wenn der Begleiter des Mädchens entkam.

Alessandro stand eben im Begriff, der schönen Cosima nach der galanten Weise des mediceischen Zeitalters ein Sonett zu declamiren, das er auf ihre schönen Augen gedichtet hatte, als er mitten in der Strophe abbrach und nach dem Eingang der Laubarkaden starrte, durch die eine hohe, breitschultrige Gestalt, die jüngste Tochter

des Conte di Basso am Arme, langsam hereingewandelt kam.

— Bei den Wunden des Heilands! murmelte Alessandro durch die Zähne, er ist's! Vicenzo de' Lodi, mein Todfeind! Mich dünkt, der Conte di Basso hätte wenigstens so viel Rücksicht auf die Verhältnisse nehmen dürfen, um Einen von uns Beiden aus der Liste seiner Gäste zu streichen.

— Ihr urtheilt zu schroff, erwiderte Cosima de' Falconari. Die Gesellschaftsräume eines vornehmen Cavaliers sind neutrales Gebiet. Es bedarf nur eines geringen Aufwandes Eurer weltmännischen Geschicklichkeit, um dem Gegner geräuschlos auszuweichen.

— Es scheint so, versetzte Alessandro mit einem spöttischen Blick auf das immer näher heranwandelnde Paar.

Vicenzo de' Lodi und die kleine Beatrice di Basso waren inzwischen arglos plaudernd bis an die Stelle vorgedrungen, wo Alessandro mit Cosima in der Nische lehnte. Als Vicenzo den verhaßten Gegner erblickte, stutzte er eine Sekunde lang; dann wandte er sich wieder lächelnd zu seiner hübschen Begleiterin und wollte vorüber, ohne sich um das Paar in der Nische weiter zu kümmern. Dabei hatte er indessen das Unglück, sich in Cosima's Schleppe zu verwickeln und dieselbe bei dem Bestreben, sein Gleichgewicht zu wahren, langwegs zu zerreißen.

Alessandro warf ihm einen durchbohrenden Blick zu, denn er betrachtete die zufällige Ungeschicklichkeit seines Feindes als eine absichtliche Beleidigung.

Vicenzo hatte bereits ein paar Worte der Entschuldigung gestammelt: aber der Blick Alessandro's nahm ihm die Rede vom Munde weg.

Eine Minute lang stand er sprachlos, dann sagte er mit bebender Stimme zu der Gräfin, die sich vergeblich bemühte, den angerichteten Schaden wieder gut zu machen:

— Ich bitte um Vergebung, Madonna. Glaubt mir, ich würde fußfällig Eure Verzeihung erflehen, wenn Ihr Euch in besserer Gesellschaft befändet.

Alessandro erbleichte; doch faßte er sich schnell und verneigte sich höflich lächelnd gegen Beatrice di Basso, die ganz verblüfft dreinschaute, als begreife sie nicht, wie ein wohlerzogener Cavalier in Gegenwart schöner und vornehmer Damen einen solchen Ton anschlagen möge.

— Rechnet es ihm nicht zu hoch an, Madonna, sagte er mit eisiger Kälte. Er benutzt die Anwesenheit Eurer Herrlichkeit als Brustwehr, um ungestraft seine Geschosse zu schleudern. Das liegt so in der Natur der Feiglinge und erscheint, bei Lichte betrachtet, verzeihlich.

— Alessandro de' Carmoli, versetzte Vicenzo stirnrunzelnd, ich lade Euch ein, die liebenswürdige Dame, die Ihr zur unfreiwilligen Zeugin Eures unritterlichen Benehmens macht, nach dem großen Cirkel zu geleiten, wo

man eben den Tanz beginnt. Ich werde meine holde Gebieterin um die Erlaubniß bitten, das Gleiche zu thun, und dann... Ihr findet mich hier in der Laubhalle.

— Vicenzo de' Lodi, erwiderte Alessandro geringschätzig, ich habe zwar nie gehört, noch gelesen, daß ein Cavalier seine Dame gelegentlich wegschickt wie ein Kind, dessen Anwesenheit das Gespräch der Erwachsenen stört; aber ich werde gleichwohl meine theure Freundin ersuchen, diesmal eine Ausnahme zu gestatten und nicht mir als Unhöflichkeit anzurechnen, was die schnöde Streitlust eines Raufboldes verschuldet hat.

Mit diesen Worten reichte er der Gräfin den Arm und führte sie aus den Arkaden ins Freie. Vicenzo de' Lodi und Beatrice folgten in einiger Entfernung.

Unterwegs versuchten die Mädchen ihre Cavaliere zu beschwichtigen; aber die wohlgemeinten Reden trugen nur dazu bei, die Erbitterung der beiden Gegner zu steigern.

— Es geht nicht länger! sagte Alessandro zu Cosima. Das Versprechen, das ich dem Herzog gab, lastet wie ein Fluch auf meinem Dasein. Ich bin rath- und waffenlos in die Hand eines Feindes gegeben, der kein Mittel scheut, um mich zu kränken und zu schädigen. Florenz ist zu enge, um zwei Todfeinde, wie uns, gleichzeitig zu beherbergen.

Die Damen hatten kaum in dem prächtig erleuchte-

ten Cirkel Platz genommen, als Vicenzo und Alessandro sich bereits in der Laubhalle sprachlos gegenüber standen. Was sie hierher getrieben, wußten sie eigentlich selbst nicht. Die übliche Zuflucht des Grolles und des Hasses war ihnen ein für allemal abgeschnitten, und sich gegenseitig mit den Fäusten zu würgen, dazu war hier am wenigsten der geeignete Ort, ganz abgesehn von der Unwürdigkeit dieses Auskunftsmittels.

Noch hatte Keiner ein Wort über die Lippen gebracht, als der Conte die Basso hastigen Schrittes durch die Arkaden kam.

— Meine Freunde, was höre ich? rief er bereits vom weitem mit der ganzen schmeichlerischen Fülle seines weichen Organes. Hab' ich Euch darum zu diesem Fest der Freude geladen, daß Ihr den alten Zorn auch an diese Stätte mit herschleppen sollt? Ich dächte, Ihr wüßtet besser, was Ihr dem bescheidenen Festgeber, der Euch in aller Freundschaft um Frieden ersucht, schuldig seid. Die Damen sind außer sich. Wenn Ihr nicht schleunigst gut macht, was Ihr gesündigt, so stört mir der Zwischenfall die ganze Stimmung des Abends.

— Signor Conte... versetzte Vicenzo.

— Eure Herrlichkeit... stammelte Alessandro.

— Keine Entschuldigung, meine Freunde! Ich verlange unbedingt den sofortigen Abschluß eines ehrlichen Waffenstillstandes, und zwar im weitesten Sinne des

Wortes, denn die eigentliche Führung der Klingen ist Euch ja amt- und dienstlich verboten. Ah, ich weiß, es ist unangenehm, an solche Dinge erinnert zu werden, aber Ihr zwingt mich dazu, wie der Augenschein lehrt.

Vicenzo und Alessandro schlugen etwas beschämt die Blicke nieder. In der That war es Nichts weniger als entschuldbar, gerade hier eine Scene herbeizuführen.

— Edler Graf, sagte Alessandro ein wenig gepreßt, ich bitte Eure Herrlichkeit um Entschuldigung. Es lag durchaus nicht in meiner Absicht...

— Noch weniger in der meinen... versicherte Vicenzo.

— Um so besser, lachte der Graf, um so besser. So war Alles nur ein Versehen, eine kleine Vergeßlichkeit. Nun ich hoffe, Ihr werdet Eure Damen nicht allzu lang' warten lassen. Auf Wiedersehen!

Die beiden Gegner nahmen im Verlauf des Abends in keiner Weise mehr Notiz von einander. Das Gerücht von dem Vorfall in dem Laubgange verbreitete sich indeß, Dank der geschwätzigen Cosima, sehr bald durch den ganzen Park. Eine eigentliche Störung des Festes war durch die Vermittelung des Conte di Basso und seiner ängstlichen Tochter Beatrice glücklich vermieden worden.

Beppo und Salvatore hatten sich sofort nach jener nächtlichen Unterredung mit Teodoro Gewißheit zu verschaffen gesucht, ob das Liebesverhältniß zwischen Vicenzo de' Lodi

und der jungen Winzerin in Wahrheit oder nur in der Phantasie der böswilligen Florentinerinnen existirte. Alles, was sie indeß auskundschafteten, schien darauf hinzudeuten, daß Fama dießmal im Rechte war. So traf man denn seine Maßregeln und verfügte sich am vierten Abend auf verschiedenen Wegen nach dem Gehölze von Termoli, wo man sich im Strauchwerk dicht an dem Weg, den Vicenzo de' Lodi passiren mußte, vorsichtig niederkauerte.

— Die Sache geht gut, flüsterte Beppo, indem er das blanke Schwert neben sich auf den Boden legte. Wenn jemals die Lage zweier Banditen eine günstige war, so ist es die unsrige, von Signor Teodoro ganz zu geschweigen. Der Jude ist bezahlt, und der edle Vicenzo sitzt in der Falle. Noch eine Stunde, Kamerad, und wir können auf unsern Lorbeeren ausruhen.

Salvatore erwiderte Nichts. Seine Finger spielten an dem Griffe des Dolches, den er im Gürtel trug, und sein Ohr lauschte hinaus in die stille, einsame Nacht.

Da erschallten Schritte. Beppo richtete sich langsam auf, um durch die Zweige zu lugen. Das erste Viertel des Mondes stand hoch im Blau und warf seinen vollen Glanz auf zwei elastisch einherschreitende Gestalten, die, sorglos plaudernd, über den steinigen Pfad daherkamen.

— Still! raunte Beppo seinem Gefährten zu, es sind Landleute. Weiß der Teufel, was die noch so spät hier zu suchen haben.

Die beiden Gestalten kamen näher.

— Aber wenn ich Euch sage, Gevatter, lachte der Eine, daß ich ihn mit eigenen Augen gesehn habe! Der Mond schien so hell wie jetzt, und der ganze Hof lag da wie im Sonnenglanz.

— Es ist doch toll mit den Weibern, meinte der Andere. Wer hätte es dieser Erminia angesehen! Sie that so züchtig bei unsern Festen! Und nun läßt sie die Cavaliere ins Fenster steigen!

— Pah, ich hätte Dir das lange voraussagen können. Wenn ein Weibsbild erst einmal anfängt, nur auf den Putz zu laufen, dann ist's nicht weit bis zum Schlimmsten. Uebrigens ist der Signore de' Lodi ein flotter, stattlicher Kerl; — und ihr Mann... Du lieber Gott! Wahrhaftig, wenn man den armen, wackeligen Tropf nur ansieht, so ist Erminia zur Hälfte entschuldigt.

Mit diesen Worten schritten sie an den beiden Genossen vorüber.

— Du, flüsterte Beppo nach einer Weile, ich komme mir ordentlich edel vor, daß ich hier berufen bin, das Laster zu strafen und die Tugend zu rächen. Es hat doch Alles seine zwei Seiten. Wenn wir die Geschichte so auffassen, so begehen wir eigentlich nur eine verdienstliche That.

— Aeußerst verdienstlich, lachte Salvatore. Und wenn man höheren Ortes von unserer Großthat Witterung

bekommt, so verleiht man uns den Strick mit der Schleife. Weißt Du, Bruder, ich bin dafür, daß wir unsere guten Werke dießmal ganz im Verborgenen lassen.

— Natürlich, gab der Andere zurück. ‚Wer sich selbst rühmt, der soll erniedrigt werden‘, heißt's bei den Pfaffen.

— Sag' lieber erhöht, denn der florentinische Galgen ist dem Himmel näher als Giotto's Campanile. Doch still jetzt, wir verpassen sonst am Ende den richtigen Augenblick.

Eine halbe Stunde verstrich. Wiederum erklang es durch die Stille der Nacht, wie von herannahenden Schritten; aber kaum vernommen, wurden diese unbestimmten Töne auch dumpfer und leiser, bis sie in Nichts erstarben.

— Das war drüben am Hauptwege, sagte Beppo.

— Sollte uns Vicenzo entschlüpft sein? fragte Salvatore.

— Narr! Für ihn giebt es nur diesen Pfad. Drüben der Weg führt hinauf nach der Stadt.

— Aber wenn der Signore nun quer durch's Gehölz schritte?

— Er wird nicht, verlaß Dich darauf. Eh' eine Stunde vergeht, ist unsere Arbeit gethan; und, corpo di Dio, ich wollte in allem Ernste, der Spaß wäre vorüber.

Sämmtliche Knochen werden mir steif, wenn ich so da hocken muß wie ein Iltis, der auf den Raub lauert.

Beppo war vollkommen im Recht. Das dumpfe Geräusch, das er soeben vernommen hatte, rührte nicht von Vicenzo de' Lodi, sondern von Alessandro de' Carmoli her, der um dieselbe Zeit, keine dreihundert Ellen von den Banditen entfernt, im Gebüsch Posto faßte, um seinen tollkühnen Plan gegen die spröde Maria in Scene zu setzen.

Abermals verging eine halbe Stunde. Da endlich erschien Vicenzo auf der Biegung des Weges.

Beppo erhob sich. Salvatore sollte erst dann herzuspringen, wenn der erste Stoß seines Gefährten mißglückt sein würde.

Der Bandit ließ den jungen Edelmann ungefähr drei Schritte weit an dem Dickicht, in dessen Schatten er lauerte, vorüber schreiten. Dann sprang er mit einem wilden Satze hervor und bohrte dem Unglücklichen das Schwert unter dem linken Schulterblatt so wuchtig ins Herz, daß die blutige Spitze auf der andern Seite um Zolleslänge wieder herausdrang. Stöhnend brach Vicenzo zusammen. Sein jäher Fall würde den Mörder, der seine Hand nicht schnell genug vom Schwertgriff zu lösen vermochte, mit zu Boden gerissen haben, wenn die Klinge nicht unmittelbar am Leibe des Opfers entzwei gesprungen wäre.

Salvator's Hülfe war überflüssig. Vicenzo gab keinen Laut von sich. Ein dunkler Blutstrom quoll ihm über die Lippen. Noch einmal zuckte es schaudernd durch die jugendkräftigen Glieder; dann lag er starr und regungslos vor den Füßen der Missethäter.

Die beiden Gefährten schleppten den Leichnam schleunigst in das Buschwerk und bemühten sich, das Bruchstück der Klinge aus der Brust des Todten herauszuziehen. Vergeblich; der Stahl saß wie eingekeilt... Und jetzt drang Hundegebell an ihr Ohr, das aus der Richtung von Florenz immer näher und näher kam...

— Fluchwürdige Bestien! knirschte Beppo vor sich hin. Das sind die Jäger des Prinzen, die ins Gebirg ziehen, um morgen früh mit Sonnenaufgang ihr Werk zu beginnen. Fort, wir haben keine Zeit zu verlieren.

— Und die Klinge? fragte Salvatore bedächtig.

— Pah, kein Mensch weiß, daß gerade wir sie gestohlen haben.

— Gut gesprochen! Aber wenn das Stück, das Du in die Scheide gesteckt hast, zu der andern Hälfte paßt, wie die rechte Hand zu der linken...

— Verwünscht, Du hast Recht!

— Mich dünkt, am besten drückst Du den Stummel hier in den Boden. Der Grund ist weich und mit einiger Kraft wird man selbst den Griff unter das Moos treiben.

— Gut, aber rasch! Die Meute kommt näher.

Himmel und Hölle, es wäre ein schlechter Spaß, wenn wir gleich bei unserer ersten größeren Schurkerei abgefaßt würden.

Mit diesen Worten stieß er das abgebrochene Schwert senkrecht in die Erde.

— Versuch' Du's mit der Scheide, raunte er seinem Gefährten zu.

Salvatore gehorchte. Die Aufgabe war indeß schwieriger, als beide vermuthet hatten. Der steinige Untergrund erlaubte das Vordringen nur bis zu einer gewissen Tiefe. Die Banditen keuchten vor übermenschlicher Anstrengung; der helle Angstschweiß perlte von ihren Stirnen: — umsonst — Immer näher und näher ertönte das Rüdengebell. Jetzt konnten die Jäger kaum mehr fünfhundert Schritte vom Schauplatze des Frevels entfernt sein.

— Wir müssen fort, stöhnte Beppo, indem er von seinen fruchtlosen Bemühungen abstand und weiter in das Gehölz trat. Was schadet es schließlich, wenn sie Klinge und Scheide finden? Der Name deß, der sie trug, steht nicht eingegraben.

— Aber das Zeichen des Schmiedes, — und das wird den Verdacht auf mich, den Gesellen, lenken. Bei allen Heiligen schwör' ich's: Einmal bin ich Dein Partner gewesen und nicht wieder. Gott sei Dank, ich habe wenigstens nicht selber Hand angelegt!

— Willst Du's Maul halten, Du räudige Bestie?

antwortete Beppo, hastig vordringend. Meinst Du, es käme hier darauf an, wer gestoßen hat? Mitgegangen, mitgehangen, — das versteht sich von selbst. Uebrigens brauchst Du keine Sorge zu haben. Das Schwert da beweist gar Nichts. Deinem Meister ist es vor lange gestohlen worden, und Niemand hat es in meinem Besitz gesehen. Sieht man Dir vielleicht an, daß Du der Dieb bist? Du müßtest denn so albern sein, bei der ersten Erwähnung der Sache wie ein sittsames Jüngferchen roth zu werden und Deine Unschuld zu betheuern, eh' es einem Menschen einfällt, Dich anzuklagen. Ich meinestheils bin überzeugt, daß kein Gott und kein Teufel uns etwas anhaben kann.

— Es soll mich freuen, seufzte der Andere mit heimlichem Zähneklappern.

Auf dem Hauptwege trennten sie sich. Salvatore schritt geradewegs nach der Stadt zu, während Beppo sich auf einem schmalen Treppenpfade durch die benachbarten Vignen arbeitete, um erst eine Stunde später als sein Genosse in Florenz anzulangen. Salvatore hörte noch das laute Heulen und Winseln der Hunde, die jetzt den Leichnam des unglücklichen Vicenzo aufgespürt hatten. Eine dumpfe Angst schnürte ihm das Herz zusammen. Er wäre am liebsten spornstreichs gerannt, aber er fürchtete, durch eine solche Hast Verdacht zu erregen. Die Erfahrung hatte ihn ja noch eben gelehrt, daß diese Gegend

selbst zu so später Stunde hin und wieder von nächtlichen Wanderern heimgesucht wurde.

--- ---

Genau um dieselbe Zeit, da Beppo und Salvatore Florenz verließen, war auch Alessandro de' Carmoli von dort aufgebrochen, um die blonde Maria zu rauben. Die beiden Landleute, die in so unzweideutiger Weise von dem traurigen Schicksal des betrogenen Winzers geredet hatten, begegneten ihm an der Stelle, wo der Weg sich in das Innere des Gehölzes abzweigte, und schritten vorüber, ohne weiter Notiz von ihm zu nehmen. Als einzige Waffe trug er einen langen, faltigen Mantel über dem Arm, von dessen oberem Rande zwei schwere seidene Schnüre herabhingen. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß Maria allein kommen würde; ein Schwert oder ein Dolch hätte ihn also nur zwecklos in der freien Bewegung gehindert. Auch die ursprünglich beabsichtigte Vermummung erschien jetzt durchaus überflüssig.

Gegen zehn Uhr zeigte sich das ahnungslose Mädchen auf der Höhe des Pfades. Alessandro's Herz schlug zum Zerspringen, aber er zuckte mit keiner Wimper. In demselben Augenblick, da Maria an ihm vorüber wollte, warf er ihr das faltige Tuch über den Kopf, umklammerte sie mit dem rechten Arm und preßte ihr die linke Hand fest auf den Mund.

— Wenn Ihr einen Laut von Euch gebt, sind wir

Beide verloren, raunte er ihr leidenschaftlich ins Ohr. Ich beschwöre Euch, zwingt mich nicht zum Entsetzlichsten!

Der Schreck schien das arme Kind völlig zu lähmen. Fast ohne Widerstand ließ sie sich in das Dickicht schleppen.

— Maria, einzig Geliebte, flüsterte Alessandro in dumpfem Schmerz, ich bin namenlos unglücklich, daß es so weit mit uns kommen mußte: aber Ihr allein tragt die Schuld.

Das Mädchen bebte wie Espenlaub. Noch schien sie das Furchtbare ihrer Lage nicht ganz zu begreifen.

Alessandro schnürte ihr unter fortwährenden Betheuerungen seiner Liebe und seines Kummers die Hände zusammen und band ihr ein seidenes Tuch vor den Mund, um sie am Schreien zu hindern. Dann schleppte er sie durch die benachbarte Olivenpflanzung, deren Eingang er heimlicher Weise erbrochen hatte, nach seinem Landhause.

Dies Alles war das Werk weniger Minuten. Einen so leichten und glücklichen Ausgang hätte der verwegene Räuber kaum für möglich gehalten. Freilich, mit Gewalt konnte das arme Geschöpf, von den Falten des Mantels umhüllt, Nichts ausrichten, selbst wenn sie mit der Kraft der Verzweiflung gegen ihr Schicksal angekämpft hätte: aber daß sie soviel Selbstbeherrschung besaß, um nicht einmal einen Angstschrei hervorzustoßen;

daß die sonst so trotzige Feindin sich stumm in das Unvermeidliche fügte: das war nahezu wunderbar.

In der Villa angelangt, schob Alessandro hastig den Riegel vor und trug das Mädchen in ein kellerartiges Gewölbe, das übrigens mit allen Erfordernissen der Wohnlichkeit vollauf ausgestattet und behaglich erleuchtet war.

— So! sagte er aufathmend, indem er sie freigab und den Schlüssel der Eingangspforte hastig im Schloß herumdrehte, — nun seid Ihr in meiner Gewalt. Ruft nach Hülfe, so laut Ihr wollt, Eure Stimme verhallt machtlos an diesen Quadern. Dieses Gemach ist fürder Euer Gefängniß, und nicht eher werdet Ihr das Licht der Sonne wieder erblicken, bis Ihr Euch entschlossen habt, die Gluth meiner Liebe so zu lohnen, wie sie's verdient.

Mit diesen Worten barg er den Schlüssel in der Brusttasche und schickte sich an, Maria's Bande zu lösen.

— Signor de' Carmoli, begann das Mädchen mit hohler, klangloser Stimme, — wißt Ihr auch, daß Ihr wie ein Ehrloser handelt?

— Es scheint so, Maria, erwiderte Alessandro fast demüthig, — aber der Schein trügt. Meine Liebe zu Euch ist so unermeßlich, daß sie vor keinem Mittel zurückschreckt. Wenn diese Unermeßlichkeit der Leidenschaft ein Verbrechen ist, — ja, schöne Maria, dann seid Ihr befugt, mein Verdammungsurtheil zu sprechen.

— Das nennt Ihr Liebe? rief Maria verächtlich, indem sie die Arme vor der Brust kreuzte. Entweiht doch nicht so ruchlos das Heiligste, was Gott seinen Menschen in die Brust gepflanzt hat! Ihr und Liebe!

— Ihr urtheilt nur nach dem, was Ihr seht, aber Ihr kennt nicht mein Inneres. Warum habt Ihr mir jede Möglichkeit der Bewerbung abgeschnitten? Warum habt Ihr mich von Euch gestoßen wie einen Aussätzigen?

— Das will ich Euch sagen, erwiderte Maria, indem sie zornfunkelnden Blickes einen Schritt auf ihn zutrat.

Alessandro erbleichte. In dem wahnsinnigen Rausch seiner Begierden hatte er den Dolch vergessen, der jetzt berufen war, seine wohlgeschürzten Pläne noch in der zwölften Stunde zu zerreißen.

— Hört mich an! rief Maria, die haarscharfe Klinge gegen Alessandro's Brust zückend. Vor Allem aber rührt Euch nicht von der Stelle, sonst seid Ihr ein Mann des Todes!

— Maria, um aller Heiligen willen . . .

— Kein überflüssiges Wort! Streckt die Arme zurück und macht keinen Versuch, mich zu überlisten! So wahr ein Gott lebt, ich durchbohre Euch sonst die Brust und müßte ich selbst tausendmal des ewigen Todes sterben!

Alessandro that wie geheißen. Die linke Hand Maria's glitt in seine Brusttasche und zog den Schlüssel hervor.

— So, und nun sollt Ihr hören, weßhalb Ihr so ewig fruchtlos darauf gerechnet habt, meinen Sinn zu ändern. Jetzt, da ich Euer wahres Wesen erkannt habe, ist keine Gefahr dabei, und es thut mir wohl, einmal frei von der Seele zu sprechen. Ich stieß Euch zurück, Signore, weil ich mich irrte; weil ich Euch nur für einen leichtfertigen, nicht aber für einen gottlosen Menschen hielt; weil ich fürchtete, das schwache Herz werde den Einflüsterungen Eurer trügerischen Neigung nicht Stand halten; — mit einem Wort, weil ich Euch liebte. Wir sind hier allein und Ihr werdet Euch nie dessen rühmen... Schwört mir das, wenn Ihr Gewissen und Ehre nicht völlig verloren habt.

Dem jungen Edelmann wirbelten alle Sinne. Sprachlos starrte er auf das herrliche Geschöpf, das wie im Scheine einer überirdischen Verklärung vor ihm stand und im Tone des bittersten Trotzes ein Bekenntniß ablegte, welches ihn mit nie gekannten Schauern der Seligkeit erfüllte.

— Schwört mir, wiederholte Maria, schwört mir bei dem Rest Eurer Ehre, daß niemals dieses Geheimniß von Eurer Lippe gleiten wird. Ich mußte reden, sonst wäre ich an der Qual meiner Gefühle erstickt; Ihr aber sollt nicht mit dem Elend meines Herzens prahlen und prunken, wie der Jäger mit dem erlegten Wild. Und

jetzt ist ja auch Alles vorüber. Ich hasse Euch jetzt so glühend, wie ich Euch einstens geliebt habe.

Alessandro warf ihr einen verzweifelten Blick zu.

— Ich Unglücklicher! stöhnte er in fiebernder Seelenangst; hätte ich ahnen können... O Maria, mit meinem Herzblut möchte ich wieder gut machen, was ich an Euch gesündigt!

— Ich verlange Nichts! entgegnete das Mädchen barsch. Ich will Euch sogar verzeihen; nur mein Geheimniß habt Ihr zu achten, sonst mach' ich Euch stumm für ewig. Noch einmal, schwört mir!

— Ich schwöre bei meiner Liebe!

— Pfui, ein elender Schwur!

— Ich schwöre bei Gott und seinen Engeln, bei meiner Ehre und Seligkeit!

— Gut, ich glaube Euch. Und nun noch Etwas. Kein sterblicher Mensch darf erfahren, daß ich dies Haus hier betreten habe. Ein armes Mädchen wie ich, hat Nichts wie seinen Ruf, aber den will ich wahren und schirmen bis zum letzten Blutstropfen. Beschwört mir auch dieses Versprechen!

— Ich schwöre.

— Ihr werdet schweigen und wenn Euer ewiges Heil davon abhinge?

— Wie das Grab. Und wahrlich, Maria, es ist nicht Dein blitzender Stahl, der mir diese Bereitwilligkeit ein-

flößt. O, könntest Du in meiner Brust lesen, wie da Alles seit wenigen Minuten anders geworden ist! Auf den Knieen möchte ich Deine Gnade anflehen; ich möchte sterben, um Ein freundliches, verzeihendes Lächeln zu gewinnen.

— Das sind wohlfeile Reden. Ich danke Gott, daß er mir diesen treuen Begleiter da an die Seite gegeben hat, auf den ich mich sicherer verlassen kann, als auf Euren Gesinnungswechsel. Und nun lebt wohl, Signor Alessandro! Ich hoffe, Euch nie wiederzusehen.

Sie wandte sich zum Gehen.

— Maria, rief er in wilder Bewegung, hier seht mich zu Euren Füßen! Eh' Ihr von dannen zieht, vergebt mir! Nicht mich, das Verhängniß müßt Ihr anklagen, das uns von vornherein getrennt hat. Die Welt ist unbarmherzig, und wir Alle stehn unter ihrem Banne. Wäret Ihr nicht die Tochter des Seilers, — der Allmächtige sei mein Zeuge, ich hätte nie einen höheren Ehrgeiz gekannt, als Euch Herz und Hand zum ewigen Bund anzubieten. Aber so — Ihr kennt die unübersteigliche Kluft, die uns scheidet! Meine Liebe durfte nicht im Gewande der Brautwerbung vor Euch treten, — und stumm bleiben ohne Hoffnung — nein, Maria, wer mir das zumuthet, der weiß nicht, was Leidenschaft ist.

Maria zuckte spöttisch die Achseln.

— Ich kenne die hochachtbaren Grundsätze der Vornehmen und Reichen, sagte sie schneidig. Ich will mir's überlegen, ob Ihr nicht am Ende halbwegs zu entschuldigen seid. Ein florentinischer Cavalier will mit anderem Maßstab gemessen sein, als wir niedrig geborenen Kinder des Volkes.

Alessandro wußte Nichts zu erwidern. Maria trat an die Thür, um zu öffnen. Der junge Edelmann folgte ihr in einiger Entfernung.

— Und Ihr wollt im Ernste um diese Nachtzeit allein den Weg nach Florenz wagen?

— Da ich Euch daheim weiß, warum nicht? versetzte das Mädchen kurz.

— Darf ich Euch mein ritterliches Geleit anbieten?

— Ich bedarf Eurer nicht.

Maria hielt noch immer die blanke Waffe zum Stoß bereit.

— Ihr mißtraut mir trotz meiner Reue, sagte Alessandro vorwurfsvoll. Ich will nicht selig werden, wenn Ihr das Geringste zu fürchten habt.

Maria warf ihm einen prüfenden Blick zu. Sein Antlitz sah im Schein der beiden Fackeln, die in den eisernen Haltern am Ende des Ganges brannten, so traurig und demüthig aus, daß sie etwas wie Mitleid empfand. Sie schob den Dolch in den Gürtel.

Alessandro stand eben im Begriff, den schweren Riegel

der Hausthür zurückzuziehen, als er Stimmen vernahm. Er horchte auf. Die Hütte des Winzers, dessen treulose Frau die Liebschaft mit Vicenzo de' Lodi unterhielt, lag, wie sich unsere Leser erinnern werden, dicht neben dem Landhause. Er öffnete die Pforte etwa fingersbreit und gewahrte das Ehepaar, das am Rande des Weingartens unmittelbar neben dem Hof der Villa in heftigem Zwiegespräch auf und nieder ging.

— Und ich weiß doch, daß Du lügst, sagte der Winzer. Was hast Du noch so spät droben auf dem Hügel zu suchen? Was? Es war Dir zu dumpf in der Stube? Elende Ausflüchte!

Die Frau erwiderte in dem gleichen Tone, und der Ehemann schalt noch schroffer und ungläubiger. Das dauerte so eine Viertelstunde. Dann hatte es die Winzerin fertig gebracht, ihren zweifelnden Gemahl von der Gediegenheit ihrer Treue zu überzeugen; das Paar sank sich in die Arme, versöhnte sich und setzte dann, eifrig plaudernd, den Spaziergang fort.

Maria wartete mit fiebernder Ungeduld auf den Rückzug dieser unvorhergesehenen Zeugen; aber fast eine Stunde verstrich, bis die Luft wieder rein war. Endlich fiel die Thür der Winzerhütte klirrend ins Schloß. Das Mädchen trat tiefathmend ins Freie.

Längst war Mitternacht vorüber, als sie in Florenz eintraf. Zum Glück hatte sich Gaetano Soluri, der in

Geschäften nach Prado gefahren war, gleichfalls verspätet. Er kehrte erst mit beginnender Morgendämmerung zurück und so schien die nächtliche Abwesenheit des jungen Mädchens vorläufig unentdeckt bleiben zu sollen.

Maria verbrachte eine schlaflose Nacht. Die unerhörten Ereignisse der letzten Stunden schienen erst jetzt in der einsamen Kammer ihre volle Beleuchtung zu gewinnen. Alles, was in der Wirklichkeit wie ein Traum an ihr vorübergezogen war, gestaltete sich jetzt so klar und handgreiflich, daß die Erinnerung sie heftiger erschütterte, als das Erlebniß. Sie begriff nicht, wie es ihr möglich gewesen, so gefaßt und willenskräftig dem Manne entgegenzutreten, vor dessen Blick sie sonst in dem tiefsten Grund ihrer Seele zusammengeschauert war ... Ach, und in welcher Lage, unter welchen trostlosen Umständen! Immer noch hatte sie insgeheim die Hoffnung genährt, die Leidenschaft Alessandro's, an der sie nicht zweifeln konnte, sei eine echte und edle. Ihr Herz ließ die Scheidewand, die den jungen Cavalier von der Nichte des Schmieds trennte, nicht eigentlich gelten. Sie hätte den flammenden Blick vor keiner Principessa zu Boden gesenkt, denn sie wußte, daß der Adel des Weibes in der Kraft ihrer Liebe beruht... Und jetzt, — wie entsetzlich, wie qualvoll hatte sie sich getäuscht! Der Mann, den sie anbetete, für den sie freudig ihr Herzblut vergossen hätte,

er bewies ihr durch eine verruchte That, daß er sie nur als ein reizendes Spielzeug, als ein Ziel niedriger Begierden und Launen betrachtete, dessen Eroberung selbst mit dem Verlust ihrer Ehre erkauft werden durfte. Ja, er versuchte nicht einmal, seine schnöden Gesinnungen zu bemänteln; er sprach ihr just in der Stunde, da er sie gewaltsam hinweggeschleppt hatte, von der Unzulässigkeit einer ehrenhaften Verbindung! Und diesen Verräther, diesen herzlosen Frevler liebte sie mit der ganzen Gluth einer ersten Leidenschaft, — selbst jetzt noch, da er ihr den Stachel der Kränkung so unsäglich tief in das Herz gedrückt hatte. Ein fluchwürdiges Schicksal, das nur in Einer Erwägung zu tragen war: in dem Gedanken erfüllter Pflicht... Eins wenigstens war gewiß: sie hatte sich nicht das Mindeste vorzuwerfen. Sie hatte mit Aufbietung aller Kraft gegen den verderblichen Zauber angekämpft und im entscheidenden Augenblick ihre Freiheit und ihren Ruf siegreich vertheidigt. Im Uebrigen galt es zu schweigen und zu dulden. Die Gnade der Alles heilenden Zeit mußte ja endlich auch dieses fiebernde Elend verkühlen lassen.

Den ganzen Vormittag über hielt sich Maria in ihrem Zimmer. Sie fühlte, daß die Ruhe der Einsamkeit ihr den Sieg über ihre qualvollen Empfindungen erleichtern und beschleunigen werde. Nur schwache Naturen suchen in solchen Stimmungen nach äußerer Zerstreuung:

die wahre seelische Kraft sammelt sich und liefert dem Feinde je eher je lieber die entscheidende Schlacht.

Kurz vor zwölf Uhr begab sich Maria wie gewöhnlich nach der Küche, um für den Oheim und die Gesellen das Mahl zu bereiten. So schwer es ihr auch hielt, ihre Gedanken auf diese Obliegenheiten des alltäglichen Lebens zu richten, — sie bezwang sich. Genau um ein Uhr stand das Pranzo auf dem Tisch, und zwei Minuten später war die Gesellschaft vollzählig.

Gaetano Soluri kam direkt aus seinem Schlafgemach und ward von seinen Gehülfen mit neugierigen Blicken gemustert, denn es war seit Menschengedenken nicht vorgekommen, daß der Meister die Stunden der Arbeit versäumt hatte.

Es schien übrigens noch ein anderer Umstand vorzuwalten, der die Gesellen auf das Erscheinen Gaetano's erpicht machte. Alle viere, der durchtriebene Salvatore an der Spitze, warfen sich eigenthümlich bedeutsame Blicke zu, und endlich nahm der Aelteste, ein gewisser Ugone, wegen seiner hochblonden Haare „il rosso“ genannt, das Wort und fragte mit einer Stimme, der man die innere Befriedigung anmerkte:

— Habt Ihr schon gehört, Meister? Jetzt endlich machen die Herren von der hohen Obrigkeit Ernst, — selbst da, wo ein Graf die Gesetze verletzt hat . . .

— Soviel ich weiß, ist er kein eigentlicher Graf,

verbesserte Salvatore mit gut geheuchelter Harmlosigkeit. Er heißt einfach de' Carmoli, und der Andere ist auch kein Graf.

— Nun, Graf oder nicht, sagte Il Rosso, indem er einen mächtigen Bissen zum Munde schob, jedenfalls gehört er zu jener Sorte, die noch unter dem vorigen Prinzen thun und treiben konnte, was ihr beliebte.

— Was ist denn geschehen? fragte Gaetano gleichgültig. Er dachte, es handle sich wieder um irgend einen der bekannten Geniestreiche, die der goldnen Jugend von damals zum täglichen Brot gehörten.

— Was geschehen ist? grinste Ugone, mit einem Blicke auf Salvatore. Nun, ganz Florenz spricht davon, und an der Piazza della Signoria ist ein Gedränge, als ginge es in den Krieg gegen Pisa. Heute Nacht haben die Jäger des Prinzen im Gehölze von Termoli den jungen Vicenzo de' Lodi in seinem Blute gefunden, und wie sich herausstellt, ist sein Todfeind, der saubere Signor Alessandro de' Carmoli, der Mörder. Der Hauptmann der prinzlichen Wache hat ihn heute früh in Gewahrsam genommen, und wie die Dinge stehn, leidet es kaum einen Zweifel, daß der Prinz ihn an Leib und Leben straft.

Maria war bei dieser Erzählung Ugone's leichenblaß geworden; doch beherrschte sie sich hinlänglich, um durch keine unvorsichtige Silbe zu verrathen, was in ihr vorging. Ueberdem war die Tischgesellschaft zu sehr

mit sich selbst beschäftigt, als daß irgend Jemand ihr jähes Erbleichen bemerkt hätte.

— Was Ihr sagt! rief Gaetano, die Faust auf den Tisch stemmend. Der Signor de' Carmoli verhaftet und des Mordes angeklagt? Burschen, ich glaube, Ihr träumt! Ich habe mich letzthin wiederholt nach dem jungen Herren erkundigt: alle Welt giebt ihm das Zeugniß eines zwar leichtfertigen, aber offenen und ehrenhaften Charakters . . .

— Der Schein trügt, erwiderte Salvatore. Alle Spitzbuben haben so lange für ehrliche Leute gegolten, bis ihre Spitzbübereien entdeckt waren. Der Signore de' Lodi ist um die und die Zeit, ich glaube so eine Stunde vor Mitternacht, im warmen Blute schwimmend gefunden worden, und kurz vorher sind zwei Landleute dem Signore de' Carmoli am alten Steinweg begegnet . . .

— Das scheint mir ein unzureichender Beweis, versetzte Gaetano, immer aufgeregter.

— Oh, fuhr Salvatore fort, es liegen auch noch andere Thatsachen vor, die um Etliches schwerer ins Gewicht fallen. Man hat die Waffe gefunden, mit welcher der unglückliche de' Lodi ermordet wurde, und, denkt nur, Meister, welch' ein merkwürdiger Zufall — das Schwert ist aus Eurer Werkstatt.

— Was? rief Gaetano emporfahrend; aus meiner Werkstatt?

— Vor dritthalb Stunden waren die Schergen des Principe da, um Nachfrage zu halten. Messere Antonio Balbi, den sie zuerst heimsuchten, hat sofort Euer Zeichen erkannt und den Häschern gesagt, an wen sie sich halten müßten. Ich war gerade abwesend, aber der Rothe da wußte Auskunft zu geben. Er erinnerte sich, daß Ihr das Schwert vor einigen Wochen an den Signore verkauft habt; und zwar erkannte er die Klinge um so zuverlässiger, als er sie selbst aufpolirte und dem Herrn in den Palazzo hinübertrug. Ich dächte, das wären Beweise genug; oder Ihr könnt keinen Schuft hängen, den Ihr nicht unmittelbar bei der That erwischt.

Maria saß während dieser Erzählungen so kalt und theilnahmslos da, als handle es sich um einen Kirchweihbericht. Jetzt stand sie auf und entfernte sich unter irgend einem gleichgültigen Vorwande. Die Männer hatten ihr Verschwinden kaum bemerkt. Sie alle waren zu lebhaft von dem Gegenstand ihrer Verhandlungen ergriffen, jeder freilich in anderer Weise.

Gaetano starrte regungslos vor sich hin, als sei er außer Stande, die unerhörte Neuigkeit zu verarbeiten. Plötzlich zuckte es hell über sein Antlitz.

— Aber habt Ihr den Schergen auch gesagt, daß ich zwei solcher Klingen besaß? fragte er nachdrücklich.

— Daran haben wir allerdings nicht gedacht, versetzte der Rothe.

— Nun seht Ihr wohl! rief Gaetano triumphirend. Es ist also immer noch möglich, daß der Signore unschuldig ist!

— Pah, erwiderte Salvatore mit einem gezwungenen Lachen, das scheint mir etwas weit hergeholt. Ich bitt' Euch, Messere! Irgend ein Gauner stiehlt Euch vor so und so viel Monaten einen Toledaner, und nun soll die Klinge, die dem armen Vicenzo de' Lodi das Leben gekostet, just dieselbe sein, die ein Unbekannter aus Eurem Schrein entführt hat... Nein, nehmt's nicht übel, Messere...

— Nun, es wird sich herausstellen. Das echte Schwert Alessandro de' Carmoli's hängt ohne Zweifel wohlgeborgen in des Signore Rüstkammer, und der Hauptmann der Wache wird sich am Schluß der Komödie so gewiß in aller Demuth entschuldigen, als ich Gaetano Soluri heiße. Nach Tisch will ich die Piazza besuchen und hören, wie sich die Dinge gestaltet haben.

Inzwischen lag Maria, die fiebernde Stirne wider die kalkbeworfene Wand ihres Zimmers gepreßt, auf den Knieen und rang die Hände. Ein wildes Schluchzen hob ihr zuweilen die krampfhaft zitternde Brust; dann versank sie wieder minutenlang in ein dumpfes, willenloses Dahinbrüten.

Was mochte in dieser Stunde der Qual durch ihre geängstigte Seele ziehen? Wohin sie blickte, überall sah

sie nur Pein und Verzweiflung. Das Schicksal hielt ihr zwei gleichdunkle Loose entgegen. Entweder blieb Alessandro dem Schwur, den er geleistet hatte, treu, und verschwieg, was ihn retten konnte; oder, wie es wahrscheinlicher war, er erzählte, er nannte ihren Namen, er rief sie auf als Zeugin seiner Unschuld. Beide Möglichkeiten erfüllten sie mit unsäglichem Jammer. Hätte sie fürderhin leben und athmen können, wenn sie's geschehen ließ, daß ein Unschuldiger um ihretwillen den Tod erlitt? Ach, und war es nicht noch entsetzlicher und trostloser, wenn Alessandro die Wahrheit bekannte? Kein sterblicher Mensch würde ihm geglaubt haben, daß er die Geliebte gegen ihren Willen in sein Landhaus geführt; die späte Stunde ihrer nächtlichen Wanderung schien vielmehr auf ein Einverständniß zu deuten. Alle Welt mußte annehmen, er berichte ein Märchen, nur in der Absicht, Maria's Ehre zu schonen. Der Gedanke machte sie fast wahnsinnig. Hundertmal faßte sie den Entschluß, unerbittlich zu schweigen und für den Fall, daß Alessandro seinen Eid breche, Alles rundweg abzuleugnen; und hundertmal verwarf sie diesen Entschluß als feige und ehrlos. Sie, und nur sie, wußte, gleichviel durch welche Verkettung der Umstände, daß Alessandro zu der Zeit, da der Mord an Vicenzo de' Lodi begangen wurde, fern vom Orte der That weilte: es war also ihre unwiderrufliche Pflicht, diese Wahrheit um jeden Preis zur Geltung zu bringen. Aber hatte

sie als Mädchen nicht eine höhere Pflicht? War ihre Ehre nicht ein köstlicheres Kleinod als das Leben eines Mannes, der ihr gegen alles menschliche und göttliche Recht nachgestellt hatte, ja mehr noch, der gerade in dem Augenblick das Opfer jenes verhängnißvollen Verdachtes wurde, da er im Begriff stand, ihr dieses höchste Gut des Weibes gewaltsam zu rauben? Die Qual des Zwiespaltes, der ihr ganzes Ich zu zerreißen drohte, war zu überwältigend; die Sinne schwanden ihr und schmerzlich aufseufzend brach sie zusammen.

Als sie wieder erwachte, schien sich der Sturm ihrer Empfindungen etwas gelegt zu haben. Ihre Züge trugen den Ausdruck jener mechanischen Gleichgültigkeit, die den Menschen ergreift, wenn er in Folge eines nur halb ins Bewußtsein tretenden Willensaktes die Entscheidung über eine wichtige Lebensfrage auf den folgenden Tag verschoben hat. Eine Weile lang rastete sie noch in dem kleinen Sessel der Fensternische. Von hier aus hatte sie wie oft durch den schmalen Spalt der Jalousien die edle Gestalt des jungen Mannes vorüberwandeln sehen, der jetzt um seiner wahnwitzigen Leidenschaft willen im Kerker schmachtete. Stumm und regungslos starrte sie in die verödete Straße hinunter. Die kantigen Schatten der gegenüberliegenden Häuserreihe zeichneten sich scharf gegen das grelle Sonnenlicht ab. Eine dumpfe Gluth brodelte über dem staubigen Pflaster. Kein menschlicher Fuß

unterbrach die schläfrige Stille. Maria hatte das Gefühl, als blicke sie auf einen Kirchhof hinab. Aber ihr Herz schlug nicht höher bei diesem Gedanken, und die halbgesenkten Lider verriethen mehr seelische Müdigkeit als Schmerz und Verzweiflung.

Nach Verlauf einer Stunde ertönten Schritte im Treppenbau. Es war Gaetano Soluri, der gegen seine sonstige Gewohnheit die Nichte in ihrem Gemach heimsuchte. Maria empfing ihn an der Schwelle. Sie sah noch etwas bleich aus; im Uebrigen beherrschte sie sich so meisterhaft, daß der Waffenschmied, der ohnehin vollauf mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt war, nicht im Entferntesten merkte, wie tief die jüngsten Ereignisse ihr armes, bebendes Herz erschüttert hatten.

Gaetano bemühte sich vergebens, seine Aufregung zu verbergen. Heftig die Lippen nagend, warf er sich in den Stuhl, den Maria soeben verlassen hatte und trommelte mit fiebernder Gelenkigkeit wider die Rampe des Fensters. Er war heraufgekommen, um zunächst der Nichte gegenüber seinen Empfindungen Luft zu machen, und suchte nun fruchtlos nach Worten. Sein Glaube an Recht und Redlichkeit, an Menschen- und Gottesfurcht hatte einen zu gewaltigen Stoß erlitten. Bis heute war er auf seinen Scharfblick und die oftbewährte Unfehlbarkeit seines Instinktes stolz gewesen, wie der Schütze auf die Sicherheit seines Bolzens, und nun... es war

mehr als zu viel. Der Himmel mochte wissen, wie's kam, aber gerade für diesen Alessandro hatte er, trotz der sichtlichen Nachstellungen, mit denen der junge Cavalier die schöne Maria verfolgte, eine geheimnißvolle Sympathie empfunden. Er hätte darauf geschworen, der Signore sei zwar jeglicher Tollheit und jedes leichtfertigen Streiches, aber nimmer einer heimtückischen Frevelthat fähig, und jetzt konnte selbst er, der vertrauensselige Gönner des Verhafteten, nicht länger an der Thatsächlichkeit der Schuld zweifeln.

— Maria, sagte er endlich mit der Stimme eines Erschöpften, die Klinge hat sich nicht vorgefunden.

— Welche Klinge? versetzte das Mädchen gleichgültig. Sie ahnte nicht, worum es sich handelte.

— Das Schwert Alessandro's, fuhr der Waffenschmied fort. Ah, ich vergaß, Du warst nicht zugegen, wie der Rothe und Salvatore erzählten. Eine niederträchtige Geschichte! Ich hätte auf seine Unschuld die Hostie genommen... Du weißt doch, daß Vicenzo de' Lodi heute Nacht im Gehölze von Termoli ermordet wurde?

— Ich hörte, wie der Rothe davon erzählte. Was ist's damit?

Gaetano wiederholte ihr nun, was sie bereits theilweise mit angehört hatte, und fügte den Bericht seiner jüngsten Erlebnisse mit großer Ausführlichkeit hinzu. Er war auf der Piazza della Signoria gewesen, um bei

allen Schergen des Stadtviertels Erkundigungen einzuziehen. Die Nachforschung im Palazzo Alessandro's hatte bereits auf Antrag des Verhafteten stattgefunden: aber alle Bemühungen blieben erfolglos. Pietro, der alte Diener, erinnerte sich sehr wohl, daß er das fragliche Schwert in Händen gehabt: aber er versicherte, es noch am selbigen Abend dem Hausverwalter zur Ueberführung nach der Rüstkammer eingehändigt zu haben, und hier war es trotz wiederholten gewissenhaften Nachsuchens nicht zu finden.

— Ja, ja, setzte Gaetano nach einer Pause hinzu, es frommt kein Sträuben und Zweifeln. Alle Umstände reden unwidersprechlich für seine Schuld. Das Schlimmste ist, daß er über sein Thun und Treiben während jener verhängnißvollen Nachtstunden nicht die geringste glaubwürdige Auskunft zu ertheilen vermag. Er will in seinem Landhause gewesen sein, um die Nacht hindurch wissenschaftlichen Studien obzuliegen. Ich bitte Dich, welch' ein ungeschickt ersonnenes Märchen! Ueberdem hat man durchaus keine Spuren dieser angeblichen Thätigkeit vorgefunden. Nein, wie die Dinge stehen, ist sein Schicksal besiegelt. Das Verbot des Fürsten hinderte ihn am offenen Zweikampf, und so hat er denn in der blinden Wuth seines Hasses zur Waffe des Meuchelmörders gegriffen.

Maria blieb bei diesen Eröffnungen wunderbar ge-

faßt. Aus ihren Augen strahlte ein sanftes, verklärendes Feuer.

— Was bei einer solchen Untersuchung für Dinge zu Tage kommen, fuhr Gaetano nach einer längeren Pause des Nachsinnens fort. Da war einer der Richter bei der jungen Gräfin Cosima de' Falconari, um sie wegen eines Zwistes zu vernehmen, den Alessandro mit Vicenzo de' Lodi gelegentlich des jüngsten Festes im Hause des Conte di Basso anzettelte. Die beiden Signori müssen einander gegenüber gestanden haben wie blutgierige Bestien. Man trug erst Bedenken, die Gräfin um Auskunft zu bitten, da es allgemein hieß, Alessandro sei rasend in die junge Dame verliebt und werde sie heirathen; aber die Signora wollte von der Möglichkeit eines solchen Planes durchaus Nichts wissen und betheuerte wiederholt, den Angeklagten nur ganz oberflächlich gekannt zu haben. Soviel ist gewiß, daß die beiden Gegner nahe daran waren, sich vor den Augen der Gesellschaft an der Gurgel zu fassen; nur die weise Mäßigung des Grafen verhinderte eine ernstliche Fehde. Natürlich trägt dergleichen nicht dazu bei, den erdrückenden Verdacht, wie er auf de' Carmoli lastet, zu verringern.

— Und doch ist ein Irrthum möglich, sagte Maria, schwermüthig lächelnd.

Gaetano zuckte die Achseln und erhob sich.

— Möglich, möglich, wiederholte er langsam. Was

ist nicht möglich hienieden! Ich meinestheils bin mit meinem Latein zu Ende, und wenn zwei mal zwei vier und nicht fünf ist, so geb' ich für das Leben Alessandro's keine schimmelige Blechzechine. Es müßte ein Wunder geschehen, sollte er seinem Schicksal entrinnen.

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

— Ein Wunder! sagte Maria still vor sich hin. Dann ging sie schweigend ihren Geschäften nach.

Wir betreten wieder das freud- und glanzlose Gemach Teodoro de' Lodi's. Um dieselbe Stunde, da Gaetano mit seiner Nichte das Schicksal Alessandro de' Carmoli's besprach, schritt der Vetter des Ermordeten in größter Aufregung durch das Zimmer und wälzte im Gemüth hundert verschiedene Vorstellungen und Empfindungen. Die That war geglückt, der Verdacht durch eine unerwartet günstige Verkettung der Zufälle auf einen Unschuldigen hinübergeleitet, die Erbschaft konnte in wenigen Tagen eingeheimst werden, und doch vermochte sich Teodoro nicht zum reinen Genuß dieser vortheilhaften Situation aufzuschwingen. Die Furcht vor einer unbekannten Macht, die vielleicht im Verborgenen schon an der Zerstörung seines verbrecherischen Glückes wühlte und schaufelte, zuckte ihm von Zeit zu Zeit wie ein jäher Gluthstrom durch die Adern und bedeckte ihm die Stirne mit perlenden Schweißtropfen. Wenn sich nun schließlich

doch herausstellte, daß de' Carmoli zur Zeit der That von dem Orte des Verbrechens fern war! Und wenn Beppo und Salvatore eine Unvorsichtigkeit begingen oder infolge eines nicht vorauszusehenden Ereignisses entlarvt wurden? Durfte Teodoro erwarten, daß sie reinen Mund halten und für sich allein die Strafe ihres Frevels erdulden würden? Es überrieselte ihn heiß und kalt bei diesen Erwägungen. Und wenn er sich nun weiter sagen mußte, daß diese qualvolle Ungewißheit selbst im Lauf der Jahre nicht völlig entschwinden würde, wenn er sich klar machte, daß er vielleicht später mitten im ahnungslosen Dahinleben von der Wuth des Schicksals erreicht werden konnte, so wollte es ihm fast bedünken, als wäre es klüger gewesen, ohne Weiteres vor dem bedrohlichen Wucherer Isaak die Flucht zu ergreifen und jenseits der Grenze vor den Schergen des Schuldthurms erfolgreichen Schutz zu suchen.

Jemehr er sich in diese Gedanken vertiefte, um so abenteuerlicher und grauenvoller malten sich ihm die Möglichkeiten. Jetzt sah er einen der beiden Banditen, die den unglücklichen Vicenzo abgeschlachtet hatten, auf dem Todtenbette, von zahlreichen Zeugen umringt... Und wie sich das brechende Auge des Sterbenden noch einmal emporrichtete, da erklang von seinen Lippen ein entscheidendes Geständniß, und der Name Teodoro de' Lodi bebte mit vernichtender Klarheit durch's Krankenzimmer.

Und jetzt erblickte er den schurkischen Beppo unter dem Galgen... Er war bei der Ausübung eines neuen Verbrechens ergriffen und zum Strange verurtheilt worden, und wiederum scholl der Name Teodoro de' Lodi von dem Munde des Todgeweihten, und mit teuflischem Grinsen nickte der bleiche Delinquent im Armensünderkleide zu ihm herüber und flüsterte: Erst ich, dann Du!

Teodoro stand einen Augenblick still, um sich die Stirne zu trocknen. Da tappte es die Treppe herauf und hob nach einem flüchtigen Pochen die Thürklinke. Auf der Thürschwelle erschien Isaak Mardochai, der blutsaugerische Genuese.

Teodoro zwang sich, eine unverdächtige Haltung anzunehmen. Isaak neigte sein Haupt in erheuchelter Demuth auf die Brust und sprach mit schnarrender Stimme:

— Den Gott meiner Väter zum Gruß, Signor Teodoro! Was blickt Ihr so finster drein, geschätzter Signore? Seid Ihr doch geworden ein großmächtiger Herr, ein stolzer Herr, ein reicher Herr, wie es nur wenige giebt von der Stadt der sieben Hügel bis hinauf nach Mailand und dem Alpengebirg?

— Was wollt Ihr? fragte Teodoro, dem es bei dieser Anrede des Juden noch unbehaglicher zu Muthe ward.

— Was ich will? schmunzelte Isaak Mardochai, indem er sein schmieriges Barett in den Händen herum-

drehte. Gott gerechter, Ihr fragt noch? Gratuliren will ich für die schöne Erbschaft, die prächtige Erbschaft, die Ihr habt gemacht durch Gottes Hülfe, weil der selige Herr Vicenzo de' Lodi ist abgegangen mit unfreiwilligem Tode.

Der Mörder fühlte hier das Bedürfniß, eine betrübte Miene anzunehmen.

— Ach ja, sagte er, indem er das Haupt schmerzlich auf die Brust sinken ließ. Mein unvergeßlicher Vetter! Ihr findet mich in einer Stimmung, Isaak, deren Niedergeschlagenheit Ihr begreifen werdet.

Der Jude steckte die rechte Hand in die Tasche seines kaftanartigen Rockes, legte das Haupt augenzwinkernd nach links über und zog die Schultern in die Höhe.

— Niedergeschlagenheit! wiederholte er bedeutsam. Gott, wie heißt, wir sind ja unter uns. Wenn Ihr kommt auf die Piazza della Signoria, wo die vielen Menschen spazieren gehen und Jeder Euch anguckt als den beneidenswerthesten Erben in Florenz, da habt Ihr ganz Recht, wenn Ihr seid niedergeschlagen, wie ein Banquier, der Banquerott gemacht hat. Aber hier, wo wir uns stehn gegenüber wie zwei alte Bekannte, hier dürft Ihr die Niedergeschlagenheit an den Nagel hängen und ganz offen und ehrlich zu mir sagen: „Isaak, ich hab' gemacht ein gutes Geschäft, ich hab' realisirt ein glänzendes Kapital, und ich freue mich so unbändig, Isaak, daß

ich Euch werde zahlen als Anerkennung für geleistete Dienste tausend Dukaten, sobald ich werd' haben angetreten die Erbschaft, was höchstens kann dauern acht bis vierzehn Tage, alle Umständlichkeiten miteingerechnet'.

— Was fällt Euch bei? rief Teodoro entrüstet. Hab' ich nicht den letzten Pfennig, den ich Euch schuldete, abgetragen?

— Freilich habt Ihr das, erwiderte Isaak kopfnickend. Aber Ihr begreift wohl, daß ein so außergewöhnlicher Fall eine außergewöhnliche Generosität erfordert. Hab' ich Euch nicht stets willig gedient mit meinen Kapitalien, wo Ihr seid gewesen in zappelnder Angst und Verlegenheit und habt gedacht, sie pfänden Euch das Hemd vom Leibe weg? Hab' ich Euch nicht berechnet billige Zinsen für jegliches Darlehn? Hab' ich Euch nicht prolongirt, so oft Eure Kasse die Schwindsucht hatte, was leider in zehn Fällen neunmal die Regel war? Gott meiner Väter, was sind die Menschen so undankbar für geleistete Wohlthaten! Ich verlange tausend Dukaten, und der Herr sagt mir: „Isaak, Du bist bezahlt, geh' ab, mach' Kehrt, verzieh Dich! Ich geb' Nichts, ich hab' Nichts, Du kriegst Nichts.' Es ist gottlos, wahrhaftig, Signore, und wenn Ihr's Euch überlegt, so werdet Ihr einsehen, daß der Isaak Recht hat.

— Nichts seh' ich ein, gab Teodoro zur Antwort.

Das Gesicht des Juden ward immer pfiffiger und ränkevoller.

— Aber bedenkt doch, Signore, sagte er, einen Schritt näher tretend, welchen Nutzen ich Euch erweise, wenn ich so meine Gedanken für mich behalte . . .

— Was für Gedanken? fragte Teodoro argwöhnisch.

— Nun, nun, ich meine nur so. Seht Ihr, wenn man's so recht betrachtet, so habt Ihr doch von dem Tode des Herrn Vicenzo den eigentlichen Profit, und wir Kinder Israels haben den Grundsatz: Wer den Profit hat, der hat das Geschäftchen gegründet . . .

Teodoro erblaßte.

— Mensch! rief er mit lallender Stimme, seid Ihr verrückt?

— Gott gerechter, wie Ihr Euch aufregt! Der Isaak hat gar Nichts gesagt, er behauptet durchaus nicht, daß Ihr seid der schuldige Theil, aber er meint, daß der Verdacht sich könnte wenden auf Euch, wenn man die Behörde aufmerksam machte auf den kolossalen Profit, den Ihr da einsteckt, ohne Unkosten und Spesen. Es wäre eigentlich meine Pflicht als redlicher Geschäftsmann und Einwohner der hochgelobten Stadt Florenz, hinzugehn zur Behörde und zu sagen: ,Behörde, der Signor Teodoro hat gemacht einen Profit, also müßt Ihr probiren, ob er nicht weiß, wie es zugegangen, daß man den Signor Vicenzo hat gefunden todt im Walde von Ter=

moli.‘ Aber weil Ihr es seid, unterlasse ich meine Pflicht und werde untreu den Grundsätzen, die ich habe gehegt von Mutterleib an. Ich weiß ja wohl, es könnt’ Euch Nichts schaden, wenn Ihr würdet geladen vor Gericht, denn Ihr werdet haben ein gutes Gewissen, wie ich auch sehe aus Eurer Aufregung und Eurem Blaßwerden; aber es ist doch immer besser, man bleibt daheim in seiner Ruh’ und wird nicht chikanirt mit Kreuz- und Querfragen, wo man nie recht weiß, ob man sich giebt eine Blöße in dieser oder in jener Richtung. Um mir zu sparen einen Gang auf's Gericht, zahl’ ich gleich baare tausend Dukaten an den Ersten Besten, der mir bietet die Möglichkeit zu bleiben daheim. Ich biet’ Euch die Möglichkeit, indem ich reinen Mund halte und nicht sprech’ von dem, was ich weiß und fühl’, und ganz thu’, als hättet nicht Ihr gemacht das Geschäft, sondern ich. Also zahlt mir tausend Dukaten, und ich bin stumm wie das Grab, in welchem liegt bestattet Samuel Immanuel Mardochai, mein verstorbener Großvater.

Teodoro bebte am ganzen Leibe. Er fühlte nur zu gut, daß der heimtückische Jude ihn durchschaut hatte. Mühsam rang er nach Fassung.

— Gut, Isaak, begann er nach einer Weile; Ihr habt Recht; es wäre mir lästig genug, in dieser Angelegenheit, die mich aus begreiflichen Gründen so sehr erschüttert, vor die Behörde treten zu müssen. Ich will Euch die

tausend Dukaten schenken; aber nun laßt mich allein. Ich bin durchaus nicht in der Stimmung, weiter mit Euch zu verkehren.

— So werdet Ihr mir ausstellen ein Wechselchen, das ich werde holen heut' Abend zwischen neun und zehn.

— Ja, ja, macht nur, daß Ihr fortkommt, rief Teodoro knieschlotternd.

— Nur noch Eins, schmunzelte Isaak Mardochai, dessen Vermuthung durch die Nachgiebigkeit des Verbrechers zur Gewißheit wurde. Ich habe da eine Tochter, schön wie die Sonne des Himmels, rein wie die Perle des Oceans und schlank wie die Palme der Wüste. Zu Herbst will sie heirathen, das süße Kind, das herzige Wesen, und da muß ich ihr geben eine Aussteuer, denn der Eidam hat gesagt: „Isaak, die Rahel ist schön, aber ohne Aussteuer kann ich sie beim besten Willen nicht nehmen, denn die Zeiten sind theuer, und 's Geschäft geht flau, von wegen der Verhältnisse mit Pisa.' ‚Gut,' hab' ich gesagt, ‚ich will sehen, ob ich Dir beschaffe eine Aussteuer von drei tausend Dukaten.' Da hab' ich im Stillen gedacht: ‚Ach, wenn doch der Signor Teodoro, der da ist ein großherziger Mann, bald machte eine gute Erbschaft, daß ich ihn könnt' angehen um ein kleines Darlehen! Ich will's ihm redlich verzinsen zu zwei Procent und 's pünktlich zurückzahlen, sobald mir's paßt.' Und nun habt Ihr gemacht eine Erbschaft, viel größer als die, wo

ich im Stillen gedacht hab', und nun komm' ich, Euch zu bitten um das kleine Darlehen, und ich bin überzeugt, Ihr werdet nicht sagen Nein, denn der Isaak erspart Euch die Unannehmlichkeit zu treten vor's Gericht und Auskunft zu geben über Eure Verhältnisse zum seligen Herrn Vicenzo.

Teodoro war sprachlos. Diese Unverschämtheit überstieg Alles, was er für möglich gehalten. Unwillkürlich packte er den Blutsauger an der Gurgel.

— Schuft! schrie er, vor Angst und Zorn außer sich, willst Du mich banquerott machen, eh' ein Scudo in meine Kasse geflossen ist? Hinaus, oder ich schlag' Dir das Gehirn aus dem Schädel!

— Gott gerechter, laßt los! ächzte Isaak. Wollt Ihr auch mich befördern ins bessere Jenseits, wie Ihr habt befördert Euren geehrten Herrn Vetter Vicenzo?

— Hund, verfluchter! ras'te der schuldbewußte Verbrecher, ich reiß' Dir die Zunge aus dem Hals, daß es Dir Zeitlebens vergehen soll, so heillose Lügen zu zischen.

— Au waih! hab' ich doch keine Lügen gezischt, sondern gesprochen die lautere Wahrheit! Wenn Ihr nicht zahlt und mich nicht laßt los, so gehe ich noch heute vor's Tribunal und sage: ‚Tribunal,' sag' ich ‚der Signor Teodoro hat erstochen seinen Vetter, um einzuheimsen die Erbschaft.' Ihr habt Euch selber verrathen, und ich beschwör's bei den Erzvätern, daß Ihr seid der Verbrecher und kein Anderer.

— Wart, Bestie, Dir will ich's eintränken für alle Zeit! rief Teodoro, indem er dem Juden einen wuchtigen Schlag ins Gesicht versetzte und dann mit Blitzesseile nach einem Messer griff, das blank an der Wand hing. Isaak Mardochai schwebte in der höchsten Lebensgefahr: noch zwei Sekunden, und das schneidige Eisen mußte ihm in die Brust fahren. Aber mit der ganzen Gelenkigkeit und Schlagfertigkeit seiner Rasse nahm er des günstigen Augenblicks wahr, um dem Gegner ein Bein zu stellen. Teodoro stürzte rücklings zu Boden, und als er sich wieder von den Fließen erhob, hörte er gerade noch, wie Isaak Mardochai mit einem furchtbaren Fluche die Thür ins Schloß warf und die Treppe hinunter stürmte.

Der entlarvte Verbrecher stand da wie vom Donner gerührt. Kein Zweifel, der Jude war entschlossen, seine entsetzliche Drohung wahr zu machen. Es erübrigte nur noch ein Mittel zur Rettung: die schleunigste Flucht. Noch desselbigen Abends verließ Teodoro in der Tracht eines florentinischen Hausirers die Stadt, um über die Nordgrenze nach Mailand zu pilgern.

Am folgenden Morgen ward bei dem Richter, der die Untersuchung gegen Alessandro de' Carmoli leitete, ein junges Mädchen gemeldet, das sich vermaß, über die ganze, noch immer in tiefes Dunkel gehüllte Angelegenheit ein entscheidendes Licht zu verbreiten.

Das Mädchen war Maria la Brusca, die stolze, ungebändigte Seele, die so eifersüchtig über der unantastbaren Reinheit ihres Rufes gewacht hatte und nun aus freiem Entschluß Hand an die eigene Ehre legte, um den Mann, der sich so schwer an ihr versündigt hatte, vom Verderben zu retten. Während der letztverflossenen Nacht war es ihr klar geworden: noch galt ihr Alessandro de' Carmoli mehr als Glück und Freiheit und Leben; und wenn sie mit unerschütterlicher Festigkeit ihre Tugend gewahrt hatte, den Schein ihrer Tugend wollte und mußte sie ihrer Liebe zum Opfer bringen.

— Wie heißt Ihr? fragte der Richter, als die beiden Thürsteher die unerwartete Zeugin hereingeführt hatten.

— Maria Soluri, lautete die Antwort. Ihre Stimme war klar und gemessen.

— Eure Eltern?

— Sind beide todt. Ich wohne bei meinem Oheim, dem Waffenschmied Gaetano Soluri.

— Ah, vortrefflich! Ihr wißt über das Schicksal der beiden Klingen Auskunft zu geben?

— Nein, Herr, ich weiß mehr. Ich kann eidlich erhärten, daß Alessandro de' Carmoli sich zur Zeit des Verbrechens in seinem Landhaus befunden hat.

— Und welche Beweise habt Ihr?

Maria wechselte die Farbe. Eine Sekunde lang schien sie zu zögern. Dann sagte sie klar und bestimmt:

— Ich leistete ihm in jener Nacht Gesellschaft und weiß, daß er erst lange, nachdem die Jäger den Leichnam fanden, die Villa verlassen hat.

Der Richter warf ihr einen überraschten Blick zu. Dann musterte er sie vom Kopf bis zu den Füßen mit einem eigenthümlichen Lächeln.

Maria fühlte, wie ihr Herz tief innerlich zusammenkrampfte, aber sie beherrschte sich.

— Ja, Herr, wiederholte sie, so ist es. Von Fiesole kommend, bin ich mit dem Signore in den Weinbergen zusammengetroffen und hab' ihn nach seinem Landhaus begleitet . . .

— Ihr könnt das beschwören? fragte der Richter.

Maria stockte.

— Ich kann beschwören, sagte sie, jede Silbe betonend, daß ich, von Fiesole kommend, mit dem Signore so gegen zehn Uhr zusammentraf und dann etwa zwei Stunden mit ihm in der Villa verbracht habe. Ich spreche die lautere Wahrheit, Gott möge mir helfen!

— Und darf ich fragen, was Ihr bei dem Signore zu suchen hattet?

Das Mädchen richtete sich hoch auf. Schon schwebte ihr eine trotzige Antwort auf den Lippen, aber sie besann sich.

— Ich bin seine Geliebte, sagte sie mit eisiger Kälte. Gleich darauf schoß ihr das Blut in die Schläfen, und

ein Strom von Thränen ergoß sich über ihr glühendes Antlitz.

— Nun, versetzte der Richter, das ist jedenfalls eine wichtige Enthüllung. Giacomo, laßt den Angeklagten hier vorführen!

Nach einigen Minuten schritt Alessandro de' Carmoli, von zwei Häschern geleitet, finster dreinschauend, ins Gemach. Wie er Maria erblickte, fuhr er zurück, als sähe er ein Gespenst.

— Ihr kennt dieses Mädchen? fragte der Richter leichthin, als handle es sich um Etwas durchaus Nebensächliches.

— Ich bin ihr zuweilen begegnet, versetzte der junge Edelmann, allmählig seine Verwirrung bemeisternd.

— Und wann saht Ihr sie zum letzten Male?

— Ich entsinne mich nicht.

Es entstand eine lange Pause der Rathlosigkeit. Der Beamte suchte sich den eigenthümlichen Widerspruch zwischen den Worten de' Carmoli's und der Aussage des jungen Mädchens psychologisch zurecht zu legen, während Alessandro sich den Kopf darüber zerbrach, welche neue Verwickelung seiner unseligen Angelegenheit das Erscheinen Maria's veranlaßt habe. Wie er sie kannte, durfte er mit aller Kühnheit der Phantasie nicht voraussetzen, daß sie gekommen sei, ihn mit Aufopferung ihres weiblichen Stolzes zu retten. Er fühlte nur zu gut, daß er am

wenigsten eine derartige Selbstverleugnung verdient habe. Noch weniger war ihm begreiflich, wie Maria zu der Rolle einer amtlich vernommenen Zeugin gekommen sein mochte. Eine Sekunde lang zuckte der Gedanke durch sein Hirn, das Mädchen habe vielleicht in irgend welcher Beziehung zu dem Ermordeten gestanden, aber ein Blick auf die ruhige Würde ihres hocherglühenden Angesichts genügte, um ihn die thörichte Unterstellung sofort bereuen zu lassen.

Endlich nahm der Richter das Wort.

— Signor Alessandro de' Carmoli, sagte er mit wohlwollender Eindringlichkeit, ich bitte Euch, jede Silbe, die Ihr hier sprecht, ernstlich zu überlegen und Euch durch keinerlei Rücksichten abhalten zu lassen, die volle und unverfälschte Wahrheit zu bekennen. Ich wiederhole Euch: Wann und wo habt Ihr dieses Mädchen zum letzten Male gesehen?

Ueber die Züge Alessandro's ergoß sich in diesem Augenblick ein seltsam verklärender Schimmer. Das Bewußtsein, daß er im Begriffe stand, Alles, was er an Maria verbrochen hatte, durch einen einzigen Akt der Treue und Standhaftigkeit zu tilgen, erfüllte ihn mit einer heiligen Genugthuung. Alle Schrecken der Haft, alle Todesfurcht bedünkte ihm nichtig und gestaltlos gegen die Möglichkeit, sich in den Augen Maria's von dem Vorwurf der Ehrlosigkeit zu reinigen. Mehr noch als Liebe und Leidenschaft war es der neuerwachte Mannes-

stolz, der seinem Entschlusse die unbeugsame Kraft eines Schicksalsspruches verlieh. Maria sollte nicht umsonst an der Vollgültigkeit seines Wortes gezweifelt haben.

Auch die erneute Frage des Richters beantwortete er mit der kurzen Ablehnung: Ich entsinne mich nicht.

Maria Soluri preßte die Augen in beide Hände. Zwischen den zitternden Fingern quoll Thräne um Thräne hervor. Dann strich sie das volle Haar aus der Stirn, trat zwei Schritte an den jungen Edelmann heran und sagte schwermüthig lächelnd:

— Geliebter, warum verleugnest Du mich? War ich nicht vorgestern zur Nachtzeit in Deinem Hause? Hab' ich nicht stundenlang zu Deinen Füßen gesessen? Du hast nur die Wahrheit zu bekennen, um frei zu sein, und Du verweigerst sie, weil Du mich schonen willst. Doch ja, ich vergaß: bei Deiner Ehre gelobtest Du mir Verschwiegenheit, — und wahrlich, Du hast noch da den Schwur heilig gehalten, wo jeder Andere ihn tausendmal gebrochen hätte. Aber ich löse Dich, ich gebe Dir feierlich das verpfändete Wort zurück, ich flehe Dich in Demuth an, keine Rücksicht gelten zu lassen, sondern klar und kühnlich zu reden, wie Dein Heil es erfordert.

Sie hatte, halb schüchtern, halb zärtlich, seine Hand ergriffen und sah ihn jetzt so hold und schmeichlerisch an, als sei nie ein Wort des Trotzes und der Entrüstung über ihre Lippen geglitten.

Alessandro starrte eine Weile vor sich hin wie versteinert. Dann zuckte und brodelte es über sein Antlitz, als ob er sprechen wollte: aber er brachte keine Silbe hervor.

Der Richter war Menschenkenner genug, um einzusehen, daß es sich hier allerdings um ein unaufgeklärtes Geheimniß, aber keineswegs um eine leere Komödie handelte. Das Benehmen Alessandro's hatte ihm von vornherein, trotz der reichlich aufgehäuften Beweismittel, gewisse Bedenken eingeflößt. Jetzt zweifelte er keinen Augenblick, daß Maria Soluri thatsächlich in der Lage sei, jenen Vermuthungen die volle Bestätigung zu geben. Er ließ daher den Angeklagten ohne Weiteres in sein Zimmer zurückführen und begann zunächst ein Verhör mit dem Mädchen.

Das Ergebniß schien seinen Erwartungen nicht so unbedingt zu entsprechen. Maria verwickelte sich in Widersprüche und ward mit jeder Minute befangener.

Als er sie endlich beurlaubte, neigte er fast zu der Vermuthung, als sei die schöne Nichte des Waffenschmieds doch eine verwegene Gauklerin, die in irgend einer eigennützigen Absicht die Gerechtigkeit zu täuschen versuche. Aus diesen und andern Erwägungen hatte er auch darauf verzichtet, ihr den Eid abzufordern.

Wesentlich anders gestalteten sich die Dinge nach einer weiteren Unterredung mit Alessandro. Der junge

Edelmann erzählte jetzt ohne Beschönigung und getreu bis ins Kleinste den gesammten Hergang, und gab so dem Richter die Möglichkeit an die Hand, die etwas räthselhafte Aussage Maria's zu deuten und zu corrigiren.

— Ich will hoffen, so lauteten die Worte, mit denen sich der Beamte von de' Carmoli verabschiedete, ich will hoffen, daß es unsern verdoppelten Anstrengungen nunmehr in Kürze gelingen wird, den wahren Mörder Vicenzo de' Lodi's ausfindig zu machen. Bleiben unsere Nachforschungen in dieser Beziehung erfolglos, so darf ich Euch nicht verhehlen, daß Eure Lage, trotz der inneren Glaubwürdigkeit Eures Berichtes, immerhin eine bedenkliche ist. Was mich betrifft, so dürft Ihr glauben, daß ich Nichts unversucht lassen werde.

Und wieder klirrten die Riegel hinter dem Verhafteten in die eiserne Kramme.

Ein Jahr ist verflossen. In der Loggia des prächtigen Palastes, dessen beneidenswerthe Einrichtung wir dem Leser zu Anfang unserer Erzählung geschildert haben, sitzt ein junges Paar und schaut, Hand in Hand, nach dem kleinen Hof hinüber, wo der steinerne Triton nach wie vor seinen Wasserstrahl in die sommerliche Luft sendet. Der ernste, geistvolle Mann ist Alessandro de' Carmoli; in der schlanken Blondine mit den tiefdunklen

Augen erkennen wir Maria la Brusca, die Nichte Gaetano Soluri's.

Alessandro hat, unbekümmert um das Stirnrunzeln seiner Standesgenossen, das Gelübde wahr gemacht, das er sich in der Zelle des prinzlichen Gefängnisses geleistet. Sofort nach erlangter Freiheit trug er dem herrlichen Geschöpf, dessen unschätzbaren Werth er im Rausche seiner Verblendung nicht geahnt hatte, Herz und Hand zum vollgültigen Bunde an, und Maria, die dem tollkühnen Cavalier von ehedem, ganz im Sinne der Brusca, mit einem blitzenden Dolche begegnet war, sank dem Bekehrten stumm und willenlos in die Arme.

Alessandro und Maria sind das glücklichste Paar im weiten, schönen Florenz. Nach der sogenannten Gesellschaft und ihren gehaltlosen Freuden hat der junge Gatte seit lange zu fragen verlernt. Maria ist seine Welt, sein ganzes Sinnen und Trachten, sein Alles. An die Stelle der früheren Rastlosigkeit und Zerstreuungslust ist eine würdige Sammlung getreten, die etwas Dankenswerthes zu leisten verspricht. Ehe ein Lustrum vergeht, wird Alessandro de' Carmoli zu den bedeutendsten Literaturkennern Italiens gehören, und seine kriegswissenschaftlichen Studien retten vielleicht demnächst die stolze Firenze vor dem drohenden Untergang. Nur wenige seiner früheren Freunde sind ihm treu geblieben; unter diesen der vielgewandte Conte di Basso, der trotz seines höfischen Auf-

tretens von jeher eigene Wege ging und hoch genug steht, um auf etwaige Sticheleien der kleinen Patrizier herablächeln zu können. Maria heißt im vertraulichen Verkehr noch immer La Brusca: in diesem Zeichen hat sie Alessandro's unbändige Seele bezwungen.

Und wie das Alles gekommen ist?

Ich hege eine zu aufrichtige Hochachtung vor dem Scharfsinne meiner Leser, als daß ich eine weitläufige Erzählung des Selbstverständlichen wagen möchte. Drei Worte werden genügen.

Die Flucht Teodoro's war noch am folgenden Tage bekannt geworden. Isaak Mardochai hatte seine Drohung allerdings nicht verwirklicht, denn die geringste Baarzahlung war von seinem Standpunkte aus mehr werth als alle menschliche und göttliche Gerechtigkeit; aber die Dinge redeten für sich selbst. Die öffentliche Stimme bezeichnete sofort den entwichenen Vetter als den Urheber des Verbrechens, und jetzt trat auch Isaak Mardochai aus seinem Dunkel hervor und berichtete, was sich in der altersschwachen Baracke am Domplatze zugetragen. Als der elende Salvatore von diesem Umschwung der Dinge Kunde bekam, ergriff ihn eine wahnwitzige Angst, die sich in allerlei unbesonnenen Reden äußerte und von Tag zu Tage mehr das Befremden seines Meisters erregte. Ungefähr eine Woche nach dem Verschwinden Teodoro's behauptete ein irrthümliches Gerücht, der Verbrecher sei in

der Nähe von Pistoja ergriffen worden und habe ein umfassendes Geständniß abgelegt. Jetzt war es mit der letzten Selbstbeherrschung des Banditen zu Ende. Zähneklappernd raunte er zum Capitano der Wache und gab sich und den Bildschnitzer Beppo als Mitverschworene Teodoro de' Lodi's an. Die nähere Untersuchung hatte denn auch die volle Ermittelung der Wahrheit zur Folge.

Alessandro de' Carmoli ward unmittelbar darauf in Freiheit gesetzt.

Das Gerücht von der Verhaftung Teodoro's stellte sich indeß, wie gesagt, als eine müßige Erfindung heraus. Der philosophische Vetter des unglücklichen Vicenzo war und blieb verschwunden, und Jahre verstrichen, ehe auch nur die flüchtigste Spur von ihm auftauchte. Später erfuhr man, daß er sich eine Zeitlang in Mailand herumgetrieben und dann auf mancherlei Umwegen nach Spanien entkommen war, wo er als Schreiber sich der unerhörten Expedition eines närrischen Genuesen, Namens Cristoforo Colombo, anschloß, der sich vermaß, um die Wölbung des Erdballs herum nach Indien zu fahren. „Nun ja,“ sagten die Florentiner, „zu einem so hirnverbrannten Teufelswerke hatte der Schurke das Zeug. Möge er im zähen Meerschlamm fern unter dem Himmelsstrich der ewigen Schrecken vergeh'n und verderben!“ Auch später, als kurz nach dem Tode Lorenzo's des Prächtigen die Kunde von der Entdeckung der neuen Welt durch das

staunende Europa flog, durfte Florenz dem Glauben an die allwaltende Gerechtigkeit treu bleiben; denn gleichzeitig mit der großen Triumphbotschaft gelangte die kleine Privatnotiz über den Ocean, daß Teodoro in einem Gefecht mit den Eingeborenen, die er auf das Furchtbarste mißhandelt hatte, lebensgefährlich verwundet worden und bald darauf seinen Leiden erlegen sei.

Mit Beppo und Salvatore machte die prinzliche Justiz kurzen Prozeß: sie wurden gehängt.

Die von Pietro versteckte Klinge ward später durch einen Zufall entdeckt. Alessandro verwahrte sie als ein köstliches Kleinod, denn sie war es im Grunde gewesen, die ihm, wenn auch auf dornigen Umwegen, den Pfad zur Vereinigung mit Maria gebahnt hatte.

Wenn ich hinzufüge, daß der Waffenschmied Gaetano trotz der glänzenden Anträge Alessandro's nach wie vor seinen wuchtigen Hammer schwang und zur größeren Ehre seines künstlerischen Rufes noch manchen schneidigen Toledaner in die Welt setzte, so habe ich Alles gethan, was die Wißbegierde des Lesers füglich verlangen kann.

Das Geschlecht der Herren de' Carmoli steht noch heute in üppiger Blüthe. Sie alle erzählen mit gleichem Stolz die Geschichte ihrer herrlichen Ahnfrau, der blonden Maria la Brusca.

Donna Lucrecia.



Zu Anfang der zwanziger Jahre erlangte ich in dem Departement des Gobernacionsministers eine hervorragende Stellung, die mich endlich nach so vielfältigen Kämpfen und Entbehrungen in den Stand setzte, meine theure Estefania, die älteste Tochter der Donna Lucrecia Montes y Garcia, als mein Weib heimzuführen. Um diese Zeit kam ein junger Mann von überaus vornehmem Wesen nach Madrid, der, infolge eines Zufalls bei Donna Lucrecia eingeführt, sich mit allem Eifer um Claudia, die jüngere Tochter, zu bewerben schien. Er war erst vor Kurzem aus Puerto Rico eingetroffen, wo er zwei große Plantagen besaß. Sein ganzes Wesen trug den Stempel des Reichthums, der Unabhängigkeit und des Selbstbewußtseins, ohne jedoch in jene lächerliche Aufgedunsenheit des Emporkömmlings überzuspielen, die wir so häufig an unseren Landsleuten zu beobachten haben, wenn sie, nach einer mehr oder minder verworrenen Laufbahn jenseits des Oceans, mit Gütern gesegnet in ihre alte Heimat zurückkehren.

Don Leandro Cespedes erzählte uns oft und viel von seinen Abenteuern in Cuba, Chile und Brasilien. Er entstammte einem seit lange auf Puerto Rico ansässigen Geschlecht und hatte fast noch als Knabe in Begleitung seines Erziehers einen großen Theil von Europa durchschweift, um später im Auftrage seines Vaters das südamerikanische Festland zu bereisen. Don Alano Cespedes trieb nämlich einen ausgedehnten Handel nach den meisten südamerikanischen Häfen. Leandro, von je ein Freund von Wanderungen und Abenteuern, übernahm diese wichtige Mission um so lieber, als er wirkliches Interesse und Verständniß für unsere großen commerciellen Fragen besaß. Es begreift sich, daß jene Irrfahrten nicht ohne die mannigfachsten Erlebnisse ernster und heiterer Art verliefen. Don Leandro war denn auch unerschöpflich im Erzählen wundersamer Begegnungen, schreckhafter Fährnisse und lustiger Episoden. Die Weise seiner Schilderung war so natürlich und ungekünstelt, daß man den Jüngling schon um dieser Gabe willen lieb gewann und ihm gern verzieh, wenn er sonst vielleicht durch allzukühne Schroffheit seines Urtheils verletzen mochte.

Eines Abends — es war gegen Ende des Januar — saßen wir behaglich in Donna Lucrecia's Familienzimmer und freuten uns der erquicklichen Wärme, die aus dem scheitergefüllten Kamin strömte. Von der Höhe der Sierra Guadarrama wehte ein schneidiger Nordwind, und drüben

an dem Brunnen der Puerta del Sol flimmerten lange, phantastische Eiszacken im unruhigen Schein der Oelflammen. Die Gesellschaft befand sich in freudigster Stimmung; nur Claudia war schweigsam und nachdenklich. Bald indeß sollte ich erfahren, daß nur der Ueberschwang des Glückes ihr die sonstige Klarheit und Regsamkeit raubte. Kaum hatten wir uns zu Tische gesetzt, als Donna Lucrecia mit freudestrahlender Feierlichkeit das Glas ergriff und uns einlud, mit ihr auf das Wohl des neuverlobten Paares Leandro und Claudia zu trinken ...

Wir hatten das natürlich vorausgesehen. Claudia war dem jungen Mann mit jener bescheidenen Innigkeit entgegengekommen, die zwar die Schranken weiblicher Schüchternheit nicht übersteigt, aber doch dem Bewerber die vollste Sicherheit giebt, daß seine Huldigungen genehm sind. Leandro seinerseits bekundete fast vom ersten Tage an eine so achtungsvolle und dabei doch so tiefe und leidenschaftliche Liebe, daß an der Redlichkeit seiner Absichten nicht zu zweifeln war. Gleichwohl dachten wir nicht, daß die Sache so weit schon gediehen sei. Unseres Wissens hatten sich Claudia und Leandro niemals allein gesprochen, da die Mutter streng auf die Beobachtung der äußeren Formen bestand. So kam uns denn die frohe Botschaft von der Besiegelung des Herzensbundes ein wenig überraschend. Estefania, meine Gattin, machte der Schwester Vorwürfe, daß sie ihr, der treuen Gefährtin

ihrer Jugend, niemals auch nur die leiseste Andeutung von dem Erwachen ihrer Neigung gegeben, während ich Donna Lucrecia schalt, die von ihrem obersten Grundsatz, demzufolge ich ihr steter und erster Vertrauter sein sollte, so plötzlich abgewichen. Die Dame erklärte uns lächelnd, das Ereigniß sei ihr selbst über den Kopf gewachsen; sie habe kaum Zeit gehabt, sich mit der neuen Sachlage zurechtzufinden, denn die jungen Leute hätten alsbald nach dem entscheidenden Augenblick die Bestätigung und Bekanntmachung ihres Bundes verlangt, und so sei denn keine Zeit übrig geblieben zu einer vertraulichen Mittheilung, wie sie sonst der eigentlichen Verlobungsfeier vorauszugehen pflege.

Die übrigen Gäste — es waren noch einige Verwandte und gute Freunde zugegen, darunter der sehr ehrwürdige Priester von Santa Maria del Carmen, seit Jahren der Beichtvater Donna Lucrecia's und überdem ein treuer Berather des Hauses und liebenswürdiger Gesellschafter — die Gäste, sage ich, erklärten Donna Lucrecia für hinlänglich entschuldigt und stimmten freudig in die Glückwünsche ein, mit denen wir die überseligen Kinder begrüßten.

Als man sich nach beendeter Tafel erhob, um wieder nach dem Salon überzusiedeln, reichte Leandro seiner jungen Braut freudestrahlend den Arm und schritt, stolz wie ein Sieger, über die Schwelle.

— Hat man je ein schöneres Paar gesehen? flüsterte der Priester, indem er mir leise die Hand auf die Schulter legte.

— Apollo und Aphrodite, gab ich in derselben Weise zurück, denn ich wußte, daß Padre Antonio die classischen Anspielungen liebte.

— Aphrodite, ja, aber vom Sinn der Minerva beseelt! Ein kluges, geistvolles Kind, diese Claudia ... Die würdige Schwester Ihrer Estefania, fügte er mit einer artigen Verbeugung hinzu.

Man setzte sich, wie vorher, in einem weiten Halbkreise um das flackernde Kaminfeuer. Donna Lucrecia war ernst geworden. Ein paar Mal nickte sie stumm vor sich hin; dann, zum Priester gewandt, der an ihrer Seite Platz genommen, sagte sie mit einem leisen Seufzer:

— So wäre denn das Glück meiner beiden Kinder nach menschlichem Hoffen gesichert, und kein Schatten würde den Glanz meiner Zukunft trüben, wenn nicht immer und immer wieder die Erinnerung hinüberschweifte in die Tage des Einst und mir ein Bild malte ...

— Nicht doch! unterbrach sie der Priester; wir dürfen uns nicht die Stunden der Freude vergällen, indem wir gegen die ewigen Rathschlüsse der Vorsehung murren! Wer weiß, Donna Lucrecia, welchen Pfad sich der Himmel ausersah, um uns zum Heile zu führen! Der Allmäch-

tige hat Euch schwere Prüfungen auferlegt, aber jetzt vergilt er's Euch tausendfach.

Ich kannte bereits den stillen Kummer, der die edle Frau heimsuchte. Ich wußte, daß sie einst einen reizenden Knaben besessen, der, kaum vier Jahre alt, in den Fluthen des Quadalquivir elend um's Leben gekommen. Dennoch lauschte ich jedes Mal, wenn das Gespräch dieses Thema berührte, mit erneuter Theilnahme; denn niemals war mir der Schmerz einer Mutter echter und würdevoller erschienen als hier, wo ein Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren nicht ausgereicht hatte, die Trauer und die Sehnsucht in Schlaf zu wiegen. Einer der Gäste, dem die näheren Umstände des schmerzlichen Ereignisses fremd waren, richtete dieserhalb mit gedämpfter Stimme eine Frage an den Priester, die jedoch von Donna Lucrecia vernommen wurde.

— Hab' ich Ihnen niemals davon gesprochen, Don Ramon? fragte die Wittwe wehmüthig lächelnd.

— Niemals, Sennora!

— So hören Sie! — Ich glaube, wandte sie sich wie entschuldigend zum Padre Antonio, ich komme so am ersten mit meinen Gefühlen ins Klare. Das Bild des Kindes verfolgt mich heute den ganzen Tag. Manchmal ist mir zu Muthe, als ob ich seine Stimme vernähme. Die Erzählung wird mir das Herz erleichtern.

Der Priester zuckte die Achseln.

— Wie Sie meinen, Sennora, versetzte er im Ton einer halbunterdrückten Mißbilligung.

Donna Lucrecia verstand ihn.

— Nein, nein, sagte sie, des Priesters Hand ergreifend, Sie thun mir Unrecht, Padre Antonio. Es ist keine Auflehnung gegen die Fügung Gottes, kein Groll gegen das Schicksal, der mich durchbebt… Und überdem, bin ich es nicht unserm werthgeschätzten Freund schuldig, daß ich seiner theilnehmenden Frage die erklärende Antwort gebe?

— In Gottes Namen! erwiderte Padre Antonio wohlwollend.

— Sie wissen, begann jetzt Donna Lucrecia zu Don Ramon gewandt, daß wir bis zum Tode meines unvergeßlichen Gatten — seine Seele möge im Paradiese sein — in der Nähe von Sevilla ein Landhaus bewohnten, dessen zauberhafte Umgebung mich noch jetzt mit einer Art von Heimweh erfüllt, obgleich ich in Madrid geboren und erzogen bin. Im zweiten Jahre unserer Ehe schenkte uns Gott einen Knaben, der in der heiligen Taufe den Namen Camillo empfing und im Schutze unserer Pflege herrlich emporblühte. Als das Kind etwa vier Jahre zählte, kam ein junger niederländischer Maler nach Sevilla, der von dem spanischen Consul im Haag meinem seligen Gatten empfohlen war und viel in unserm Hause verkehrte. Er hatte einen langen nordischen Namen,

den wir niemals geläufig aussprechen lernten. Im gewöhnlichen Verkehr nannten wir ihn Bartolomeo, und er ließ sich diese Umtaufe gern gefallen, wie er denn auch sonst ein gefälliger und überaus bescheidener Mensch war. Zu unserm kleinen Camillo faßte er eine schwärmerische Zuneigung, die das Kind herzlich erwiderte. Damals war eine Art kleiner Porträtbilder im Schwange, die, auf Holz oder Metall gemalt, wie Amulete getragen wurden. Auch Don Bartolomeo gab sich hin und wieder mit dieser anmuthigen Spielerei ab, wiewohl er sich als Maler von hervorragendem Talent in der Regel auf große Compositionen aus der heiligen oder weltlichen Geschichte verlegte. Da ihm nun Camillo als das reizendste Kind erschien, dem er jemals begegnet war, so beschloß er, den Engelskopf, wie er sich ausdrückte, in der gedachten Weise abzuconterfeien und das Bildchen dem Kinde zum Geschenk zu machen. Camillo, der für sein Alter ungewöhnlich klug und geweckt war, gerieth außer sich vor Freude und saß wie eine Bildsäule, als der Maler zur ersten Aufnahme schritt. Tags darauf war Bartolomeo durch ein leichtes Unwohlsein verhindert, in unserer Villa vorzusprechen. Hundert Mal rannte der Knabe ans Fenster und auf die Freitreppe, um nach dem ersehnten Freund auszulugen; aber Stunde um Stunde verstrich, und so war er nicht länger zu halten. Wir mußten ihm die Erlaubniß ertheilen, in Begleitung eines

Dieners nach Don Bartolomeo's Atelier zu wandern, wo er denn auch mit offenen Armen bewillkommt wurde. Auch für die folgenden Tage blieb der Maler ans Zimmer gefesselt, und Camillo wiederholte sein stürmisches Verlangen von gestern. Da wir indeß wußten, daß Don Bartolomeo gerade während der letzten Zeit ernstlich beschäftigt war, so hielten wir es für geboten, dem Ansinnen des Knaben diesmal ein kategorisches Nein entgegenzusetzen; wir verharrten dabei selbst dann noch, als Camillo uns die Versicherung gab, das Bildchen werde heute vollendet werden.

Nun, wir handelten nach bestem Wissen und Wollen. Oft genug haben wir uns späterhin die entsetzlichsten Vorwürfe gemacht: mit Unrecht. Niemand konnte die traurigen Folgen jenes Verbotes voraussehen...

Camillo, von dem unbändigen Verlangen nach seinem Freunde und dem versprochenen Bildniß überwältigt, benutzte einen unbewachten Augenblick, um sich heimlich aus dem Hause zu entfernen. In der That erreichte er ungefährdet das Atelier, wo er der Aussage des Malers zufolge das vollendete Miniaturbild in Empfang nahm. An einen Irrthum oder eine Täuschung in dieser Hinsicht ist nicht zu denken, zumal ein hochgeachteter sevillanischer Caballero, der sich zufällig in Bartolomeo's Atelier befand, die Versicherung des Malers Silbe für Silbe bestätigte. Von dort aus muß das unglückliche Kind auf

mannigfachen Irrwegen nach dem entgegengesetzten Ende der Stadt gewandert sein; weshalb, ob infolge einer klar bewußten Absicht oder durch Zufall, etwa aus Unkenntniß der Wege und Stege, bleibt uns räthselhaft. Zwei Tage später fand man einen Theil der Kleidungsstücke, die das Kind getragen, an einer gefährlichen Stelle des Stromes im Sande liegen. Irgend ein Anhaltspunkt über Das, was vorgefallen, ist uns niemals gegeben worden. Erst nach Monaten zog man zwei Meilen weiter gen Cadix zu die unkenntlich gewordene Leiche eines vierjährigen Kindes aus dem Wasser... Allem Anschein nach hatte der unglückliche Knabe die so plötzlich eroberte Freiheit benutzt, um hier in der schattigen Kühle ein Bad zu nehmen, wie er dies seit mehr als einem Jahre in Begleitung seines Vaters zu thun pflegte. Der Strom hatte ihn fortgerissen, und die schönsten Hoffnungen, die je in dem Herzen einer glücklichen Mutter aufkeimten, unbarmherzig vernichtet.

Donna Lucrecia schwieg. Es entstand eine lange Pause. Claudia, die während der letzten Worte hinter den Stuhl der Mutter getreten war, schlang jetzt beide Arme um ihren Nacken und küßte sie auf die Stirne.

— Komm, sagte sie schmeichelnd, laß die trüben Gedanken und freue Dich der sonnigen Gegenwart! Hast Du jetzt nicht zwei Söhne anstatt des Einen?

Auch Padre Antonio bemühte sich, dem Gespräch

eine andere Richtung zu geben. In der That gelang es ihm, nach kurzer Frist die volle Heiterkeit und Ruhe der Gemüther wieder herzustellen; und so verlief denn der Abend ohne weitere Mißklänge.

Drei Monate später war Hochzeit. Niemals habe ich einer Feier angewohnt, die mich so tief und nachhaltig ergriffen hätte. Claudia war ein echt religiöses Gemüth: ihr frommer, kindlicher Sinn goß über die ganze Ceremonie einen rosenfarbenen Schimmer der Unschuld und Innigkeit. Auch Donna Lucrecia schien mir im tiefsten Grund ihres Herzens bewegt. Sie besaß ganz das reiche und liebevolle Gemüth ihrer Tochter, wenn sie auch in kirchlichen Dingen etwas freisinniger dachte. Das stumme Gebet, das während der Einsegnung des glücklichen Paares in ersichtlicher Inbrunst von ihren kaum sich regenden Lippen glitt, bekundete mir auf's Neue, wie völlig ihr Wesen in der Liebe zu ihren Kindern aufging.

Leandro und Claudia bezogen eine geräumige Wohnung unweit des königlichen Schlosses mit dem Ausblick nach der Sierra. Sie lebten still und geräuschlos; das bunte Treiben der madrilenischen Gesellschaft schien für Leandro jeden Reiz eingebüßt zu haben. Donna Lucrecia ward nicht müde, mir das Glück des jungen Paares in den sonnigsten Farben zu schildern, und was ich selbst von diesem Glücke zu sehen bekam, schien allerdings nahezu

überschwänglich. Claudia war die heiterste, liebevollste und anmuthigste Gattin, die man sich denken konnte, Leandro, der zärtlichste, ritterlichste Gemahl; die Innigkeit ihres Einvernehmens ward niemals auch nur durch die leiseste Verstimmung getrübt. Ueberdem trennten sich Beide fast nur für Augenblicke, so daß es in der That schien, als ob Jedes nur in und mit dem Andern zu leben und zu athmen vermöge.

Das Glück Donna Lucrecia's erreichte den Höhepunkt, als Claudia ihr eines Tages die Enthüllung machte, daß sie sich Mutter fühle. Ich kannte die sonst so ernste und stille Frau nicht wieder. Sie lachte und weinte wie ein Kind und umschlang mich bei unserer ersten Begegnung so stürmisch, daß ich mich im Geiste Estefania's, die mir inzwischen einen Knaben geschenkt, fast ein wenig gekränkt fühlte, denn die glückliche Geburt unseres Kindes hatte nicht halb so viel Freude erregt als die Hoffnungen Claudia's.

So verstrich der Sommer in trauter Einförmigkeit. In den ersten Tagen des October überraschte mich Donna Lucrecia zu ungewohnter Stunde durch ihren Besuch. Ich saß, über meine Briefschaften gebeugt, vor dem Arbeitstisch, als sie unangemeldet ins Zimmer trat.

— Sind Sie allein? fragte sie tonlos.

Ich fuhr empor. Der Anblick ihrer verstörten Züge erschreckte mich.

— Um Gottes willen, was ist geschehen? forschte ich ängstlich. Sie erbleichen, Sie schwanken...

In der That hatte es einen Augenblick den Anschein, als ob Donna Lucrecia, von der Macht ihrer Gefühle überwältigt, umsinken wollte. Ihr Antlitz bedeckte sich mit Leichenblässe; wie besinnungslos schloß sie die Augen...

Gleich darauf schaute sie mich indessen voll an. Der unbeugsame Wille, die edle Charakterstärke, die ich so oft in ihrem Wesen bewundert hatte, schien über alle Anwandlungen der Schwäche die Oberhand gewonnen zu haben.

— Mein Freund, sagte sie mit eisiger Ruhe, ich habe eine furchtbare Entdeckung gemacht. Seit drei Tagen schleppe ich mich wie eine Verzweifelnde mit dem entsetzlichen Geheimniß herum, ohne zu wissen, was ich zu thun und zu lassen habe. Es ist mir zu Muthe, als liege mein Herz im Todeskampfe, und doch kann es nicht sterben, denn das Schicksal verlängert mein Weh ins Unendliche. Da entsann ich mich zur rechten Zeit eines Versprechens, das ich Ihnen einst gegeben habe, ohne mir über seine volle Bedeutung klar zu sein. Erinnern Sie sich, daß ich Sie in einer glücklichen Stunde zu meinem Vertrauten erkor? Daß ich Ihnen gelobte, Alles, was mich jemals bedrängen würde, in Ihre theilnehmende Seele auszuschütten und Ihren Rath, Ihren Beistand zu fordern? Mein Freund, schwören

Sie mir, daß von Dem, was ich Ihnen jetzt enthüllen werde, nie ein Wort über Ihre Lippen kommt, sofern ich nicht die Erlaubniß ertheile. Ich will Ihren Rath, aber nicht Ihren Befehl. Es ist sehr wohl möglich, daß ich Ihrem Rath zuwider handle: alsdann betrachten Sie Alles, was ich Ihnen gesagt habe, als nicht gesprochen. Nur unter dieser Bedingung werde ich reden!

— Ich versprach ihr, Alles geheim zu halten und bat sie flehentlich, mich nicht länger zu foltern, da ich vor ungeduldiger Angst fast von Sinnen sei.

Sie dankte mir und zog ein kleines Bild aus der Tasche, das sie mit zitternder Hand auf das Pult legte.

— Sie wissen, begann sie nach einer Weile, der Gemahl Claudia's führt ganze Kisten voll abenteuerlichen Geräthes mit sich, das er auf seinen Irrfahrten durch Südamerika und Europa gesammelt hat. Gegen Ende der vorigen Woche benutzte ich eine freie Stunde, um in einer dieser Kisten herumzustöbern. Sie enthielt fremdartige Waffen, seltene Steine und allerlei Schmucksachen. Eben wollte ich den Deckel ins Schloß werfen, als mir ein amuletartiger Gegenstand auffiel, den ich mit den Schmucksachen hervorgewühlt hatte. Ich nehme das zierliche Medaillon zur Hand und erkenne... das Bildniß meines Sohnes Camillo.

— Unmöglich!

— Glauben Sie, das Auge einer Mutter sei hier

des Irrthums fähig? Es ist wie ich sage. O, ich kenne diese milden, freundlichen Züge, dieses süße Lächeln um den kleinen, herzigen Mund! Unauslöschlich steht dieses Antlitz in meine Seele gegraben, — und wenn seit jenem verhängnißvollen Tage Jahrtausende verflossen wären, ich würde das Bild meines Kindes wiedererkennen.

Ich nahm das Medaillon in die Hand und betrachtete es mit Aufmerksamkeit.

— Ein wunderbares Zusammentreffen, sagte ich nachdenklich. Und vermochte Ihnen Leandro keine Aufklärung zu geben, wie das Bild in seinen Besitz gekommen?

— Leandro? wiederholte sie, das Antlitz mit beiden Händen verhüllend. Ahnen Sie denn mein Schicksal noch immer nicht? Leandro, der Gatte Claudia's, ist kein Anderer als Camillo, mein verloren geglaubter Sohn!

Wie vernichtet brach sie zusammen. Kaum meiner Sinne mächtig, trug ich sie nach der Ottomane, wo sie eine Zeit lang still vor sich hinschluchzte.

Als sie wieder die Fähigkeit der Sprache erlangt hatte, ergriff sie, noch immer am ganzen Leibe zitternd, meine Hand und fuhr fort:

— Ich habe den Tag über eine unerhörte Selbstbeherrschung geübt. Kein Blick, kein Zucken der Wimpern hat verrathen, was in mir vorging. Jetzt aber bricht die Natur durch die künstlich gezogenen Schranken.

Ich versuchte sie zu beruhigen.

— Es wird schon vorübergehen, wehrte sie schmerzlich lächelnd. Ach, mein Freund, Sie ahnen nicht, was ich gelitten habe. Wie es kam, weiß ich selber nicht; aber beim ersten Anblick des Bildes wußte ich Alles. Mein Camillo war nicht ertrunken, sondern auf unerklärliche Weise verloren. Er hatte im fremden Lande ein neues Leben begonnen und seine Heimat vergessen, — und nun trat er, von der Allgewalt eines finsteren Schicksals geführt, in das Haus seiner Angehörigen, um seine Schwester zu freien!

— Aber wer sagt Ihnen, daß dieser Leandro . . .

— Ich habe Beweise, unterbrach sie mich nachdrücklich. Von der unsäglichen Angst meines Herzens getrieben, habe ich Leandro über sein vergangenes Leben befragt. Er ahnt nicht, was mich zu diesen Fragen veranlaßt: aber die Antwort, war mehr als ausreichend. Don Alano Cespedes in Puerto Rico ist nur sein Pflegevater. Leandro befand sich bis zu seinem achten Jahre bei einer Zigeunerbande, die Uruguay und Brasilien durchstreifte. Don Alano Cespedes sah ihn bei einer Jahrmarktsvorstellung in Buenos Ayres, und da der Knabe ihm leid that, so nahm er ihn zu sich. Leandro war dankbar. Don Alano gewann ihn von Jahr zu Jahr lieber, und so wurde das Kind nach Recht und Gesetz adoptirt.

— Aber warum verschwieg er bis jetzt . . .?

— Er hat sich seit lange daran gewöhnt, Don Alano als seinen rechten Vater zu betrachten; ja der Gedanke, daß die Bande der Blutsverwandtschaft bei diesem so innigen Verhältnisse fehlen, berührt ihn geradezu schmerzlich. Daher er nur auf meine ausdrückliche Frage eine Thatsache zugestand, die für ihn gar nicht vorhanden ist. Um so schwerer wiegt sie für uns. Nach Allem leidet es keinen Zweifel mehr: unsre holde, liebe, unglückliche Claudia hat ihren Bruder geheirathet. Jetzt, da ich das Unerhörte weiß, begreife ich nicht, wie ich die Züge meines Camillo auch nur eine Sekunde verkennen mochte. War mir's doch stets, wenn Leandro redete, als hörte ich eine geheimnißvolle Stimme aus einer fernen und doch so vertrauten Welt. Wäre ich meinem Gefühl eifriger nachgegangen, hätte ich mich nicht so ganz in das Glück der Gegenwart vertieft, so wären wir von diesem trostlosen Unheil verschont geblieben.

Ich blickte traurig zu Boden.

— Und was gedenken Sie zu thun? fragte ich zögernd.

— Das eben will ich von Ihnen hören. Sie wissen, ich bin eine gute Christin, und Gott der Herr möge mich strafen, wenn ich jemals wissentlich Böses gethan, ohne es mit Seufzern und Thränen zu bereuen und aus aller Kraft wieder gut zu machen. Nach den Worten der Schrift ist die Verbindung zwischen dem Bruder und der

Schwester ein furchtbares Verbrechen, und die Last dieses Verbrechens trifft mich, die ich darum weiß, nicht aber die ahnungslosen Kinder, die im Glück der Unschuld dahinleben. Was soll ich thun, theuerster Freund? Meine Pflicht wär' es gewesen, den Sohn, den ich unter dem Herzen getragen, zu erkennen und dem Schicksal, das uns jetzt niederschmettert, vorzubeugen. Aber wer wird darunter leiden, wenn ich jetzt den entscheidenden Schritt thue, um diesen Frevel wieder gut zu machen? Wäre selbst Camillo mir gleichgültig, so bliebe doch Claudia, und das Glück meiner armen Claudia würde für ewig zerstört und zertrümmert sein. Sie hätte nicht nur den Verlust des Mannes zu beklagen, der ihr mehr gilt als Licht und Leben; sie würde nicht nur eine fluchbelastete Waise gebären: nein, auch der Friede ihres Herzens mit Gott wäre ein für allemal vernichtet, wenn ich den Stachel dieses entsetzlichen Bewußtseins in ihre Seele schleuderte. Sie kennen meine Claudia. Glauben Sie im Ernst, dieses reine, fromme Gemüth wäre im Stande, über das Furchtbare ihres Verhängnisses hinauszukommen? Claudia, die stille, reine Dienerin des Herrn und ein blutschänderisches Verhältniß mit ihrem Bruder! Der bloße Gedanke macht mich schaudern! Ihr unausweichliches Loos wäre der Wahnsinn; das Kind, das sie im Schooße trägt, wäre gemordet, noch eh' es das Licht der Welt erblickte; ich hätte mit einem Schlage drei

Wesen, die jetzt einer glücklichen Zukunft entgegenreifen, in den Staub getreten!

Ich war keines Wortes fähig.

— Und doch, fuhr sie nach einer Weile fort, wenn ich schweige, begehe ich ein Verbrechen. Ich dulde, daß Bruder und Schwester sich nach wie vor in sündiger Liebe umarmen; ich weiß, daß sie freveln, und indem ich diesen Frevel nicht hindere, begeh' ich ihn selber. Die Pflicht drängt mich unausweichlich, ein Bündniß zu sprengen, das die ewige Gerechtigkeit mit ihrem Fluche bedroht hat. Ich habe nur die Wahl, entweder unerhört grausam oder unerhört ruchlos zu sein. Die Wucht dieser Entscheidung lastet zu schwer auf meinem schwachen Gemüth, und deswegen habe ich Sie eingeweiht in die Kämpfe meines trostlosen Herzens. Sie, mein Freund, sollen mir sagen, nicht was ich thun soll — eine derartige Verantwortlichkeit möchte ich wahrlich selbst meinem Feinde nicht aufladen — nein, Sie sollen mir sagen, was Sie in der gleichen Lage thun würden, oder noch weniger, was, Ihrer Auffassung nach, die Pflicht im strengsten und höchsten Sinne von einem Christen in dieser Lage verlangt. Ich habe eine Pflicht gegen die Tugend; aber ich habe auch eine Pflicht gegen meine unschuldigen Kinder. Welches dieser Gebote wiegt schwerer in der Wagschale des Gewissens?

— Donna Lucrecia, sagte ich feierlich, Ihre Mitthei-

lungen haben mich auf's Tiefste erschüttert. Darf ich in so schwierigen Dingen eine Meinung äußern, so möchte ich Sie bitten, den Kampf Ihres Herzens noch eine Weile lang durchzukämpfen. Mich dünkt, mit Gottes Hülfe soll sich das Verworrene schon lichten und die Wahrheit zu Tage treten. Ich habe ein felsenfestes Vertrauen zu Ihrer Seelengröße und Ihrer Weisheit; ich bin überzeugt, Sie werden das Richtige besser finden als irgend ein Fremder. Wenn Sie einen endgültigen Entschluß gefaßt haben, dann lassen Sie uns noch ein letztes Mal über die Frage reden, die ich jetzt nicht zu beantworten wage, die ich nicht beantworten darf, ohne mir eine Entscheidung anzumaßen, die Ihnen allein zukommt.

— Sie haben Recht, versetzte Donna Lucrecia aufseufzend; ich will die ewige Gnade um Beistand und Erleuchtung anflehen. Und nicht wahr, wie sich die Zukunft auch gestalten möge, Sie verlassen mich nicht, Sie entziehen mir nicht Ihre Achtung, Ihre theilnehmende Liebe?

— Niemals, theure Mutter, sagte ich, sie umarmend.

Mit einem Blick voll unendlicher Trauer reichte sie mir die Hand und verabschiedete sich.

Drei Tage später fand sich die Familie wieder im Hause der Donna Lucrecia zusammen wie damals bei der Verlobungsfeier Leandro's und Claudia's. Es waren

genau dieselben Personen, und doch, wie Vieles hatte sich seit jenem Tage in der Tiefe unserer Seelen geändert!

Donna Lucrecia legte eine bewundernswürdige Ruhe und Gleichmüthigkeit an den Tag; sie scherzte sogar: nur die ungewöhnliche Blässe ihres Angesichts verrieth mir, wie sehr sie im Stillen leiden mußte. Das Herz blutete mir, wenn ich das junge, glückliche Paar beobachtete. Die Art und Weise ihres Verkehrs hatte etwas Bezauberndes; aus jedem Blicke Claudia's leuchtete die reinste Seligkeit, der unbeschreiblichste Zauber des Friedens.

Tags darauf erschien Donna Lucrecia wieder in meinem Arbeitszimmer.

— Reden Sie, bat ich in fiebernder Aufregung, indem ich sie hastig zur Ottomane führte.

— Ich werde das furchtbare Geheimniß für ewig in meinem Herzen vergraben, versetzte sie würdevoll. Das Bildniß hab' ich bereits vernichtet. Ich begehe einen Frevel; aber sei's darum; werde ich doch allein dereinstens für diesen Frevel zu büßen haben. Wer da mit Wissen und Willen sündigt und nie daran denken kann, seine Sünde zu tilgen, der opfert die ewige Seligkeit. Ich weiß das, mein Freund; ich weiß auch, daß mich kein Ablaß der Priester von dieser Sünde loskaufen kann. Aber ich will lieber verloren sein, als daß ich meine Kinder in den Abgrund der Verzweiflung stürze . . . Und in der tiefsten Tiefe des Herzens regt sich mir Etwas, das

mich beinahe zu rechtfertigen scheint, ein Etwas, das mir zuruft: Gott, der die Liebe ist, kann Dich nicht ewig verdammen, denn Du sündigst aus Liebe.

— Donna Lucrecia, sagte ich feierlich, es gibt Verbrechen, die nur dem Schicksal zur Last fallen. Glauben Sie mir, ich habe Sie von Anbeginn geliebt und geachtet; aber von heute an verehre ich Sie wie eine Heilige.

Die Ruhe, mit welcher sich Donna Lucrecia von diesem Tage ab in das Unvermeidliche schickte, war nur eine scheinbare. Innerlich von den furchtbarsten Qualen zerwühlt, siechte sie ohne Hoffnung dahin. Kein Zuspruch, keine Macht der Beredtsamkeit war im Stande, die tödtliche Wunde zu heilen. Wenige Wochen nach der Geburt von Claudia's ältestem Kinde erlag die unglückliche Frau ihrem Seelenkummer, ohne daß irgend Wer außer mir von der wahren Ursache ihres Tods eine Ahnung hatte.

Im folgenden Jahre ward ich nach Barcelona versetzt. Leandro und Claudia, die sich jetzt in Madrid schmerzlich vereinsamt fühlten, zogen, dem Wunsche Don Alano's entsprechend, nach Puerto-Rico. Ich habe sie im Lauf der Jahre noch zweimal wiedergesehn: einmal in Barcelona und das anderemal in San Sebastian, wo wir uns ein mehrtägiges Stelldichein gaben. Nach einem

langen und glücklichen Leben sind Beide fast gleichzeitig sanft entschlafen. Weder Leandro noch Claudia haben jemals vermuthet, daß Donna Lucrecia um ihretwillen den Tod gefunden. Dem Sohne Claudia's aber, so schwer mich die Aufgabe dünken mag, will ich das Geheimniß enthüllen. Er ist ein starker Geist, ein philosophischer Freidenker. Die Kunde wird ihn erschüttern, doch nicht zu Boden werfen. Mir aber käme es wie ein Frevel, wie eine himmelschreiende Ungerechtigkeit vor, sollte der Heroismus Donna Lucrecia's für ewig verkannt und begraben sein.



Gustava.



Schweigend lehnte ich an der Mauer des Kirchhofs und starrte hinüber nach den knospenden Rebenhügeln. Die Leidtragenden hatten sich seit mehr als einer Stunde entfernt. Das offene Grab lag einsam und öde im Glanz der Mittagssonne. Jenseits der Fahrstraße, halb von dem blühenden Buschwerk verdeckt, strömte der Rhein. Es kam mir zu Sinne, als sei dieses Rauschen der enteilenden Flut das rechte Schlummerlied für den Heimgegangenen.

Vor vierzehn Tagen von einer langjährigen Reise durch Südamerika und Australien zurückgekehrt, hatte ich keine Ahnung, wie traurig das Schicksal meinen unglücklichen Jugendgefährten in die Schule genommen.

Paul Erdmann hatte längst alle Beziehungen zu mir abgebrochen. Ich schrieb dieß anfänglich einem Wechsel seiner Gesinnungen zu. Später erfuhr ich, daß er auf räthselhafte Weise verschwunden sei und nur ab und zu den nächsten Angehörigen ein flüchtiges Lebens-

zeichen zukommen lasse, so jedoch, daß man diese Spuren mit allem Scharfsinn nicht bis zu ihrem Ursprung zurückverfolgen könne. Dann blieb ich Jahre hindurch ohne jegliche Nachricht, bis ich beim Landen an der deutschen Küste die Trauerbotschaft erhielt, der Aermste liege in der Anstalt eines rheinischen Arztes ohne Hoffnung darnieder. Das eigentliche Wesen der Krankheit schien unaufgeklärt; die Symptome deuteten auf eine hochgradige körperliche und geistige Erschöpfung.

Im April des Vorjahres war Paul wieder zum Vorschein gekommen. Es stellte sich damals heraus, daß er mit jenem geheimnißvollen Autor, dem wir das kürzlich in zehnter Auflage erschienene humoristische Gedicht „Edwin“ verdanken, identisch war. Alles Weitere über seinen schriftstellerischen Entwickelungsgang, über die Frage, wie und wo er die letzten Jahre verlebt hatte, über die Gründe, die ihn zu dieser seltsamen Zurückgezogenheit veranlassen konnten, blieb völlig im Dunkeln. Nachdem er fast ein Jahr hindurch ein sehr geselliges Leben geführt und sich mit einem der schönsten und reichsten Mädchen der Residenz verlobt hatte, verfiel er plötzlich in eine düstere Melancholie, deren rasch fortschreitende Entwicklung seinen Oheim und früheren Vormund, Herrn von Pleß-Raunfelden, bestimmte, trotz der widerstrebenden Haltung des Patienten einen Arzt zu Rathe zu ziehen. Nach einer Reihe von fruchtlosen Versuchen gelang es,

den Kranken zur Uebersiedlung in die erwähnte Anstalt des Doktors Th.... zu bewegen, der anfangs einen sichtlich günstigen Einfluß auf ihn ausübte. Die Wendung zum Guten dauerte indeß nur kurze Zeit. Das Uebel nahm bald wieder seinen ursprünglichen Charakter an, griff von Tag zu Tag um sich und artete allmälig in die erwähnte allgemeine Erschöpfung aus.

In diesen letzten Stadien seiner Krankheit hatte Paul wiederholt meinen Namen genannt.

Als er erfuhr, daß ich auf der Rückreise nach Europa begriffen sei, gerieth er in eine so fieberische Aufregung, daß man unmittelbar für sein Leben fürchtete.

Es währte fast acht Tage, bis er sich wieder soweit erholt hatte, um sich eingehender nach meinen Erlebnissen und Absichten erkundigen zu können. Doktor Th.... mußte dieserhalb in seinem Auftrage fünf oder sechs Briefe schreiben. Einer von ihnen war direkt an mich gerichtet. Ich ersah daraus, daß Paul meiner noch mit der ganzen Aufrichtigkeit und Wärme unserer Jugendfreundschaft gedachte und sich während der fünf Jahre, in denen unser Verkehr äußerlich abgebrochen gewesen, unablässig mit mir beschäftigt hatte.

Wie ich mir diese Fortsetzung der geistigen Beziehungen vorstellen sollte, darüber konnte ich an der Hand der orakelhaften Epistel nicht recht ins Klare kommen; wohl aber erhellte genugsam, daß Paul sein Ende nahe

fühlte und mich vor seinem Hinscheiden um jeden Preis noch einmal zu sehen wünschte.

Ich eilte daher, noch ehe ich meine Angehörigen aufgesucht hatte, dem einsamen Dorfe zu, wo ich mit so unbegreiflicher Leidenschaft herbeigesehnt wurde.

Das Bild, das ich mir nach den Schilderungen des Arztes von dem einst so blühenden jungen Manne entworfen, war trostlos genug; aber die Wirklichkeit übertraf meine bangen Erwartungen um Vieles. Nur mit Mühe hielt ich beim Anblick dieser abgehärmten, bleifarbenen Züge die Thränen zurück. Wir umarmten uns schweigend, denn jedes Wort wäre hier qualvoll gewesen.

Nachdem der Arzt uns allein gelassen, fanden wir Beide die Sprache wieder.

Paul strich sich mit zitternder Hand über die Stirne, als wolle er sich den Todesschweiß hinwegtrocknen, und versuchte zu lächeln.

— Es ist gut, daß Du gekommen bist, sagte er mit klangloser Stimme. Ich wußte es wohl, Du konntest meine letzte Bitte nicht unerfüllt lassen.

Die letzte Bitte! Wem zerrisse es nicht das Herz, einen Freund so reden zu hören!

Ich wollte Etwas erwidern, aber er machte eine Geste der Ungeduld.

— Nicht doch, ich bitte Dich, flehte er inständig. Das Stück geht zu Ende, und alle Redensarten werden den

dunklen Vorhang nicht aufhalten. Mich freut nur, daß es mir vergönnt ist, noch in der Schlußscene einen Mitschauspieler zu begrüßen, den ich seit lange aus dem Gesicht verloren. Freilich, fügte er nach einer Pause hinzu, unsere Rollen waren sehr, sehr verschieden.

Er sank in das Kissen zurück und schloß die Augen. Dann fuhr er in milderem Tone fort:

— Gedenkst Du noch jenes Abends auf Rolandseck? Wir saßen am Rand der Terrasse und sahen der scheidenden Sonne zu. Drunten rauschte der Rhein, — dumpf und traurig, wie ein Klagelied über das ewige Vergehen und Schwinden. Ich ward bitter und warf ein paar schneidige Reden hin. Du nanntest das einen Mißklang in der herrlichen Harmonie der Natur. Ein Wort gab das andere; wir tauschten unsere geheimsten Gedanken aus... Erinnerst Du Dich? Dieser Tag besiegelte unsere Freundschaft.

— Ich weiß, versetzte ich wehmüthig.

Er streckte mir mit einem Blick voll der innigsten Liebe die Hand entgegen.

— Ein Jahr später saßen wir abermals unter dem köstlichen Baldachin. Unsere Herzen hielten sich in brüderlicher Neigung umschlossen, aber unsere Geister ragten weit, weit auseinander. Du, der lebensfrohe, gläubige Optimist, dem alle Räthsel des Daseins nur als reizvolle Vexirspiele erschienen, — ich der düstere Anhänger des

Nichts, der unversöhnliche Feind aller Hoffnung, der getreue Schüler des Frankfurter Philosophen! Du sahst der Zukunft wie einem sonnigen, farbenprächtigen Traum entgegen: ich erblickte überall nur Lüge, Jammer und Trostlosigkeit. Die Welt war mir ein gigantischer Mißgriff, eine vernunftwidrige Unterbrechung des ewigen Todes. Wir stritten und kämpften wider einander in ehrlicher Fehde. Wir achteten rückhaltslos die Ueberzeugung des Gegners und waren bereit, uns im Falle der Niederlage ohne Arg und Hinterlist zu ergeben. Aber Keiner vermochte den Andern aus dem Sattel zu heben. Das verdroß, das langweilte uns. Auf Rolandseck war es, wo wir unsere fruchtlosen Versuche einstellten und uns versprachen, erst nach Jahren, wenn die Schwerter schärfer und die Erfahrungen reifer geworden, einen neuen entscheidenden Gang zu wagen.

— Ja, ja, fiel ich ein, so lautete unsere Verabredung. Inzwischen sollte Jeder für den Andern ein praktisches Handbuch der Lebensweisheit, ein Diarium schreiben, das die inneren Erlebnisse, Wandlungen, Zweifel und Einfälle getreulich widerspiegeln und so dem Gegner Gelegenheit bieten würde, sich ganz und gar in das fremde Ich zu vertiefen.

— So ist es. Wir wollten, wie Du Dich ausdrücktest, den Krieg wenn möglich in Feindesland hinüberspielen.

— Es war ein bizarrer Gedanke, aber die Wichtigkeit der streitigen Frage und die seltene Freundschaft, die uns verband, konnte ihn rechtfertigen.

Er antwortete nicht. Vor seinem inneren Blicke mochten die Erinnerungsbilder in seltsamer Färbung vorübergleiten. Erst nach geraumer Zeit richtete er sich empor, faltete die Hände über der Decke und sah mich lange und prüfend an.

— Du hast im Laufe der Jahre Dein Versprechen natürlich vergessen, sagte er leichthin. Die Erfüllung wäre auch zwecklos gewesen. Mich jemals zu überzeugen, daran konntest Du im Ernste nicht denken, und daß Du Deinerseits in dem Wahne, der Dich beglückte, verharren würdest, — das lag von Anbeginn in Deinem Wesen begründet. Du hast zu Allem Talent, selbst zum Glauben.

Er hielt einen Augenblick inne, als wolle er den Sarkasmus, der in diesen Worten lag, ausklingen lassen. Dann fuhr er fort:

— Auch ich habe die Sache bis vor wenigen Monaten in der Schwebe gelassen. Als aber das Unheil über mich hereinbrach, als ich unter den furchtbarsten Qualen die Wahrnehmung machte, daß ich doch nur ein halber Pessimist und dazu noch ein schlechter sei: da gedachte ich jenes Frühlingsabends am Rheine — und ich begann, das Versäumte, so gut es gehn wollte, nachzuholen. Ich habe meine Bekenntnisse lang und breit zu

Papier gebracht. Es ist ein stattlicher Band geworden, und die Hölle mag wissen, was Alles darin steht. Bitte, zieh' dort die Schublade aus dem Schreibpult!

Ich that, wie geheißen. Unter allerlei Briefschaften, Correcturbogen, zerstreuten Notizblättern und dergleichen lag da ein sauber gehaltenes Heft, auf dessen Titelseite in großen Lettern die Inschrift „Gustava" zu lesen stand.

— Nimm das zu Dir, sagte Paul tief aufseufzend. Es ist für Dich geschrieben, — für Dich mehr als für mich. Bei jeder Zeile habe ich Dein treues Gesicht vor Augen gehabt, — selbst da, wo ich von Dingen rede, die unseren einstigen Beziehungen fern liegen. Lies und bewahre mir ein freundliches Andenken.

Schon am nämlichen Abend gab der Unglückliche seinen Geist auf.

In der schmerzlichen Rathlosigkeit, die auf ein solches Ereigniß zu folgen pflegt, fand ich nicht Zeit, das theure Vermächtniß näher ins Auge zu fassen. Ich warf nur einen flüchtigen Blick hinein und verschob die andächtige Lektüre auf einen geeigneteren Zeitpunkt.

Jetzt, in der friedlichen Einsamkeit des Kirchhofs, schien dieser Augenblick gekommen. Rings umher die schweigsame Ruhe der Mittagsstunde, — durch das eintönige Rauschen des Stromes nur noch fühlbarer gemacht. In der flimmernden Luft kein Hauch... und drüben das frische Grab mit der Asche des Todten... Eine Zeitlang

überließ ich mich fast willenlos dem wehmüthigen Zauber dieser Eindrücke. Dann nahm ich schmerzlich ergriffen die Aufzeichnungen des Verstorbenen zur Hand und las...

Die Rebenhügel flammten bereits im Golde der Abendsonne, als ich geendet hatte. Ich übergebe die geistige Hinterlassenschaft meines Freundes im Nachstehenden ohne Veränderungen oder Zusätze der Oeffentlichkeit. In einer Zeit, da die höchsten Fragen des Seins mit so erstaunlichem Eifer durchdacht und gefördert werden, darf jeder Beitrag, der auch nur von ferne geeignet scheint, das Interesse und das Verständniß für diese Fragen in weitere Kreise zu tragen, auf eine wohlwollende Theilnahme rechnen.

Gustava.

Nicht wahr, mein Theurer, es ist unkünstlerisch, die gleichgültige Exposition einer Tragödie in jener tiefdüsteren Farbe zu malen, die von Rechtswegen nur der Katastrophe zukommt? Liegt es doch oft nur an einer Laune des Schicksals, ob nicht dieselben Fäden, die für das Gewebe eines Trauerspieles bestimmt waren, sich zur Farce verschlingen! Siehst Du... ich will mich genau nach den Regeln der Composition richten. Wenn die Zeilen in Deine Hände gelangen, kennst Du vielleicht bereits den elenden, fluchwürdigen Ausgang; Du wirst ihn jedenfalls ahnen, wenn Du mir zum ersten Male ins Gesicht

schaust: aber wenn Du fähig sein sollst, Alles so zu beurtheilen, wie das Schicksal mir es gegeben hat, so darf ich die Empfindungen, die mich in diesem Augenblicke beherrschen, nicht zu Wort kommen lassen.

Nein, Eduard! Ich will Dir mit historischer Gelassenheit aufzeichnen, was sich seit unserer Trennung zugetragen... Sollte es mir ab und zu nicht gelingen, der schnöden Erbärmlichkeit, die mir durch alle Adern strömt, Meister zu werden, so wirst Du mit gewohnter Liebe entschuldigen. Alles will gelernt sein, und insbesondere gehört eine verteufelte Uebung dazu, sich mit Anstand elend zu fühlen.

Was ich seit frühester Jugend von diesem schönen Dasein zu halten pflegte, das weißt Du.

Ich habe mir alle erdenkliche Mühe gegeben, um Das, was Du den Reiz des Lebens nanntest, in irgend einem Winkel unseres Erdballs aufzuspüren.

Umsonst.

Von den Freuden der Sinnlichkeit bis hinauf zu den vielgepries'nen Genüssen des Intellekts fand ich Nichts, Nichts, was im Stande gewesen wäre, mich über die trostlose Schaalheit der Existenz hinwegzutäuschen.

Eine Posse, die sich aus Essen, Trinken, Schlafen, Hassen, Lieben und Leiden zusammensetzt, und trotz des ungeheuren Spektakels, mit dem sie in Scene geht, jeglicher Pointe entbehrt, muß jedes denkende Hirn an-

widern. Wo aber hinwiederum die Freude des Denkens stecken soll, wenn das Denken zu einem so erbärmlichen Resultate führt, das ist mir dunkel geblieben, wie so manche These unserer gedankenstolzen Fachphilosophen.

Was wissen auch diese Flachköpfe von dem verzweifelten Zustande eines wirklichen Denkers?

Sie faseln von der Eitelkeit aller Dinge und sind nie seliger, als wenn der Himmel ihnen den Ernestinischen Hausorden bescheert! Ja, sogar Schopenhauer, der einzige wahre Philosoph seit Kant, besaß noch Lebensfreude genug, um seinen Pudel Alma über den Stock springen zu lassen und im Hotel d'Angleterre kolossale Quantitäten von Austern und Hummernsalat zu vertilgen!

Ich, mein theurer Freund, bin ein weit wahrerer Philosoph, als selbst der Schöpfer der Willenstheorie.

Ich kokettire nicht; ich bringe meine Ueberzeugungen nicht in ein wohlgegliedertes System; ich sehne mich nicht nach Bewunderern.

Das Einzige, was ich mir vorzuwerfen habe, ist meine Halbheit.

Ich war zu feig, um das Leben ganz so zu verachten, wie Vernunft und Ueberzeugung dieß vorschreiben; und so habe ich durch meine eigene Nichtsnutzigkeit das Elend des Daseins verzehnfacht.

Ich gleiche dem Thoren, der in einer schauerlich rüttelnden Postkutsche über die Landstraße fährt und mit eigener Hand die Kissen aus dem Wagen schleudert, die ihm den Schmerz des Transportes abgedämpft haben würden. Ein geschmackloses Gleichniß, nicht wahr? Aber die Sache ist dessen würdig, und — „wer Kehricht malt, nimmt Grau auf die Palette“.

Ich befand mich auf dem Eilzuge zwischen Rom und Neapel.

Was mich aus der Siebenhügelstadt hinwegführte? Chi lo sa!

Der „Zauber der napoletanischen Landschaft“ war mir seit lange ein todter Buchstabe geworden. In der That, ich begreife nicht, weshalb der Rheumatismus weniger schmerzhaft sein sollte, wenn er ein blauschimmerndes Meer zur Folie hat; oder inwiefern eine Wechselwirkung zwischen der Qual einer Unverdaulichkeit und dem lebhafteren Colorit des Sonnenuntergangs obwaltet. Nach wie vor bleiben wir der unbegreifliche Schimmelansatz auf dem wandernden Globus; nach wie vor zerwühlen wir uns fruchtlos das bischen Hirn, um die grinsenden Fragezeichen des Woher? und Wohin? zu ergründen. Der große Arthur hat Recht: Es ist der schlechteste Scherz von der Welt, ein denkendes Wesen so ohne Weiteres auf den Erdball zu nageln und mit der

Hetzpeitsche der Centrifugalkraft durch den unendlichen Raum zu treiben...

Ich hatte schon zweimal die Erfahrung gemacht, daß Neapel mit seinem Vulkan, der uns die Vorgeschichte unseres Planeten so nahe rückt, am allerwenigsten im Stande sei, mein wandermüdes Herz in Vergessenheit zu wiegen. Gleichwohl steuerte ich mit vernunftwidriger Ungeduld dem Süden entgegen. Galt es mir doch zunächst, das zwiefach ewige Rom zu verlassen. Seit langen Jahren zerfraß mich eine fiebernde Unruhe. Drei, vier Wochen genügten, um mir den reizendsten Aufenthalt zur Hölle zu machen. Oft ergriff mich der Dämon der Rastlosigkeit so jählings, daß ich augenblicklich meine Habseligkeiten zusammenraffte und fortstürmte, nur um die nächste Nacht unter einem anderen Dache verleben zu dürfen.

Ich saß allein im Coupé und überließ mich dem Spiele meiner grauen Gedanken.

Mit einem Male wurde ich durch ein paar unsanfte Stöße aus meiner Versunkenheit aufgeschreckt. Der Wagen schwankte von Rechts nach Links wie ein Trunkener. Unwillkürlich sprang ich empor und ergriff die eiserne Stange des Gepäcknetzes. Ein Poltern, Krachen und Prasseln wie von schwerem Geschütz, ein letzter gewaltiger Ruck, und wir standen stille... Gleichzeitig vernahm ich

ein verworrenes Schreien und Winseln, das mir sehr unerquicklich die Seele durchdröhnte.

Ich öffnete das Coupé und sprang ins Freie.

Das Schauspiel, das sich meinen entsetzten Blicken bot, überstieg die Möglichkeit jeder Schilderung. Der ganze Zug war aus der Bahn gesprungen und hatte sich abseits vom Fahrgeleis in das frisch umgegrabene Feld gewühlt. Die Lokomotive stak bis zur halben Höhe im Boden. Die vordersten Wagen schienen völlig zertrümmert; andere lagen mit verbogenen Axen und gebrochenen Radspeichen auf der Seite; noch andere hatten sich über ihre Vormänner hinaufgeschoben und starrten von Splittern.

Fünf Passagiere und drei Mitglieder des Zugpersonals waren furchtbar verstümmelt. Ein großer Theil der Uebrigen trug leichtere Verwundungen oder Contusionen davon. Unverletzt waren nur Wenige, darunter der Zugführer, der doch die gefährlichste Stellung gehabt, und ich, dessen Tod keine menschliche Seele gekränkt hätte.

Nun, ich will Deine Phantasie mit den Einzelheiten der wahrhaft grauenvollen Situation nicht länger abmartern. Die Geschichte war eben so echt menschlich, so ganz dem Lokalton unseres glückseligen Planeten entsprechend.

Es ist doch eine schöne Sache um den Optimismus!

Die Welt ist die „beste unter allen möglichen“, — denn eh' wir's uns träumen lassen, fegt die Geißel der Pest und der Cholera Hunderttausende von Organismen hinweg, die sich ohne Ausnahme eingebildet haben, zum Glück geboren zu sein. Die Welt ist die „beste unter allen möglichen“, — denn wir haben Dampfkesselexplosionen, Kriege, Armuth, Hungersnoth, Feuersbrünste, Ueberschwemmungen, Schiffbrüche, tolle Hunde, Trichinen, Blattern, Tuberkulose und Magenkrebs.

Ich versichere Dich, mein geliebter optimistischer Freund, ich war in jenem Augenblick weder zerknirscht, noch über meine eigene Rettung erfreut: nein, ich bebte vor Zorn! Hätte ich den dunklen Autor des Daseins unter den Fingern gehabt, wie man einen Strolch von der Straße packt, ich schwöre Dir, alles Elend des Lebens wäre mit einem Male zu Ende gewesen. Zermalmt, erwürgt, zerfleischt hätte ich das dämonische Scheusal, das uns so mitleidslos zwischen das Räderwerk der tückischen Weltmaschine geschleudert hat, ohne uns mit den Geheimnissen des Mechanismus bekannt zu machen. Fluchwürdige Niederträchtigkeit des Fatums! Infernalischer Cynismus alles Dessen, was ist!

Du wirst mir natürlich einwenden, ich sei ein vermessener Sterblicher, der sich in blindem Wahn unterfange, die geheimen Wege der Vorsehung zu kritisiren.

Ich könne nicht wissen, welche erhabenen Zwecke die Allmacht mit ihren scheinbar traurigen Mitteln verfolge, u. s. w. u. s. w.

Bester Freund! Wenn Deine Allmacht für ihre erhabenen Zwecke keine anständigeren Mittel auftreiben kann, so ist sie keinen Schuß Pulver werth!

Weshalb findet Ihr ganz dieselbe Moral bei Eurer sogenannten Vorsehung rühmlich, die Ihr bei den Jesuiten als schurkisch brandmarkt?

Nein, carissime, — der Schmerz ist und bleibt ein Frevel, und das Böse kann nie in dem Plan einer Welt liegen, deren Basis das Gute ist. Wer da entzwei schlägt, um nachher wieder zu kitten, der ist entweder ein Narr oder ein Frevler.

Wie ich so hinausstarrte auf diese neue Probe der ewigen Liebe, da legte sich mir plötzlich eine Hand auf die Schulter, und eine Stimme, die vor Aufregung bebte, rief mir zu, ich möge behülflich sein, den perfiden Kniff wieder gut zu machen. Das heißt, Du verstehst mich, — die Phrase war etwas milder gehalten.

Ich wandte mich um.

Es war einer der Condukteure, die sich sofort mit großer Rührigkeit dem Werke der Rettung gewidmet hatten. Ich leistete der Aufforderung natürlich ohne Weiteres Folge. Du kennst ja den menschenfreundlichen

Drang meines Herzens, der mich, wie Du weißt, mit den Allüren des Schöpfungsplanes so vortheilhaft contrastiren läßt. Zudem gewährt es mir stets eine philosophische Genugthuung, der dunkeln Macht des Verhängnisses entgegen zu arbeiten und das Resultat ihrer Tücken abzumildern!

Unter den Passagieren, die an unserer traurigen Aufgabe thätigen Antheil nahmen, befand sich eine schöne, ernste Blondine, die alsbald meine vollste Sympathie erregte. Es lag ein Hauch von Prunklosigkeit über ihrem Wesen, der mit dem üblichen Madonnenthum hülfebringender Frauen Nichts gemein hatte. Sie schaute sogar nahezu finster drein, aber just diese Schlichtheit und Düsterkeit imponirte mir. Ich hasse den verzückten Augenaufschlag der Frömmlerinnen und das verklärte Lächeln des Pharisäerthums.

Sie sprach während ihrer geräuschlosen Thätigkeit nur das Nothwendigste; gleichwohl hatte es den Anschein, als stehe Alles unter ihrer persönlichen Leitung. Freundlich, aber bestimmt ertheilte sie ihre Winke.

Die Leute hatten trotz aller redlichen Absichten so vollständig den Kopf verloren, daß Keiner daran dachte, für ärztliche Hülfe zu sorgen.

Die schöne Frau entsandte daher mit der ruhigen Würde der Souveränin einen jungen Engländer nach dem unweit gelegenen Capua.

Dann beschaffte sie wie durch ein Wunder das nothdürftigste Verbandzeug und wirkte überhaupt nach allen Richtungen helfend und fördernd, ohne ein einziges Mal in die geschäftige Hast einer ungebetenen Dirigentin zu verfallen.

Nach Verlauf einer halben Stunde erblickte ich sie mit einem stattlichen Manne von beiläufig vierzig Jahren im Zwiegespräch.

Sie redeten Deutsch und nannten sich Du. Aus der Art und Weise ihres Verkehrs schien zu erhellen, daß ich ein Ehepaar vor mir hatte.

Die Entdeckung stimmte mich unbehaglich. Der Mensch hatte für mich etwas höchst Widerwärtiges. Es gibt eine Sorte von Physiognomieen, die ich hasse, wie den Blödsinn der Existenz. Diese gemüthlichen, regelmäßig geschnittenen Fratzen, denen man schon auf hundert Schritte ansieht, daß sie ihrem Schicksal eine panta kala lian ins Conduitenbuch schreiben, diese ewig zufriedenen und ewig gelangweilten Durchschnittsvisagen, — hol' sie der Henker! Hier insbesondere war mir zu Muthe, als zittere ein gellender Mißklang durch meine Seele.

Hunderte von Menschen, denen ich diese Gedanken geäußert hätte, würden mich mit offenem Munde angestarrt oder mir ins Gesicht gelacht haben.

Die Beiden gaben, so nebeneinander gestellt, unleug-

bar das ab, was man ein schönes Paar nennt. Wahrhaftig, er war ein schöner Mann, ungefähr wie Antinous oder Meleager schön ist, das heißt tadellos gebaut, nichtssagend auf der höchsten Potenz. Sein brauner Vollbart verlieh ihm sogar einen Zug jener Männlichkeit, die da umfassende Ansprüche auf die Gunst liebedurstiger Köchinnen zu verleihen pflegt, aber der Rest ist Schweigen. Wie ich ihm so breit ins Gesicht schaute, da kannte ich den Kerl wie meine Westentasche. Ich wußte, daß ich einen fidelen Gesellschafter vor mir hatte, der eine Fülle köstlicher Anekdoten im Busen trug. Ich war mir klar, daß er vor einigen Lustren der flotteste Tänzer seines Zirkels gewesen, und daß er jetzt aus ambrosischer Bequemlichkeit den Wein und den Duft polnischer Salate den Genüssen Terpsichore's vorzog. Ich hätte beeidigen können, daß er famos Billard spielte, im Whist excellirte, und zierliche Escamotagen mit Serviettenbändern zu leisten verstand.

Nicht wahr, ich entwerfe Dir da ein ganz erquickliches Bild? Du fragst Dich vielleicht, was ich denn eigentlich wolle? Du schiebst mir am Ende gar egoistische Motive, Neid, Eifersucht, Mißgunst in die Schuhe — Du lieber Himmel! Als ob ich jemals einen Menschen beneidet hätte! Hocken wir nicht allesammt auf dem Schiff der Verdammten, das binnen fünf Minuten zu Grunde gehn soll? Was verschlägt es also, ob ich das

Gurgeln des Verhängnisses in der ersten Kajüte oder im Zwischendeck abwarte?

Nein, Eduard! Meine Antipathie war eine völlig uninteressirte, ich möchte fast sagen: eine ästhetische... Und dann mischte sich allerdings noch ein anderes Gefühl hinein, jener Verdruß, den die Klarheit über das Verworrene, der Verstand über die Stupidität, die Wahrheit über den Trug empfindet. Rede mir, was Du willst! Jeder Mensch, der sich auf diesem schuftigen Erdball vorschwindelt, er fühle sich glücklich, ist eine verkörperte Lüge, und wo ich die Lüge sehe, da gelüstet es mich, ihr die Faust ans Kinn zu legen!

Verstehe mich übrigens wohl! Ich rede hier nicht von Dem, was Ihr biederen Staatsbürger in der Sprache Eurer Alltagsmoral gemeinhin Lüge nennt. Im Gegentheil. Einem Mitmenschen die Wahrheit verheimlichen, weil man sich von den Strolchen der großen Lebensheerstraße nicht ausplündern lassen will, — das ist in meinen Augen ein höchst verdienstliches und löbliches Werk. Ich verstehe Wahrheit und Lüge in jenem weltumfassenden Sinne, der für ein sittlich wohlerzogenes Gemüth im Grunde nicht verständlicher ist, als die Geheimnisse der Physiologie für den Zulukaffer. Der Unterschied zwischen meiner und Eurer Auffassung wird Dir alsbald einleuchten, wenn ich Dir sage, daß ich mich unmittelbar nach jener Eisenbahnkatastrophe entschloß, die schöne Frau und den gott-

wohlgefälligen Mann näher kennen zu lernen, und der Ersteren in optima forma den Hof zu machen.

Wie unmoralisch, wie frevelhaft!

Nun, ich seh' eben nicht ein, weßhalb ich weniger frevelhaft sein sollte, als die unsterbliche Vorsehung, die bekanntlich niemals Bedenken trägt, dem Gatten die Gattin zu rauben. Hat uns das Fatum in ein Irrenhaus gesperrt, so muß es uns auch die Erlaubniß geben, so zu handeln, wie es der Natur dieses angenehmen Aufenthaltes entspricht. Die einzige praktische Weisheit, die uns übrig bleibt, ist das Bestreben, die Frist bis zur Todesstunde möglichst kurzweilig zu vertrödeln. Alles, was uns auch nur eine Sekunde lang über das Bewußtsein der Gegenwart hinausheben kann, verdient im Reisehandbuch des Lebens besternt zu werden. Daß auf solche Trostmittel in der Regel ein verdreifachter Katzenjammer folgt, versteht sich bei dem kläglichen Grundton der ganzen Sinfonia miserabile von selbst, hindert indeß nicht, daß man immer wieder auf den Leim geht.

Es dauerte ungefähr drei Stunden, bis man uns von Capua aus die nöthigen Wagen beschafft hatte. Ich bestieg mit dem Ehepaar ein und dasselbe Coupé. Während der ahnungslose Gatte damit beschäftigt war, von Zeit zu Zeit den Verband seiner linken Hand zu untersuchen, die bei dem Zusammenprall eine leichte Quetschung

erlitten hatte, entwarf ich in aller Stille den Feldzugsplan.

Zunächst fragte ich theilnehmend, ob er sich ernstlich beschädigt habe.

Ein vergnügliches Lächeln ergoß sich über sein Antlitz.

— Hat Nichts zu bedeuten, antwortete er mit tiefer Baßstimme. Wir können alle Drei von Glück sagen. Um ein Haar waren wir hinüber.

Ein schönes Glück! Unwillkürlich dachte ich unseres alten Wichsiers in Bonn, der uns vorrechnete, er spare jährlich zweitausend Thaler dadurch, daß er täglich das Trinken von zwei Flaschen Sekt unterlasse. Auf diesem Wege gelangt man allerdings zu den herrlichsten Resultaten. Millionen von Menschen haben das Glück, nicht vom Schlage gerührt zu werden, nicht unter dem Beil der Guillotine zu liegen und auf keinem persischen Pfahl zu sitzen. Mir wird übel bei solchen Knallphrasen.

Der Verwundete fühlte sich also glücklich und dankte den Mächten des Himmels, daß sie ihn nicht zwischen zwei Räder genommen und bei lebendigem Leibe halbirt hatten.

Da es in meiner Absicht lag, sein wohlwollendes Interesse zu erobern, so widersprach ich ihm nicht.

Mein Blick streifte jetzt die Züge der jungen Frau. Sie schien von der Aussicht auf meine nähere Bekanntschaft wenig erbaut zu sein; aber just diese Gleichgültig-

keit reizte mich. Nach einer Pause nahm ich die unterbrochene Conversation wieder auf.

— Hat man Nichts über die Ursachen des Unglücks in Erfahrung gebracht? forschte ich wißbegierig.

Der Gatte strich sich den Bart und entgegnete mit wichtiger Miene:

— Die alte Geschichte. Morsche Schwellen und ein überladener Waggon. Ich finde, das Gesetz verfährt mit den Aufsichtsbeamten und Direktionen viel zu gelinde.

Das Gespräch war hiermit auf ein sehr ergiebiges Thema gelenkt. Wir entrüsteten uns gemeinschaftlich über die Thatsache, daß der Mensch für schweres Geld nicht einmal seines Lebens sicher ist. Da die junge Frau nicht gesonnen schien, aus freien Stücken an unserer Entrüstung theilzunehmen, so suchte ich sie mit Gewalt in die Unterhaltung hineinzuziehen.

— Sind Sie nicht auch der Ansicht, gnädige Frau, begann ich herausfordernd, daß ein Abendgang am Quai von Santa Lucia reizvoller ist, als der gefühllose Schlaf in der schwarzen Erde?

— Die Frage ist schwer zu beantworten, sagte sie kalt. In einem Coupé wenigstens pflege ich dergleichen nicht zu verhandeln.

— Aber beste Gustava! sagte ihr Gatte, indem er seine unverwundete Rechte auf ihren rehbraunen Handschuh legte.

Allerdings klangen ihre Worte sehr abweisend. Ich ließ mich indeß nicht verblüffen, sondern setzte das nichtige Geplauder mit ihrem Ehegemahl in verdoppelter Lebhaftigkeit fort.

So kamen wir nach Neapel und stiegen zusammen in Albergo delle Crocelle ab.

„Doktor Otto Meersburg“ las ich auf der eleganten Visitenkarte, die ich des andern Morgens gegen die meinige eintauschte.

Da der Herr Doktor äußerst gesprächig war, so erfuhr ich noch vor Ablauf der nächsten vierundzwanzig Stunden, daß er seinen Wohnort unter normalen Verhältnissen in Berlin habe, zweiundvierzig Jahre alt und seines Zeichens königlich preußischer Stabsarzt außer Diensten sei.

Außer Diensten! Ich zerbrach mir den Kopf darüber, womit dieser so früh in den Ruhestand getretene Ehrenmann seine Zeit ausfüllen mochte. Sein ganzes Wesen legte gegen die Vermuthung einer wissenschaftlichen oder künstlerischen Beschäftigung energisch Protest ein, und so sehr meine Neugierde nach allen Richtungen hin die Fühlhörner ausstreckte, ich vermochte Nichts zu entdecken, was einer Antwort auf meine Frage ähnlich gesehen hätte. Wohl aber erkannte ich, daß er über die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Austernsorten umfassende Quellen-

forschungen angestellt und eine große Belesenheit im Punkte der feineren Weine erworben hatte.

Es gelang mir bereits am ersten Abend, sein vollendetes Wohlgefallen zu erregen. Ich blieb nämlich noch an der Tafel, als sich schon sämmtliche Gäste entfernt hatten. Er bestellte eine Flasche Capri und war hocherfreut über meine Bereitwilligkeit, sein Gast zu sein. Ehe eine Viertelstunde verging, war die Bottiglia geleert, und nun kam die Reihe an mich. Doktor Meersburg schmunzelte, als hege er die Ueberzeugung, einen Gesinnungsgenossen vor sich zu haben. Wir tranken auch die zweite Flasche und gingen, als diese geleistet war, zum Lacrymae Christi über. Der Wein war vortrefflich. Meersburg stieß mit mir an und sagte mit volltönender Freundlichkeit: „Ihr Spezielles!" Dann holte er das Cigarren-Etui aus der Brusttasche und offerirte mir eine Havannah. Ich bin ein geschworener Feind des Tabaks: gleichwohl acceptirte ich mit höflichem Danke und qualmte aus Mund und Nase, daß es eine Lust war. Kurz, ich zog nach allen Regeln der Kunst die Präliminarien.

Gustava saß während dieser Begebnisse ziemlich apathisch neben uns. Ihr ganzes Mienenspiel schien zu verrathen, daß sie solche behäbige Genrebilder seit lange gewohnt sei. Es schwebte ein Zug des Horazischen Nil

admirari um ihre Lippen, während die blauen, traumhaft lieblichen Augen gar müde und schläfrig dreinschauten. Sie war unbeschreiblich reizend in dieser halb physischen, halb seelischen Mattigkeit. Wenn ein Maler die weltmüde Sehnsucht nach dem ewigen Nichts verkörpern wollte, so mußte er das schöne Haupt dieser blonden Frau zum Modell nehmen.

Uebrigens fand ich ihre Stimmung vollkommen begreiflich. Sie selbst trank keinen Tropfen und interessirte sich weder für die Austern Neapels noch für die Holsteins. Der immer energischer wirbelnde Rauch mußte ihr lästig fallen, und das Bewußtsein, die Gattin des Doktors Otto Meersburg zu sein, konnte ihr keine gesteigerte Elasticität verleihen.

Ich bewunderte ihre stille Ergebenheit, und zechte ungenirt weiter. Meine verwerflichen Pläne hatten mich bereits so vollständig in Anspruch genommen, daß ich jede Rücksicht vergaß. Mochte sie schweigen und leiden: der nächste Weg zu ihrem Herzen war doch nun einmal die Wein- und Cigarren-Freundschaft mit dem Eheherrn.

Während der nächsten acht Tage unternahmen wir eine Reihe von Ausflügen in die Umgegend.

Wir besuchten die blaue Grotte von Capri und die Citronenhaine von Sorrent; wir kutschirten über den Posilipp nach Pozzuoli und erklommen die Höhen des aussichtsprächtigen Klosters Camaldoli.

Ueberall gab es Wein und Cigarren, und überall fand es der Doktor im höchsten Grade gemüthlich.

Nach eingebrochener Dunkelheit zogen wir uns auf das Zimmer zurück und spielten Whist oder Boston.

Am neunten Tage begann Meersburg sich nach Ruhe zu sehnen und erklärte uns, daß er vor Ablauf der nächsten drei Wochen keine größere Tour mehr zu unternehmen gedenke.

Gustava, die von dem einförmigen Leben im Gasthofe und dem rastlos wühlenden Straßenlärm wenig erbaut war, verzog den Mund und wagte eine Gegenrede, die von dem Gatten nicht eben liebenswürdig zurückgewiesen wurde.

— Nun, wie Du willst, sagte sie achselzuckend.

Desselbigen Abends lernten wir einen polnischen Edelmann aus Brody kennen, der vortrefflich Deutsch sprach und in allen Stücken mit Meersburg zu harmoniren schien. Er gewann die Sympathie des Doktors vornehmlich durch die humorvolle Grazie, mit der er eine Fülle amüsanter Jagdgeschichten zum Besten gab. Als wir gegen neun Uhr den Saal verließen, um die gewohnte Whistpartie anzutreten, forderte Meersburg den neuen Kameraden auf, in unserem Bunde der Vierte zu sein . . .

Graf Lagonjeff war in der That ein liebenswürdiger Cavalier.

Wir spielten den Point nur um vier Sous: er verstand es, dem ungeachtet binnen zwei Stunden mehrere Zwanzigfranknoten zu verlieren.

Während die meisten Menschen in ihrer gesellschaftlichen Verve nachlassen, wenn das Glück des Spiels ihnen abhold ist, schien sich das Unterhaltungstalent des Grafen mit jeder schlechten Karte zu steigern.

Da er überdem etwa fünfzig Jahre zählte und einen Vorrath des feinsten türkischen Tabaks besaß, so war vorauszusagen, der Doktor werde sich an diesen neuen Stern noch weit inniger anschließen als an mich, der ich seine Gunst eigentlich nur erschlichen hatte.

Auf unseren Wanderungen nach Bajä, Capri und Camaldoli hatte ich mit Gustava nur wenige Worte gewechselt. Jetzt begann unser Verkehr lebhafter zu werden. Ich erkannte gar bald, daß ihr Wesen von dem ihres Gatten durch eine unübersteigliche Kluft getrennt war, trotz der scheinbaren Einhelligkeit, mit der sie dahinlebten. Doch gelang es mir nicht, trotz meiner eifrigen Bemühungen, ihr ein unbedachtes Wort zu entlocken. Sie beobachtete eine kühle Reserve.

So verstrichen acht Tage. Der Graf hatte, wie zu erwarten stand, den ersten Platz in Otto's Herzen erobert.

Wir saßen in dem luftigen Salon und plauderten von den gestrigen Spielerlebnissen. Graf Lagonjeff war der Ansicht, das es geradezu tollkühn sei, mit dem Valet zu „schneiden“, während Meersburg behauptete, dieser Coup sei ihm noch immer geglückt: es komme nur darauf an, die Chancen zu prüfen.

Gustava unterdrückte einen Seufzer und trat an die halbgeöffnete Balkonthüre. Draußen blaute der Himmel so herrlich und frühlingsfrisch, als gäbe es kein Elend hienieden. Ihr Blick schweifte über die tiefdunkle Meeresfluth, nach der Bucht von Sorrent, wo die weißen Häuser und Villen träumerisch durch den Duft schimmerten.

— Aber ich bitte Sie, wie wollen Sie das berechnen? sagte Lagonjeff, indem er sich eine Cigarette wickelte.

— Sehr einfach. Geben Sie mal Acht... Wo sind doch die Karten?

— Aber bester Otto, versetzte Gustava, willst Du denn ernstlich am hellen Nachmittage...? Ich dächte, wir führen nun endlich einmal nach Pompeji. Ich erlebe es sonst, daß wir abreisen, ohne die wunderbare Trümmerstadt gesehen zu haben.

Pompeji...? entgegnete Otto, indem er abhob. Sehen Sie, nun lege ich hier die Neun in die Vorhand...

Der Pole konnte nicht umhin, dem Manöver des Doktors seine Aufmerksamkeit zu schenken.

— Die Herren sind unverbesserlich, sagte Gustava.

— Aber liebes, gutes Kind, wir bleiben noch mindestens vier Wochen in Neapel, und ich verspreche Dir...

— Du versprichst, ja...

— Ich nehme nun die Zehn und das Aß...

Graf Lagonjeff fühlte, daß Otto anfing, unartig zu werden.

— Wie wäre es, mein Verehrtester, sagte er in gedehntem Tone, wenn wir uns diese ohnehin schwierigen Auseinandersetzungen auf den Abend versparten? Das Wetter ist herrlich, und wenn Sie Pompeji noch nicht besucht haben . . .

— Et tu Brute? lachte der Doktor. Nein, ich verspüre auch nicht die mindeste Lust. Ich kenne Pompeji aus den Photographien und weiß, daß die Gemüthlichkeit dort nicht zu Worte kommt. Zu solchen Eindrücken muß man die gehörige Stimmung mitbringen.

— Ja wohl, die Stimmung, seufzte Gustava.

Otto lugte hinter seiner Brille hervor, zögerte einen Augenblick und fuhr dann im Auflegen seiner Karten fort.

— Wenn Du solche Sehnsucht hast, sagte er kaltblütig, so geh' doch ohne mich! Herr Doktor Erdmann wird sich ein Vergnügen daraus machen, Dir als Cicerone zu dienen.

Das war mehr, als ich erwartet hatte. Im ersten Augenblick wußte ich nicht recht, wie ich den seltsamen Vorschlag aufnehmen sollte. Da Gustava jedoch mit voller

Lebhaftigkeit zugriff, so nahm ich eine sehr verbindliche Miene an und erklärte, es werde mir zum besonderen Vergnügen gereichen. —

Zehn Minuten später rollten wir über den Quai der großen Marine dem Bahnhof zu.

Auch der Zufall hat seine verborgenen Pointen. Es war eine unleugbare Feinheit dieses oft so plumpen Componteurs, daß er mich mit Gustava zusammenführte, da Alles rings umher wie toll über den Haufen stürzte. Auch der Umstand, daß ein himmelschreiender Zug menschlicher Bornirtheit uns zuerst die Mittel einer näheren Bekanntschaft an die Hand gab, hat seine tiefe symbolische Bedeutung. Gehörten wir doch Beide zu jener spärlich verbreiteten Sekte, für die der ganze Weltbau nichts Besseres ist, als ein sinnloser Trümmerhaufen. Verachteten wir doch gleich leidenschaftlich den Irrwahn des Optimismus. Nur mit dem Unterschiede, daß sie eine Heldin war, während ich ... O klägliche, nie genug zu beweinende Ohnmacht!

Wir saßen auf den Ruinen des Zeustempels und blickten über das pompejanische Forum. Der Monte Sant' Angelo entfaltete jenseits der Ebene den gewaltigen Fächer seiner schwarzblauen Schluchten. Rings umher Alles öde und ausgestorben. Die graugelben Mauern grins'ten uns an wie vermorschende Leichensteine.

Selbst der üppige Südlandsfrühling, der das trostlose Bild von allen Seiten umrahmte, steigerte nur den Eindruck der schauerlichen Verwüstung.

Während der Fahrt hatten wir nur von alltäglichen Dingen gesprochen. Jetzt unter der Wirkung dieses welthistorischen Kirchhofs begann sich das Verwandte in unseren Naturen unwiderstehlich zu regen. Ich merkte an dem leisen Beben ihres sanftschwellenden Mundes, wie sich eine ungeheure Bitterkeit in ihre Seele ergoß; ich sah es ihren großen, glänzenden Augen an, daß sie am liebsten vor Zorn und Elend geweint hätte.

Von dieser Stunde an begann ich Gustava zu lieben. Der ich anfänglich wähnte, ein übermüthiges Spiel treiben zu können, ich ward nun selber zum Spielball der Sehnsucht und taumelte, in der innersten Tiefe meines Wesens ergriffen, wie ein Besinnungsloser meinem Schicksal entgegen.

Wir wanderten langsamen Gangs durch die Straßen. Ernst und schweigend durchmusterten wir die Stätten jener längst vermoderten Generationen, die hier vor zweitausend Jahren gelacht und geweint, gehofft und geflucht, gestöhnt und gebetet. Bei jedem Schritte stießen wir auf Staub und wehende Asche. In den Winkeln der Peristyle und Triclinien saß der hohläugige Tod. Der bröckelnde Kalk, durch den Hauch des Windes gelöst, rasselte eintönig von den Wänden und tickte auf das

Getäfel der Fußböden... Es klang wie der Pendel der ewigen Weltuhr: Sterben, sterben, sterben.

Wir betraten die Gemächer, wo man die Leichen der Verschütteten aufbewahrt.

Hier liegen und feiern sie, — starr und leblos und doch mit allen Spuren des Lebens, plastische Augenblicksbilder der Geschichte. Trotzig ballt sich die Faust des gewaltigen Mannes, dessen Züge noch im Tod die Verachtung der Existenz aussprechen; aber wehevoll und schmerzlich verzerrt klammert sich das junge Mädchen, halb noch ein Kind, an das unverstandene Dasein. Noch im Bann der Versteinerung zuckend, scheint diese Lippe Rechenschaft zu fordern von dem kosmischen Tyrannen, der sie zwecklos dem Lichte des Tages erschlossen, um sie eben so zwecklos in den Abgrund des Nichts zurückzuschleudern . . . .

Ich wandte den Blick zur Seite und mein Auge suchte das Antlitz Gustava's.

Sie hatte die Hände vor dem Schooß gefaltet und die Wimpern trauernd gesenkt. Ueber ihre Wangen rollten zwei funkelnde Thränen.

Und von Neuem verloren wir uns in das Gewirre der vereinsamten Straßen, immer spähend, immer träumend, immer von dem eisigen Hauche des Grabes angefröstelt.

Zuletzt ging es quer durch die wogenden Maisfelder, nach der großen Arena. Hier hatten die Gladiatoren

geblutet zur bestialischen Wonne jener Bevölkerung, deren Asche vorhin um unsere Schritte stob. Mitten im Taumel seiner verbrecherischen Lebensfreude war der Pöbel vom Verhängniß überrascht und spurlos hinweggefegt worden.

Was in aller Welt hatten gerade wir verbrochen, daß wir nicht dumpf und gedankenlos dahinleben durften, wie diese leichtmüthigen Pompejaner, wie Hunderttausende unserer Gefährten, wie die unendliche Mehrzahl des Menschengeschlechts? Warum nahm das Schicksal gerade uns die wohlthätige Verblendung?

— Wahrlich, sagte ich zu mir selbst, es hieße zum Elend den Wahnsinn fügen, wollte man nicht wenigstens den Versuch machen, sich in jene traumhafte Betäubung zurückzuschwindeln. Ich muß, ich will glücklich sein, und wäre es auch nur auf Sekunden.

Gustava hatte inzwischen ihre volle Fassung wieder erlangt. Die Thränen waren hinweggetrocknet. Eine wehmüthige Klarheit strahlte aus den tiefblauen Augen, und die Lippen schürzten sich zu einem Lächeln, das mich mit hundert Schauern der Sehnsucht durchrieselte.

Du ahnst nicht, wie sehr mich die Entdeckung meiner wachsenden Leidenschaft erschütterte. Das naive Gemüth nimmt die Liebe, wie sie sich gibt, als einen glückverheißenden Zauber; macht- und willenlos überläßt es sich dem Rausche des Wahnsinns und verlangt nichts Besseres,

als in alle Tiefen der Empfindung hinabgerissen zu werden. Aber ich, der unbelogene Skeptiker, der ich die ganze Komödie durchschaute, wie ein geübtes Auge die Kniffe des Taschenspielers! Ich kam mir vor wie ein Tollhäusler. Sinn und Zweck der Illusion lagen mir klar wie ein aufgeschlagenes Buch vor dem Blicke, und doch stand ich unter dem Bann einer Wonne, die ich für Trug erkannte! Ja, der Conflikt zwischen dem Drange des Herzens und der Stimme des Intellekts schien die jählings entfachte Glut nur zu steigern.

Meine Begleiterin war so sehr in die Betrachtung der sonnbeglänzten Landschaft vertieft, daß sie den gewaltigen Kampf, der mein Inneres durchtobte, nicht beachtete. So fand ich Zeit, mich zu sammeln. Es währte indeß lange, bis ich das Gefühl der Beschämung, das auf meinem philosophischen Stolz lastete, völlig verwunden hatte.

In den Gasthof zurückgekehrt, trafen wir Otto und den polnischen Edelmann beim Ecarté. Die Partie war gerade zu Ende. Meersburg stand auf, streckte sich ein wenig, und trat dann, die Hände in den Beinkleidern, auf uns zu. Sein lebhaft geröthetes Antlitz drückte ein tiefinnerliches Behagen aus.

— Nun, fragte er wohlwollend, wie ist die Excursion ausgefallen?

— Ganz nach Erwarten, entgegnete Gustava den Hut lösend.

— Bravo! So war der Nachmittag in jeder Hinsicht gelungen. Auch wir haben uns köstlich amüsirt. Nicht wahr, Herr Graf?

— Köstlich, bestätigte Lagonjeff.

— Nun, und Sie? fragte Meersburg, zu mir gewendet. Sie sind ja schweigsam wie ein Trappist. Ja, ja, die Kirchhofsstimmung da draußen wirkt niederschlagend, trotz alles antiquarischen Interesses. Man verspürt ein gelindes Frösteln... so hier... (Er deutete auf die Gegend des Herzens.) Das Frauenvolk nimmt solche Dinge leichter als Unsereins.

— Meinst Du? sagte Gustava.

— Entschieden. Wäre ich generis feminini, so hätte ich Euch wahrscheinlich begleitet. Jetzt, nachdem ich gesehen habe, wie sehr die Geschichte unserem verehrten Freund da in die Glieder gefahren...

— Aber, ich bitte Sie, rief ich lachend — ich fühlte mich verpflichtet, möglichst harmlos zu lachen —, wenn ich abgespannt aussehe, so ist das mehr als begreiflich! Drei Stunden hindurch unablässig von Haus zu Haus zu wandern — bei jedem verschlossenen Wandgemälde in Ekstase zu gerathen, das ist eine Aufgabe, die sich nicht ohne Verbrauch von Kräften bewältigen läßt.

— Da haben wir's, versetzte er heiter. Also auch

Sie, der halbe Künstler und Antiquar! Ich meinestheils bin schon längst zu dem Resultat gelangt, daß die sogenannten Sehenswürdigkeiten durchaus nicht die Quintessenz eines fremden Landes ausmachen. Luft, Sonne und Gegend — das ist der eigentliche Kern der Affäre, und das kann ich haben, ohne fortwährend mit Aufopferung meiner Bequemlichkeit herumzustrolchen. Nicht wahr, bester Herr Graf?

— Ohne Zweifel, bestätigte der Angeredete mit einer verbindlichen Kopfbewegung. Wenn wir dicht bei der Altanthüre sitzen, reicht unser Blick bis nach der Punta di Campanella; drunten singen die Fischer, und ab und zu klingt das Spiel einer Orgel herauf. Was können wir Besseres verlangen?

Otto Meersburg schien von den Ansichten Lagonjeff's in hohem Grade befriedigt.

— Du brauchst übrigens nicht den Kopf hängen zu lassen, sagte er zu Gustava. Wenn Du das Schwärmen auf den Trümmern Karthago's absolut nicht lassen kannst, so verfügst Du ja über den gefälligsten Ritter, der je einer Dame die Schleppe getragen. Non è vero, Signor Paolo? Ich seh's Ihnen an, daß Sie's trotz Ihrer pompejanischen Wehmuth vorziehen, nach alter Weise den Touristen zu spielen...

— Wenn ich aufrichtig sein soll, ja. Es ist doch immerhin von Interesse...

— Dachte mir's! Trifft sich meisterhaft. Ich und der Graf halten hier Haus, trinken im Vino di Capri das Wohl Viktor Emmanuel's und fahren Corso. Ihr könnt derweilen alle Säle des Museums ablaufen, den Vesuv besteigen, die Inschriften am Cimeterio auswendig lernen und ein napoletanisches Herbarium anlegen. Nach Sonnenuntergang finden wir uns hier auf neutralem Boden zusammen und erzählen uns die Erlebnisse des Tages. Was sagst Du dazu?

Gustava zuckte die Achseln.

— Ich weiß nicht, entgegnete sie, ob ich die Idee äußerst liebenswürdig oder sehr unartig finden soll.

— Wie so? fragte Otto, über die Brille schielend.

— Nun, es sieht doch fast aus, als ob Du mich wegschicktest.

Meersburg lachte aus vollem Halse.

— So sind die Weiber, rief er mit einem triumphirenden Blick auf den Grafen. Erklärt man sie kurzweg für souverän, so verschüttet man's doppelt. Die besten Absichten werden am schroffsten verkannt.

Gleich darauf läutete man zur Tafel. Das Gespräch wurde abgebrochen.

Ehrlicher, duldsamer Freund! Du wirst nicht verlangen, daß ich in diesem Bekenntnisse den trockenen Ton Eurer Moral anschlage.

Was ich mir vorzuwerfen habe, liegt weit ab von der gewöhnlichen Sphäre der Sittlichkeit, und das, was Du mir vorwerfen wirst, hat wiederum für mich keine Berührungspunkte.

Es bleibt Dir unbenommen, mich von Deinem Standpunkte aus hundertmal des Verraths und des Frevels zu zeihen: nur muthe mir nicht zu, in das gleiche blecherne Horn zu stoßen. Ich war nun einmal von jeher ein schnöder Verräther dessen, was ihr das „Heiligste" nennt: der Pessimismus hat keine Ethik.

Wenn ich in Gustava das Wesen zu finden glaubte, dessen Besitz mich auch nur für kurze Zeit vor dem Dämon des eigenen Ichs zu erretten vermochte, so lag für meine Weltanschauung nicht der mindeste Grund vor, auf ihren Besitz zu verzichten.

Stelle Dir die furchtbare Scene an der Beresina vor! Würdest Du — (selbst angenommen, die üblichen Begriffe von Recht und Sittlichkeit seien vollgültig) — einen Ertrinkenden verurtheilen, der, um sich an's Ufer zu schwingen, den Nebenmann am Schopfe packt und ihn mitleidlos in die eisige Tiefe stößt?

Wohlan! Genau so stand es mit mir. Genau so steht es mit jedem Sterblichen, der in den tosenden Fluthen des Lebens schwimmt! Ist es meine Schuld, wenn an dem Strande des Heils für Zweie nicht Raum ist? In einer Welt der ewigen Gerechtigkeit und Wahr-

heit würde ich mit Vergnügen den letzten Blutstropfen aufopfern, um meine Pflicht zu thun; aber zwischen den tausendfach drohenden Klippen des Verderbens kenne ich nur eine Norm, das Ich, und nur ein Ideal, das Entkommen. Warum hat die Vorsehung ihre Welt just so zurechtgeschneidert, daß die Willensbefriedigung des Siegers mit dem Schmerz des Besiegten in Wechselwirkung steht? Ein Universum von dem Cynismus des unsrigen darf sich nicht beschweren, wenn seine denkenden Wesen rücksichtslos werden wie die Naturgewalten. Der Leopard zerreißt die Gazelle, der Adler die Taube und der Mensch den Menschen. Der Himmel selber hat die Grausamkeit zum Prinzip erhoben.

Ich könnte allenfalls einen andern Gesichtspunkt betonen, der geeignet scheint, Deine catonische Tugend wenigstens halbwegs zu versöhnen. Ich könnte Dir die beliebte Redensart von der Unwürdigkeit des betrogenen Ehegatten zu Markte bringen. Aber das Alles paßt immer wieder nur in das Diarium eines Menschen, der die Prämissen Eurer Moral anerkennt. Ich bedarf dessen nicht. Ich erkläre Dir offen und ehrlich, daß ich, mit Eurem Maße gemessen, ein kalter, gewissenloser Verbrecher war. Nun bist Du, so der Herr will, zufrieden?

Das Programm, das der Doktor am Abend nach unserem pompejanischen Ausflug entworfen hatte, kam buchstäblich zur Verwirklichung. Ich wurde Gustava's

ständiger Begleiter, und jeder Tag brachte mich ihrem Herzen näher.

Die Art und Weise, wie ich mit ihr verkehrte, mußte ihr sehr bald den wahren Charakter meiner Absichten klarlegen.

Anfangs fürchtete ich eine vernichtende Zurückweisung: allein schon nach kurzer Frist gewahrte ich mit einer seltsamen Mischung der Gefühle, daß meine Huldigung ihr willkommen war.

Der letzte Rest von Dem, was Amme und Lehrer mir eingekünstelt, bäumte sich in mir auf. Es zuckte mir Etwas durch die Seele wie Scham und Verachtung. Das glänzende Bild, das ich im Herzen trug, schien sich wehmüthig trüben zu wollen.

Dann kam die ruhige Ueberlegung.

Wenn dieses Weib dachte wie ich, wenn das Leben ihr ein hohler, erbärmlicher Schein, wenn der Glaube ihr ein sinnloser Schall war, — weßhalb sollte sie mehr als ich auf die Stimme der sogenannten Moral hören? Ich ärgerte mich fast, daß ich den Regungen meines „sittlichen" Instinktes überhaupt Raum gegeben hatte.

Wir tauschten unsere Meinungen jetzt immer offener und rückhaltsloser aus, und von Stunde zu Stunde erkannte ich deutlicher, daß ich in Gustava eine Gesinnungsgenossin begrüßen durfte.

Als der sicherste Beweis ihrer Zuneigung galt mir die Schroffheit, mit der sie sich bei jeder Gelegenheit über ihren Gatten äußerte. — Verlaß Dich darauf, sagt Montesquieu, wenn Dir eine Frau über die Charakterfehler ihres Eheherrn klagt, so gehört sie Dir bereits mehr an, als Dem, dessen Namen sie führt!

Auch in diesem Punkte verspürte ich noch die letzten Regungen meiner angeborenen Weichherzigkeit. Ihre Offenheit verletzte mich, und erst allmählig ward ich gerechter.

Eines Nachmittags schritten wir langsam der Höhe des Posilippo zu. Sie hatte ihre Hand in meinen Arm gelegt, vertraulich und unbefangen, als sei sie nie an der Seite eines Andern gewandelt. Wo die Straße sich theilt, saßen zwei Bettler. Der Eine von ihnen, ein alter, graubärtiger Geselle, dem ich während meines vorjährigen Aufenthalts in Neapel zuweilen ein paar Soldi in den schmierigen Hut geworfen, erkannte mich. Wie ehedem, bat er um piccola moneta und erkundigte sich redselig nach meinem Befinden.

— Così, così, antwortete ich leichthin und eilte vorüber.

— Così, così, wiederholte der Bettler. Wahrlich, Ihr vornehmen Excellenzen seid doch niemals zufrieden. Per Dio! Ein Signore wie Ihr, jung, reich und am Arme der liebenswürdigsten Gattin!

Gustava erröthete bis in die Schläfen. In ihrer Verlegenheit fragte sie mich, woher ich den graubärtigen

Poverino kenne. Ich erwiderte ihr, der Mann übe hier seit Jahren das Geschäft eines Wegelagerers.

— Seit Jahren, wiederholte sie aufseufzend. Welche beneidenswerthe Geduld! Ich stürbe vor Langweile, sollte ich diese Monotonie auch nur acht Tage lang durchdulden. Lieber alles Elend der Welt!

Auf der Höhe angelangt machten wir Rast. Bis hierher verlor sich kein Wagen der geräuschvollen Corsofahrer. Es war ringsher still und heimisch: nur der Wind rauschte in den Pinien, und träumerisch abgedämpft klagte die Brandung.

Gastava erzählte mir die Geschichte ihrer Verheirathung. Die ganze Art ihrer Darstellung hatte etwas Herbes und Bitteres, und doch floß Alles so leicht dahin, als ob sie von einer geringfügigen Unannehmlichkeit rede.

Meersburg war nach ihrer Beschreibung eine hohle, nichtige, lieblose Natur, von plattem Egoismus beseelt und jeder höheren Regung unfähig. Hinter seiner jovialen Maske verbarg sich ein hämischer, boshafter Charakter. Das Leben an seiner Seite gestaltete sich zu einer ununterbrochenen Kette peinvoller Stimmungen.

— Und nun fragen Sie wohl, fuhr Gustava fort, wie es möglich war, daß ich einem solchen Manne die Hand zum ehelichen Bunde reichte? Ich hatte ein sehr gewichtiges Motiv: die Langeweile. Im Haus einer Tante

erzogen, die für mich der Inbegriff alles Tristen und Hölzernen war, verbrachte ich Tag um Tag in der gleichen sang- und klanglosen Oede. Jeden Morgen Schlag sieben Uhr hatte ich das Glück, mich vom Lager zu erheben; an der Seite der ehrwürdigen Dame durfte ich mich still und ehrsam im Hause beschäftigen, bis um halb Zwei das Mittagsmahl eingenommen wurde. Nach Tische besuchten wir eine christlich gesinnte Freundin, bei der wir Kaffee tranken und die Missionsblätter lasen. Den Abend verbrachten wir in erbaulichem Zwiegespräch oder bei der Lektüre einer Reisebeschreibung, und um Zehn gab sie mir mit ihren welken Lippen den Gutenachtkuß. So ging das Jahr aus, Jahr ein. Ich schlich nur so mechanisch dahin, ohne Freude und Frohsinn, ohne Interesse und Lebensmuth. Manchmal ergriff mich eine entsetzliche Angst, wenn die Tante von der ewigen Seligkeit und dem Wiedersehn nach dem Tode sprach. Sollte ich dazu verurtheilt sein, in alle Ewigkeit Kaffee zu trinken, die Missionsblätter zu lesen und Gutenachtküsse zu empfangen? Der Gedanke legte sich mir wie Blei auf die Seele, und stöhnend bat ich den Himmel um Erlösung. So standen die Dinge, als ich Meersburg kennen lernte. Es war sehr leichtsinnig, sehr thöricht, sehr unmoralisch, daß ich ohne Besinnen Ja sagte; aber ich erblickte in der Heirath das einzige Mittel zur Erlangung der Freiheit. Konnte ich ahnen, welch' erbärmliches Loos ich gezogen?

Ich war unfähig, eine Silbe über die Lippen zu bringen. Das Bewußtsein, ein solches Geständniß erobert zu haben, erfüllte mein Herz mit wahnsinnigem Entzücken.

Hätte es sich jetzt in der That nur um ein flüchtiges Spiel gehandelt, wie ich dieß anfänglich beabsichtigte, so würde ich kein Bedenken tragen, Dir ausführlich zu schildern... So aber... Nein! Sie die ich geliebt habe mit der ganzen Gluth meines verzweifelten Wesens, sie, die Einzige, die es verstanden, mir den brennenden Schmerz des Daseins zu fühlen, — sie darf und will ich nicht ohne Noth Deiner unbarmherzigen Kritik preisgeben. Ein einziges Wort muß Dir genügen. Als wir den Heimweg antraten, war sie mein, Eurer Tugend zum Trotz, mein durch Verrath, Lüge und Treubruch, — aber mein!

Abermals waren acht Tage verflossen. Der Wahnsinn meiner Leidenschaft hatte den Gipfelpunkt erreicht. Der Gedanke, daß die Frau, die ich anbetete, unter der rechtlichen Botmäßigkeit eines Andern stand, quälte mich jetzt, da ich am Ziele war, mit allen Martern der Eifersucht. Zudem konnte der wahre Charakter unseres Verhältnisses nicht mehr lange verborgen bleiben. Graf Lagonjeff lächelte seit einiger Zeit so fein und eigenthümlich, daß ich mehrmals nahe daran war, ihn zur

Rede zu stellen. Unerträglich waren mir die lauernden Blicke Meersburg's, der jetzt häufiger als sonst über die Brille hinwegzwinkerte und überhaupt etwas Katzenartiges und Schleichendes annahm.

Ich ging ernstlich mit mir zu Rathe. Ich durchforschte mich, ob ich noch Kraft genug besäße, mich von der Geliebten zu trennen. Das Resultat dieser Selbstprüfung war ein zermalmendes. Schon die bloße Vorstellung, Gustava verlieren zu können, brachte mein Blut in fieberische Wallung. Aber Etwas mußte geschehen, — das war klar wie die Sonne des Himmels. So entschloß ich mich denn zum Aeußersten. Ich forderte Gustava auf, die Maske fallen zu lassen und der drohenden Verwicklung durch schleunige Flucht zuvorzukommen.

Sie ward blaß wie der Tod, als mir das verhängnißvolle Wort über die Lippen glitt. Ihr tiefblaues Auge ruhte lange und schwermüthig auf dem meinen; dann brach sie in Thränen aus.

Ich versuchte, sie zu beruhigen; ich strömte über von wilden Betheuerungen meiner Liebe und Treue. Ihr Nein — so schwur ich — sei gleichbedeutend mit meinem Todesurtheil.

Eine bange Pause der Erwartung. Dann reichte sie mir abgewandten Blickes die Hand.

— Morgen sollen Sie meine Antwort haben, flüsterte sie fast unhörbar.

Tags darauf wanderten wir nach dem Kirchhof. Unterwegs war von unserem Vorhaben nicht die Rede. Erst am Hügelrain zwischen den Gräbern schien sie gewillt, auf mein gestriges Ansinnen zurückzukommen. Ich suchte ihr das entscheidende Wort zu erleichtern, indem ich meine Frage rundweg wiederholte.

Sie blickte eine Zeitlang stumm vor sich hin. Dann zuckte ein bitterer, weltverachtender Hohn um ihre Lippen. Stolz hob sie das Haupt und schaute mir voll in die Augen.

— Wozu die Umschweife? sagte sie frostig. Ich muß ehrlich und aufrichtig mit Ihnen reden. Nächst der Langweile hasse ich Nichts mehr als die Feigheit. Sie sollen bis auf's Jota erfahren, wie es um Ihre Geliebte steht. Wenn Sie dann noch entschlossen sind ...

Ich wollte sie unterbrechen. Sie ließ sich indessen nicht irre machen.

— Hören Sie erst, und dann entscheiden Sie sich. Es kostet mich nicht die geringste Ueberwindung, Den zu betrügen, der durch Zufall, oder, wenn Sie wollen, durch meine Thorheit gewisse äußerliche Rechte über mich erworben hat. Aber wo ich liebe, kann ich nicht lügen.

Ich sah ihr fragend ins Antlitz; ihre Worte waren mir räthselhaft. Nach einer kurzen Pause fuhr sie bedächtig fort:

— Es ist ein ernster Schritt, den Sie mir zumuthen,

ernst für uns Beide. Wenn ich zehnmal alle Aeußerlichkeiten des Lebens geringschätze, so bin ich doch unwiderruflich dazu verurtheilt, in dieser Welt der Aeußerlichkeiten zu existiren. Das Sein erträgt sich immer noch besser, wenn man mit der landläufigen Moral in Frieden lebt, als wenn man sie feindlich herausfordert. Kurz, ich muß wissen, was ich gegen das Aufzugebende eintausche. Nach flüchtigem Rausch auf den Sand geworfen und zertreten zu werden, das wäre mir qualvoller als alle Tristheit der Gegenwart. Wenn ich also einwillige, so erhebe ich Ansprüche an Sie, nicht die einer legitimen Gemahlin, sondern mehr als das, — die eines unsäglich liebenden Weibes, das Alles über Bord wirft, um dem Geliebten anzugehören. Haben Sie das überlegt, mein Freund?

— Hundertmal, rief ich in leidenschaftlicher Ungeduld.

— Ich glaube es, fuhr sie fort. Dagegen zweifle ich, ob Ihre Liebe standhalten wird, wenn Sie mein ganzes Ich und meine volle Vergangenheit kennen. Und kennen sollen Sie mich, — vom Grund meiner Seele aus. Ich darf, ich will vor Ihnen kein Geheimniß verbergen. Der Gedanke könnte mich wahnsinnig machen.

— Ein Geheimniß? fragte ich ungläubig.

— Ja, erwiderte sie fest, ein Geheimniß.

— So reden Sie!

Jetzt übergoß sich ihr Antlitz mit einer brennenden Röthe.

— Mein Freund, sagte sie feierlich, Sie dürfen sich über meine Sittenstrenge keinerlei Illusionen machen. Ich könnte Ihnen ja Etwas vorlügen. Ich könnte von der Unwiderstehlichkeit der Neigung reden, die jede Vernunft übertäubt und die Tugend zum Schweigen bringt. Aber ich will nicht besser scheinen als ich bin. Ich verschmähe die Heuchelei und zeige Ihnen offen meine wahre Natur. Nein, es war nicht Liebe, was mich zuerst bewog, Ihre Annäherung zu dulden, sondern der platte Ekel am Leben, das Verlangen nach Abenteuern, nach toller Zerstreuung. Erst allmählig ergriff mich die Leidenschaft.

— Aber ich verstehe noch immer nicht...

— Nun, ich dächte, das wäre deutlich. Fragen Sie sich selbst: Was können Sie von einer Frau erwarten, die so ohne Weiteres auf eine Intrigue eingeht? Ich... ich . . .

Sie biß sich auf die Lippen und schlug die Augen nieder. Ich bemerkte, daß sie heftig zitterte.

— Sie spannen mich auf die Folter, rief ich verzweifelt.

— Ja, es ist thöricht, es ist feige. Unumwunden: Sie sind nicht der Erste . . .

Ein jäher Schmerz zuckte mir durch die Seele. Alles Blut strömte mir nach dem Herzen; ich glaubte umsinken zu müssen.

— Ja, mein Freund, fuhr sie mit bebender Stimme fort, die Wahrheit läßt sich nicht austilgen. Jetzt, nachdem ich zum ersten Male empfunden, was Liebe ist, jetzt ergreift mich ein unsäglicher Abscheu vor Dem, was ich bisher für mein unantastbares Recht hielt. Damals aber wähnte ich mich befugt, alle Schranken zu übersteigen, denn mein licht- und glanzloses Gemüth glaubte an Nichts mehr als an den Tod.

Ich war wie gelähmt. Eine vernichtende Qual schnürte mir die Kehle zusammen.

Gustava ergriff meine Hand.

— Sie halten mich jetzt für schlechter, als ich bin, sagte sie wehmüthig. Ach, wenn Sie Alles wüßten, wenn Sie in die tiefsten Falten meines Herzens sehn könnten!

— O, Gustava, rief ich in schmerzlicher Bewegung, hätten Sie ewig geschwiegen! . . .

— Ich durfte nicht schweigen, und ich danke dem Schicksal, daß ich das Entsetzliche über die Lippen gebracht habe.

Zitternd hob ich die Blicke. Eine Welt von Liebe strahlte in diesen tiefblauen, sündigen Augen. Ich vergaß Alles, Alles um mich her und stürzte ihr willenlos zu Füßen . . .

— Und bist Du jetzt noch entschlossen, Dein Schicksal an das meine zu ketten —? fragte sie, schmerzlich lächelnd.

— Mehr als je! rief ich sehnsuchtsvoll. Nur bei Dir kann ich athmen; Alles Andere ist Schein, Trug, Elend, Nichtigkeit! Und wärst Du die Verworfenste der Verworfenen, ich müßte Dich anbeten!

Wie ich dieß sagte, flog es über ihr Antlitz wie vom Glanz einer neuen Sonne.

— Wohlan, flüsterte sie leidenschaftlich, so bin ich Dein und folge Dir bis ans Ende der Welt!

———

Noch auf dem Wege nach der Stadt überlegten wir alle Einzelheiten des Fluchtplanes. Ich hatte längst hin- und hergedacht, und so kamen wir schnell zu einem festen Entschluß.

Am folgenden Morgen früh sechs Uhr ging ein Schiff nach Marseille. Unser Reiseziel war Paris, die Gelegenheit also günstig.

Wir verabredeten ein Stelldichein in der Nähe des Hafens und überließen alles Uebrige dem Zufall und unserer Schlauheit.

Als wir in das Hotel traten, schlug es Fünf. Graf Lagonjeff und Meersburg war eben von einem Spaziergange durch die Villa Reale heimgekommen. Der Doktor schien ärgerlich.

— Es ist schön, sagte er mit eigenthümlicher Betonung, daß die Herrschaften heute so zeitig sind. Ich dächte überhaupt, wir könnten nun zum früheren Modus zurückkehren und die nachmittäglichen Ausflüge zu Vieren machen.

— Gewiß, versetzte Gustava.

— Oder ist unsere Gegenwart Ihnen unangenehm, Herr Doktor Erdmann? fügte er ironisch hinzu.

— Ganz im Gegentheil, versetzte ich frostig.

Das Herz bebte mir doch ein wenig bei dieser seltsamen Unterredung.

— Das Gescheidteste wäre, fuhr Meersburg mit einem Blicke auf seine Gattin fort, wir rüsteten uns allmählig zur Heimreise.

— Es wird hier zu sommerlich, setzte Graf Lagonjeff nicht ohne Bedeutung hinzu.

— Gut also, reisen wir! rief Gustava herausfordernd.

Ich sah wohl, daß die Situation keine vierundzwanzig Stunden länger zu halten war. Insgeheim wechselte ich mit Gustava einen Blick des Verständnisses. Auch sie begriff, daß die Zeit drängte.

Bei Tisch kehrte dem Doktor die gute Laune wieder. Er trank unverhältnißmäßig viel. Ich bot Alles auf, ihn im Zuge zu halten. Bis lange nach Mitternacht saßen wir bei der Flasche. Meersburg sowohl als Lagonjeff verstiegen sich unter dem Einfluß ihres Rausches zu Anspielungen, die mir die feste Ueberzeugung beibrachten, das meine Beziehungen zu Gustava zwischen den beiden Freunden zur Sprache gekommen waren.

Die Entdeckung berührte mich peinlich. Auf der

andern Seite trug sie indeß dazu bei, das letzte Gefühl einer Verantwortlichkeit in mir auszutilgen.

Entweder war der Alleinbesitz Gustava's diesem elenden Wicht so gleichgültig, daß er jede Maßregel gegen den Nebenbuhler für überflüssig hielt; oder das Vorgefallene entsprach geradezu seinen Absichten. In beiden Fällen that ich ein gutes Werk.

Ich schloß die ganze Nacht über kein Auge. Des anderen Morgens wartete ich schon gegen fünf Uhr am Molo, wo ich in fiebernder Ungeduld auf und niederschritt, jede Sekunde zählend, bis endlich Gustava in meine Arme sank.

Zehn Minuten später waren wir an Ort und Stelle. Alles ging gut. Meersburg schien trotz seiner vermeintlichen Schlauheit keine Ahnung zu haben. Als ihn Gustava verließ, lag er in tiefem, bleischwerem Schlummer. Ehe er aufwachte, konnten wir halbwegs Cività vecchia sein.

Ich bedurfte aller Willenskraft, um den Schiffsleuten durch mein Benehmen keinen Verdacht einzuflößen. Die Freude über das gelungene Wagestück brachte mich schier von Sinnen. Gustava hielt sich ungleich gefaßter. Endlich, endlich erschallte das letzte Signal, und die Schaufelräder des Dampfers griffen aus. In majestätischem Bogen schwenkten wir aus der Marina und steuerten zwischen Capri und dem Posilippo ins Freie.

Sechs Tage später stiegen wir im Hotel de Bavière zu Paris ab.

War mir bis dahin das Glück meiner Liebe so zu sagen in den Schooß gefallen, so traten jetzt die Schwierigkeiten und Hemmnisse, wie sie sonst vor dem Besitz wirksam zu sein pflegen, höchst unerquicklich an mich heran. Das rastlose Umherschweifen während der letzten vier Jahre hatte mein kleines Vermögen bis auf Weniges aufgezehrt. Es galt nun, Mittel zu finden, um diesem Uebelstande zum Trotz die Barke flott zu erhalten.

Als ich Gustava diese Nothwendigkeit eröffnete, zuckte sie lachend die Achseln.

— Um so besser, sagte sie frohmüthig. Dergleichen trägt nur dazu bei, dem Herzen die Kraft und die Frische zu wahren. Ich bin glücklich, daß es so gekommen ist. Arbeiten wir!

Wir vertauschten unsere Hotelwohnung mit zwei bescheidenen, aber freundlich eingerichteten Zimmern der Rue de Racine. Dann überlegten wir.

Die Noth ist die Mutter aller Künste, auch der Kunst im hohen und idealen Sinne des Wortes. Freilich, das Werk, das den Stempel der Weihe tragen soll, kann sich nicht unter dem Joche des Mangels, nicht unter dem Einfluß eines äußeren Druckes gestalten: aber die Anregung zum künstlerisch Versuche darf im Bereichen

jener Macht liegen, die nicht nur Eisen bricht, sondern auch Gold zu Tage fördert.

Ich hatte mir ehedem viel auf mein Zeichentalent zugute gethan. Jetzt raffte ich halbvergessene Reminiscenzen wieder zusammen und begann den Entwurf eines geschichtlichen Cartons, der nach vierzehn Tagen mühevoller Arbeit ins Kamin wanderte.

Ich war um die endgültige Erfahrung reicher geworden, daß ich auf diesem Felde nicht siegen könne.

Mißmuthig saß ich eines Abends im Café und durchstöberte die Zeitungen. Da fiel mir das „Journal des Débats“ in die Hand, das unter der Rubrik „Variétés“ einen längeren Aufsatz über die neuere deutsche Philosophie brachte. Die Arbeit strotzte von Unwahrheiten und Mißverständnissen. Der französischen Sprache von Jugend auf mächtig, fühlte ich mich gedrungen, die auffälligsten dieser Irrthümer in einer Zuschrift an den Redakteur zu berichtigen. Mit der Flagge des üblichen „Permettez-moi“ deckte ich, fast ohne es zu wissen, eine populäre Darstellung des Schopenhauer'schen Systems. Wenige Tage darauf erhielt ich ein höfliches Schreiben des Chefs. Man dankte mir in den zuvorkommendsten Ausdrücken und forderte mich unter sehr annehmbaren Bedingungen zur Mitarbeiterschaft auf.

Hiermit war die Richtung meiner Thätigkeit für's Nächste vorgezeichnet. Ich schrieb unter einem Pseudonym,

das Du jetzt leicht errathen wirst, eine Reihe populär-philosophischer Briefe, die großes Aufsehen erregten — wohl schon deßhalb, weil der Gegenstand für die Pariser absolut neu war.

Gustava legte für meinen schriftstellerischen Beruf die liebenswürdigste Begeisterung an den Tag. Drei-, vier-, fünfmal las sie die Correkturen, damit die Arbeit ja in möglichst vollkommener Gestalt vor das Publikum trete. Mit unnachsichtlichem Eifer machte sie mich hier auf eine verfehlte Wendung, dort auf eine Unklarheit aufmerksam. Ja, sie gab mir nicht selten wahrhaft schöpferische Gedanken an die Hand, deren Ausführung die brillanteste Wirkung erzielte. Nie vielleicht ist ein legitimes Weib so rückhaltslos in der Thätigkeit ihres Ehegemahls aufgegangen, wie diese Sünderin in der meinigen. Niemals hat sich die Tugend so voll und ganz an das fremde Ich hingegeben.

Mehr noch. Es wäre unmöglich, Dir die Freudigkeit und Anspruchslosigkeit zu schildern, mit der sich diese verwöhnte Tochter des Weltsinns in die schwierigsten Verhältnisse zu finden wußte.

Wie Du mich kennst, war ich von frühester Jugend auf ein fanatischer Feind aller Beschränkung. Der Gedanke, meine äußeren Bedürfnisse nach der Norm eines vorentworfenen Budgets einrichten zu sollen, hatte für mich etwas unerhört Peinvolles. Oft war es nur die

Opposition gegen Deine ökonomischen Rathschläge, die mich zu zwecklosen Verschwendungen hinriß. Stelle Dir also vor, wie sehr mich die Erkenntniß, daß mein tolles Treiben nicht so fortgehen könne, verbittern mußte. Ich dachte dabei in erster Linie an Gustava. Schon sah ich im Geiste die stummen Blicke, die den Stolz tiefer verwunden, als hundert Vorwürfe; aber wie sehr hatte ich mich getäuscht! Wie die Dinge sich immer gestalten mochten, Alles war ihr willkommen. Ich glaube, sie hätte mit tausend Freuden eine Dachstube bezogen und die Mittel zu unserer Existenz durch die Arbeit ihrer zarten Hände beschafft. Dabei nahm sie nie jenen wohlfeilen Ton fromm duldender Weiblichkeit an, der uns trotz aller scheinbaren Selbstlosigkeit durchfühlen läßt, daß die Liebe ein Opfer bringt; im Gegentheil: bei den unerquicklichen Erfahrungen, die nicht ausblieben, schien ihre Heiterkeit nur zu wachsen. Mit unerschütterlichem Vertrauen sah sie der Zukunft entgegen.

Sie war es auch, die mich veranlaßte, meinen Schwerpunkt in der deutschen Literatur zu suchen.

Ich schrieb ein Essay über die Minnesänger und Troubadoure, dessen Haltung im Großen und Ganzen streng wissenschaftlich, im Einzelnen jedoch nach Euren Begriffen so unmoralisch war, daß kein deutsches Blatt die Veröffentlichung riskiren wollte. Die Skizze ist später mit einigen anderen als Buch erschienen und von den

Zionswächtern Eurer Kritik übel zugerichtet worden. Ich hatte das Verhältniß des Troubadours zu seiner Dame psychologisch und kulturhistorisch beleuchtet und bei dieser Gelegenheit meine Weltanschauung „mit gewohntem Cynismus“ vertheidigt . . .

Gustava, die den Aufsatz im Manuskript gelesen hatte, berührte die moralische Seite des Problems mit keiner Sylbe. Sie beschränkte sich auf das literarische Moment und urtheilte, da der Gegenstand ihr im Wesentlichen unbekannt war, mehr über die Form als über den Inhalt.

Meine zweite Arbeit war ein philosophisches Glaubensbekenntniß. Ich entwickelte hier jene düstere Lehre, die von allen gut situirten Familienvätern so glühend verabscheut wird, in ihren äußersten Consequenzen.

Abermals monatelange Jagd nach einem Verleger, der so tollkühn sein würde, das ruchlose Machwerk zu publiciren.

Endlich übernahm eine kleine Firma in Schlesien die Pathenstelle.

Die Art und Weise, wie Gustava mir aus Anlaß dieser pessimistischen Flugschrift gegenüber trat, setzte mich höchlich in Erstaunen.

Noch entsinne ich mich der Einzelnheiten jenes Abends, an dem ich ihr die Brochüre gedruckt überreichte. Wir saßen vor dem Kamin, die Füße wider die

eiserne Rampe gestemmt, halb von dem Schimmer der Ampel und halb von den prasselnden Flammen beleuchtet. Sie hatte ein wenig geblättert und hielt jetzt das Buch nachdenklich in der Hand, als ströme ihr die Fluth der Ideen und Empfindungen in überreichlicher Fülle.

So hold und liebreizend, wie in dieser träumerischen Versunkenheit, war sie mir noch niemals erschienen. Jener spöttische Zug, der während der ersten Zeit unseres Pariser Aufenthaltes noch oft um ihre Lippen zu spielen pflegte, war jetzt völlig verschwunden. Es lag etwas Sanftes, ich möchte beinahe sagen Frommes, in diesem tiefklaren Auge, und ab und zu legte sich statt des früheren Trotzes ein leichter Flor von Trauer über ihr Antlitz.

So saß sie da, und ich neben ihr, von dem Zauber ihrer Erscheinung gebannt, stumm, anbetend... Die Götter mögen mir's bezeugen, ich bin niemals ein sentimentaler Liebhaber gewesen, aber in diesem Augenblicke fühlte ich Etwas von jenem Enthusiasmus, der nach allen Hyperbeln greift, um die Geliebte in den Himmel zu heben. Wie eine längst vergessene Jugenderinnerung, wie ein Traum zog es durch meine Seele... Ja, es war doch süß und wonnevoll, sich dem Rausch der Illusion rückhaltslos hinzugeben, und alle Ueberlegung, alles Besinnen in den Abgrund eines großen, verzehrenden Gefühles zu schleudern!

Nach einer langen, seligen Pause reichte mir Gustava die Hand und sah mir forschend ins Auge.

— Ich wollte, Du hättest das nie geschrieben, sagte sie schwermüthig.

— Vor einigen Monaten warst Du noch anderer Ansicht, erwiderte ich. Du nanntest die Arbeit damals ein Meisterwerk...

— Versteh' mich recht, warf sie mir hastig ein. Alles, was zur Entzifferung der dunklen Geheimschrift, die wir Leben nennen, beigebracht werden kann, hast Du klar und überzeugend verwerthet. Die Wahrscheinlichkeit, daß uns ein sehr trauriger Text vorliegt, ist in Folge Deiner Untersuchungen fast zur Gewißheit geworden. Und doch, und doch . . . ich gäbe ein Jahr meines Lebens darum, wäre die Studie da eine Novelle oder ein Epos...

— Du hältst es also nicht für verdienstlich, die Wahrheit zu fördern? fragte ich bitter.

— Nein.

Dieses Nein klang so brüsk, so überzeugungstief, daß es unmöglich einer paradoxen Laune entsprungen sein konnte.

— Nein? wiederholte ich; und weßhalb nicht?

— Weil das Glück nur im Irrthum beruht.

— Der Grund ist hinfällig.

— Der Grund ist entscheidend. Was frommt es dem

armen Gefangenen, der seinen Kerker bis zur Stunde für eine Villa gehalten, wenn Du ihn über seine wahre Situation aufklärst. Meiner Ansicht nach bist Du sogar verpflichtet, ihm den tröstenden Wahn zu lassen, falls Du nicht gleichzeitig die Kraft besitzest, die Fesseln der Gefangenschaft zu lösen.

— Die Philosophie kümmert sich nicht um das Behagen des Individuums, versetzte ich ernst. Wer die große Frage des Seins behandelt, der will nicht glücklich machen, sondern erkennen.

— Und was hilft schließlich alle Erkenntniß? Wir sind und bleiben an das Leben gekettet und müssen die Bahn durchwandern, gleichviel, ob wir zweifeln oder glauben. Mich dünkt, die wahre Weisheit sollte darauf bedacht sein, die Abgründe der Existenz möglichst zu verhüllen, anstatt sie aufzudecken. Wahrlich — (hier begann ihre Stimme zu zittern) — mein Verstand ist nach wie vor von der Nichtigkeit des Lebens durchdrungen, aber seit ich Dich kenne, habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß sich selbst in dieser Nichtigkeit ein Glück finden läßt.

Und wieder starrte sie ernst und gedankenvoll in die lodernden Flammen.

— Ueberhaupt, fuhr sie nach einer Pause fort, Du glaubst nicht, wie sehr mich das letzte Jahr in meinem ganzen Wesen verändert hat.

Sie sah mich fast trotzig an. Ich merkte wohl, es geschah, um ihre tiefe Bewegung zu verbergen.

— Wie so? fragte ich.

— Das ließe sich schwer in Worte fassen, aber ich fühle, daß mein Empfinden sich umgestaltet, wie eine Landschaft im Frühling. Wenn ich bedenke...

Sie erröthete heftig. Ihre weißen Finger spielten wie fiebernd zwischen den Blättern des halb aufgeschlagenen Buches.

— Was hast Du? forschte ich theilnehmend, indem ich ihr das Haar aus der Stirne strich.

Sie wandte sich ab und brach plötzlich in Thränen aus.

— Vergib mir, sagte sie schluchzend. Es hat zu lange und zu schwer auf meiner Seele gelastet. Du weißt, daß mir die Welt und ihre Meinung gleichgültig ist... aber Du! Ach, Paul, könnte ich meine Vergangenheit mit dem eigenen Herzblut zurückerkaufen, es geschähe mit Freuden!

Der Sturm der Gefühle schien sie zu überwältigen. Sie erhob sich und eilte ins Nebenzimmer.

Schweigend sah ich ihr nach. Eine dumpfe, unsägliche Pein schnürte mir die Brust zusammen. Was ich im Lauf der Monate halb vergessen hatte, das machte jetzt mit einem Male sein unabweisliches Recht geltend. Die Erschütterung wirkte um so qualvoller, als meine Liebe zu Gustava von Tag zu Tag ernster und tiefer ge-

worden war. Bei der Heldin eines frivolen Abenteuers können gewisse Antecedenzien pikant erscheinen: bei der Geliebten unseres Herzens bereiten sie uns die furchtbarsten Stunden. Vergeblich suchte ich mir einzureden, mein Schmerz sei ein Vorurtheil: die Stimme des Gemüthes, die Verzweiflung, die Selbstverachtung war mächtiger als die philosophische Ueberzeugung. Ich sank wie vernichtet in den Sessel, den Gustava vor wenigen Minuten verlassen, und preßte laut stöhnend das Antlitz in beide Hände.

Da plötzlich fühlte ich, wie ein bebender Arm meine Kniee umklammerte. Ich sah auf. Die stolze Verächterin des Lebens lag vor mir am Boden, zitternd, schluchzend und zagend, ein Bild des unsäglichsten Jammers.

Ihr Anblick schnitt mir ins Herz. Von Mitleid und Liebe überwältigt, beugte ich mich hernieder, um die Weinende aufzurichten.

— Vergib, o vergib mir! hauchte sie mit verlöschender Stimme. Ich erhebe ja keine Ansprüche. Nur als Deine Sklavin laß mich die gleiche Luft mit Dir athmen!

— Gustava, Du rasest! Wer hat Dir einen Vorwurf gemacht?

— O, Dein Schweigen war beredter als tausend Anklagen!

Ihr Haupt sank willenlos an meine Schulter.

Fast eine Woche verstrich, ehe sie die frühere Unbefangenheit und Klarheit wieder erlangt hatte.

Im Laufe des folgenden Monats entwarf ich die ersten Gesänge meines „Edwin“.

Die Grundidee dieses Werkes dankte ich einem glücklichen Einfall Gustava's; und da hier das Originelle wesentlich in der Idee liegt, so darf ich wohl sagen, daß Gustava die eigentliche Urheberin meines literarischen Erfolges war.

Auch während der Arbeit stand ich rückhaltslos unter ihrem seelischen Einfluß. Wenn sie mir nicht am Tisch gegenüber saß und mir ab und zu einen freundlichen Blick gönnte, so schlich die Feder nur mühsam über das Blatt und alle Farben verbleichten. Jede neue Strophe las ich ihr vor, um ihr Urtheil zu hören. Dann feilte und milderte ich, bis sie zufrieden war.

Noch vor wenigen Tagen habe ich im „Edwin“ geblättert. Das seltsame Buch muthet mich an wie ein Vermächtniß...

Jeden Vers hat die Geliebte mit eigener Hand ins Reine geschrieben, jede Sylbe habe ich zehnmal aus ihrem theuren Munde vernommen!... O schnöder, wahnsinniger Verrath!

Es war in den letzten Tagen des April — zwei

Jahre nach unserer Flucht aus Neapel. Ueber dem Häusermeer der Seinestadt blaute der herrlichste Frühlingshimmel. Von einer lange verhaltenen Sehnsucht nach Freiheit und Baumgrün überwältigt, beschlossen wir, mit dem ersten Dampfboot nach Auteuil zu steuern, dort zu frühstücken und den Tag im Bois de Boulogne zu verbringen.

Gegen vier Uhr Nachmittags, also um die Zeit, da die Pariser le tour du lac unternehmen, brachte uns der Zufall in die Nähe der Corsofahrer. Nur wenige Schritte von unserem Pfad abseits rollte die glänzende Wagenkolonne an den Buchen und Fichten vorüber. Eben wollten wir aus dem Dickicht treten, um das immer neue und interessante Schauspiel aus erster Hand zu genießen, als Gustava mich heftig am Arm faßte.

— Graf Lagonjeff! raunte sie mir ins Ohr . . .

In der That, er stand unmittelbar vor uns, und jetzt wandte er den Kopf. Ich wollte ihm ausweichen, — aber er hatte uns schon erkannt und grüßte mit vieler Zuvorkommenheit. Auch schien er durchaus nicht gewillt, so ohne Weiteres an uns vorüberzuwandern.

Ich hätte das Unangenehme nur verschlimmert, wenn ich geradezu umgekehrt wäre. So geschah denn, was nicht zu vermeiden war: der Pole trat auf uns zu, verneigte sich nochmals und bat mit vollendeter Courtoisie um Entschuldigung, wenn er uns lästig falle. Er schien

übrigens die ganze Situation für selbstverständlich zu halten und trotz der Schädigung, die sein treuer Spielpartner erlitten, keinerlei Rancüne zu nähren.

Anders Gustava. Ich fühlte, wie sie am ganzen Leibe zitterte. Doch beherrschte sie sich hinlänglich, um den Grafen Nichts merken zu lassen.

— Freut mich ungemein, Sie so wohl zu sehen, rief Lagonjeff nachdrücklich. Hundertmal habe ich mir den Kopf zerbrochen, wie es dem jungen Paar inzwischen ergangen sein möchte. Bitte ganz unterthänigst, gnädige Frau, — einem alten Weltmanne gegenüber keine Befangenheit! Mon Dieu, ça me connaît! Man lebt ja nicht in Carcassonne oder Nancy!

Der Graf schien sich während der acht Wochen seines Pariser Aufenthaltes von Grund aus gallisirt zu haben. Ueberall flickte er französische Phrasen ein. Seine Gleichnisse und Belege waren sämmtlich der Sphäre französischer Denkweise entlehnt.

— Es ist nun einmal nicht zu ändern, sagte ich, halb zu Gustava, halb zu Lagonjeff gewandt. Für beide Theile wäre es ohne Zweifel erwünschter gewesen, dieses Zusammentreffen hätte nicht stattgefunden...

— O ganz im Gegentheil, unterbrach mich der Pole. Was mich betrifft, so gebe ich Ihnen die Versicherung...

— Gewiß, Herr Graf, ich will ja durchaus nicht in Abrede stellen... Aber Sie begreifen...

Lagonjeff bestrebte sich, ein möglichst feinfühliges Lächeln über die Lippen gleiten zu lassen.

— Ich bitte Sie, sagte er achselzuckend, ich, der ich pour ainsi dire die Rolle Ihres Vertrauten gespielt habe!

Gustava wechselte die Farbe.

— Und vollends jetzt, fuhr der Pole fort, da die gnädige Frau auch nach den strengsten Begriffen des Rechts vollkommen frei und ihre eigene Herrin ist!

Ich stutzte. Wir waren inzwischen abseits in das Gehölz gewandelt. Eine Bank, die am Wege stand, lud zur Rast ein. Ich bat Gustava, ein paar Augenblicke zu verweilen und mir ein vertrauliches Wort mit dem Grafen zu gönnen. Sie willfahrte schweigend, während Lagonjeff mir nach einer benachbarten Lichtung folgte.

— Ich wiederhole Ihnen, Herr Graf, begann ich zögernd, es ist mir überaus peinlich...

— Ich verstehe Sie, gab er höflich zurück. Mais enfin, que voulez-vous? Das ist der Lauf der Welt, und wer eine aventure in Scene setzt, der muß auch die kleinen Consequenzen ertragen.

Ich biß mir ärgerlich auf die Lippe, denn sein Vorwurf traf mich nicht ungerecht.

Theoretisch war ich der kühnste Pessimist unter der Sonne. Jedes Wort meiner philosophischen Abhandlung genügte, um mich bei allen Gutgesinnten auf den Scheiterhaufen zu bringen: aber in der Praxis schien ich trotz

aller Emancipationsgelüste nach wie vor ein Sklave der Sitte zu bleiben. Nicht ohne Beklommenheit trat ich einem Mann gegenüber, der da wußte, wie keck ich das äußerliche Gesetz mit Füßen getreten hatte. Es war weniger um meinetwillen, als wegen Gustava. Der Gedanke, daß dieser oberflächliche, fade Geselle das Weib, das ich liebte, zweideutig belächeln durfte, war mir unerträglich. Und nun mußte ich mir obendrein die fatale Lektion ertheilen lassen.

Ich war nahe daran, die kaum begonnene Unterredung abzubrechen und dem Polen ohne Weiteres den Laufpaß zu geben, als ich mich zur rechten Zeit daran erinnerte, was ich eigentlich gewollt.

— Herr Graf, sagte ich mit fester Stimme, Sie sprachen vorhin... Sie behaupteten, Gustava sei frei. Wie verstehe ich das?

— Sehr einfach, erwiderte er. Sie wissen doch...?

— Kein Wort weiß ich!

— Wie, im Ernst? Sie wären hier ganz ohne Verbindung mit der Heimat?

Abermals fühlte ich etwas wie Beschämung. In der That hatte ich über meine Beziehungen zu Gustava und über den Ort unseres Aufenthaltes das strengste Geheimniß beobachtet. Briefe von meinen Angehörigen empfing ich nur selten und auf großen Umwegen. Freunde hatte ich keine, denn Du, der Einzige, dem ich mich ohne

Rückhalt hätte anvertrau'n können, tratest kurz nach dem entscheidenden Ereigniß Deine große Weltfahrt an. Im Uebrigen weiß ich nicht, ob ich selbst Dir gebeichtet haben würde. Die Voraussicht einer freundschaftlichen Ermahnung hätte mich vielleicht auch hier zum Schweigen genöthigt. So lebten wir denn völlig vereinsamt; Niemand kannte uns; selbst dem Commissär des Quartiers hatte ich meinen wahren Namen verheimlicht.

Ich gab auf die Frage des Grafen eine ausweichende Antwort und bat ihn wiederholt um nähere Aufklärung.

Lagonjeff schüttelte den Kopf.

— Ich begreife Sie nicht, sagte er nachdenklich. Es müßte für Sie doch von ganz besonderem Interesse sein.... Wie ich wenigstens die Sache aufgefaßt habe....

— Was dachten Sie?

— Ma foi, man entführt doch nicht eine Frau, um ein paar Wochen Amor und Psyche zu spielen. Ein solcher Eklat legt immer die Absicht einer dauernden Gemeinschaft nahe. Nun, ich kann mich täuschen, — aber wunderbar bleibt es doch, daß Sie sich so gar nicht um den betrogenen Ehegatten gekümmert haben. Doktor Meersburg ist seit drei Monaten anderweitig verheirathet.

Unwillkürlich machte ich Halt.

— Was, anderweitig verheirathet? wiederholte ich in gedehntem Tone.

— Wie ich Ihnen sage. Sie scheinen überhaupt keine Ahnung davon zu haben, daß die Wunde nicht gar so tief ging. Anfangs zwar tobte er schrecklich; aber es war mehr die Wuth über die erlittene Kränkung, als der Schmerz um das verlorene Liebesglück. Entre nous, ich glaube, daß er sich schließlich ganz wohl fühlte, so ohne Weiteres von seiner Gattin loszukommen. Die Beiden paßten absolut nicht zu einander.

— Ich bin Ihnen sehr dankbar für diese Eröffnungen, stammelte ich verwirrt. Nach Allem scheinen Sie das freundschaftliche Verhältniß zu Meersburg fortgesetzt zu haben.

— Pah, rief er achselzuckend, das wäre zu viel behauptet. Der Doktor war ein guter Gesellschafter und ein Meister im Whistspiel; aber hiermit sind wir zu Ende. Offen gestanden, er nahm mir sein Schicksal viel zu leicht. Aber nun dürfen wir die gnädige Frau nicht länger allein lassen. Sie erlauben doch, daß ich mitkomme?

Lagonjeff's Zudringlichkeit war mir im höchsten Grade empfindlich. Ich zögerte mit der Antwort.

— Wahrhaftig, sagte der Graf, indem er sich verdrießlich den Bart strich, es thäte mir aufrichtig leid, wenn ich so ohne jeden vernünftigen Grund auf die Ehre Ihres Umgangs verzichten sollte. Lassen Sie doch um

Himmels willen diese thörichte Befangenheit! Sie bleiben noch längere Zeit in Paris?

Ich bejahte.

— Eh bien, ich ebenfalls! Wie reizend, wenn wir ab und zu ein Stündchen verplaudern könnten! Machen Sie die Sache kurz: ich weiß nicht anders, als daß Sie seit einem halben Jahre verheirathet sind. Das wird Ihre .... Frau Gemahlin beruhigen

Ich fühlte, wie mir das Blut nach dem Gehirn brodelte. Bei Licht betrachtet, war sein Vorschlag indeß ganz zweckentsprechend, und da ich trotz meines Sträubens ein unwiderstehliches Verlangen trug, ihn etwas eingehender über Meersburg auszufragen, so sagte ich Ja.

— N'est-ce pas? schmunzelte er selbstgefällig, so macht sich die Geschichte ganz einfach —? Und damit Sie Ihrer Frau Gemahlin ungezwungen die nöthigen Instruktionen ertheilen können, werde ich jetzt drüben am Hauptwege mein Portefeuille verloren haben. Au revoir! In fünf Minuten bin ich wieder bei Ihnen.

Mit einer graziösen Handbewegung schritt er von dannen, während ich wie im Traum auf Gustava zueilte.

— Der Graf läßt mir keine Ruhe, sagte ich stotternd, indem ich mich neben sie auf die Bank niederließ. Er besteht darauf, uns zu begleiten.

Gustava runzelte die Stirne.

— Auch mir ist seine Gesellschaft höchst unangenehm,

fuhr ich wie entschuldigend fort, aber ich kann ihn nicht geradezu abweisen! Er wäre im Stande, mir aus Rache einen hämischen Streich zu spielen. Ich habe mir unterdessen erlaubt... Du mußt nicht böse sein, es geschah nur, um Dir die Situation weniger peinlich zu machen...

— Was hast Du gethan? fragte sie verwundert.

— Ich habe gesagt, wir seien verheirathet.

Sie erbleichte.

— Es ist gut, entgegnete sie kalt. Freilich sehe ich nicht ein, was wir mit dem Herrn zu verhandeln haben.

— Ich auch nicht. Aber vielleicht frommt es uns Beiden, wenn wir aus der bisherigen Zurückgezogenheit heraustreten.

— Wie Du willst.

Ich benutzte die wenigen Minuten bis zum Erscheinen Lagonjeff's, um ihr mitzutheilen, was ich von dem Schicksale Meersburg's erfahren. Sie nahm das äußerlich sehr gleichgültig auf; aber ich merkte wohl, wie tief sie erregt wurde. Die unerwartete Kunde gab unserem Verhältniß einen wesentlich neuen Charakter. Wir fühlten dieß Beide, ohne uns darüber auszusprechen.

Als sie den Grafen durch das Buschwerk heranschreiten sah, drückte sie eine Sekunde lang die Hand auf die Augen. Dann aber hatte sie das klare, sonnige Wesen, das ihr eigen war, vollständig wiedererlangt.

Zwei Stunden später bestiegen wir am Landungsplatz von Auteuil das Dampfschiff.

In Paris angelangt, nöthigte uns Lagonjeff, ihn zu Brébant zu begleiten, wo wir ein ganz behagliches Souper einnahmen.

Erst gegen Mitternacht trennten wir uns. Gustava, die den Weg nach der Rue Racine zu Fuße zurücklegen wollte, hing schweigend an meinem Arme.

Was mochte in diesem unergründlichen Herzen vorgehen?

Woche um Woche verstrich. Von dem, was Lagonjeff mir an jenem Nachmittage im Bois de Boulogne eröffnet hatte, war mit keiner Sylbe die Rede. Und doch fühlten wir Beide, daß es Jedem von uns stündlich vorschwebte.

Ich litt unter dem Druck eines geheimen Schuldbewußtseins. Streng genommen, war es für Gustava beleidigend, daß ich jetzt, da sie doch frei geworden, keinerlei Anstalten traf, diesem Provisorium ein Ende zu machen. Mochten wir Beide immerhin die äußere Weihe unseres Bundes als eine leere Förmlichkeit betrachten: die beiden Jahre unseres Zusammenseins hatten uns gelehrt, daß es Nichts weniger als bequem und zweckmäßig ist, solchen Aeußerlichkeiten zuwider zu handeln. Eine innere Stimme rief mir zu, es sei meine Pflicht, das Weib, das ich liebte, auch vor der Welt als die Meinige

anzuerkennen und ihr die tausend Kränkungen und Beschämungen zu ersparen, die nicht ausbleiben konnten, sobald unser Geheimniß an den Tag kam.

Auf der andern Seite bäumte sich mein ganzes Wesen gegen diese Vorstellung auf. Wie? Ich sollte Die zur Genossin meines Namens erheben, die in schnöder Verachtung aller Weiblichkeit.... Daß ich ihren Besitz auf illegitime Weise erobert, — darüber hätte ich mich ohne Weiteres hinweggesetzt; aber noch klang mir ihr entsetzliches Wort im Ohr: Sie sind nicht der Erste...

Es überrieselte mich eiskalt, wenn ich die Möglichkeit erwog, daß ich als ihr Gatte vielleicht Demjenigen einmal begegnen könne, der vor mir... Ich wagte den Gedanken nicht auszudenken; aber solche Anwandlungen genügten, um mir die Idee einer Heirath ein für alle Mal in den Staub zu ziehen. Es ergriff mich dann eine dumpfe Wuth gegen die Unglückliche, der ich meinen Zwiespalt zur Last legte. Alles — so sagte ich zu mir selbst — Alles verzeiht der Mann dem Weibe, das er liebt, nur das Eine, Entsetzliche nicht, — auch dann nicht, wenn er in dem ganzen chaotischen Treiben der Liebe nur die schlauen Stratageme eines geheimnißvollen Naturwillens erblickt. Hier ist der Instinkt mächtiger als die Einsicht: wer zu vergessen im Stande ist, der dankt diese beneidenswerthe Fähigkeit nicht der Kraft seines Intellekts, sondern der Schwäche seines Charakters.

Ach, mein Freund, ich ahnte nicht, wie schlecht dieses Raisonnement in den Text meines sonst so schroffen Glaubensbekenntnisses paßte! Ich träumte von Stolz und Charakterstärke, wo es sich nur um Feigheit und Ohnmacht handelte. Ja, es war Feigheit, elende, bejammernswürdige Feigheit, die mich hinderte, über Gustava's Vergangenheit den Schleier der Großmuth zu breiten. Die Furcht vor dem spöttischen Grinsen eines Fremdlings, der mir vielleicht nie in den Weg treten würde, wog schwerer, als alle Eingebungen der Vernunft. Ich lag in den Banden des Scheins und der Selbsttäuschung und suchte mir einzureden, ich sei ein Heros.

Wenn ich dann wieder Gustava's mildes, anspruchsloses Wesen beobachtete, wenn ich sah, wie ihr ganzes Ich nur in meinen Interessen aufging, wie jeder Gedanke, jeder Hauch ihres Lebens mir angehörte: dann kam ich mir vor wie ein Ungeheuer, und brennende Qual zerfraß mir das zuckende Herz, das sich von den Banden des Vorurtheils nicht loszureißen vermochte.

So standen die Dinge, als ich eines Nachmittags durch heftiges Klingeln in der Arbeit gestört wurde.

Da wir mit Niemanden Umgang pflogen, und selbst mit Lagonjeff nur auf neutralem Boden zusammenkamen, so ereignete sich eine solche Unterbrechung nur äußerst selten. Um so widerwärtiger berührte sie mich. Beim

Klang der Schelle hatte ich das dunkle Gefühl, als könne im nächsten Augenblick eine Persönlichkeit vor mir stehen, der ich mein Verhältniß zu Gustava zu verbergen Ursache hätte. Wer konnte wissen, wie der Zufall hier spielte? Wenn z. B. mein trefflicher, aber philiströs gesinnter Oheim, der mir allerdings brieflich versprochen hatte, keinerlei Nachforschungen anzustellen, zu der Ueberzeugung gelangt war, eine höhere Pflicht zwinge ihn, dieser Zusage untreu zu werden? Konnte er nicht in den übermüthigen Phantasieen des „Edwin" meine Art und Weise erkannt und dem Verleger die Adresse des Autors abgelockt haben? War es nicht möglich, daß ein guter Freund mich auf dem Boulevard gesehen und im Gedränge bis an meine Wohnung verfolgt hatte?

Dieß Alles zuckte verdrießlich durch mein Gehirn, sobald der fatale Laut an mein Ohr schlug; und nachgerade war ich so peinlich nervös geworden, daß ich nur mit Widerstreben die Schnur zog, wenn ich selber von einem Ausgange heimkehrte.

Eben wollte ich aufstehn und öffnen; aber Gustava war mir zuvorgekommen. Ich hörte, wie draußen eine kräftige Baßstimme in schlecht accentuirtem Französisch nach Monsieur Erdmann fragte. Die Stimme kam mir bekannt vor, ohne daß ich im ersten Augenblicke gewußt hätte, wer und woher.

Gustava führte den ungebetenen Gast in das Vorzimmer und überreichte mir dann gleichmüthig eine Karte.

— Der Herr behauptet, ein alter Schulkamerad von Dir zu sein, fügte sie wie entschuldigend hinzu.

— Friedrich Petersen, las ich stirnrunzelnd. Und hast Du gesagt, daß ich zu Hause bin?

— Ja.

— Aber Du weißt doch, daß ich ein für alle Mal...

— Ich weiß, unterbrach mich Gustava, aber der Mensch hat mich überrumpelt. Sein ganzes Benehmen war überhaupt so zudringlich und ironisch, daß ich sofort alle Haltung verlor.

— Wie so? fragte ich verwundert.

Sie gab keine Antwort, sondern ließ mich allein. Ich eilte nach dem Vorzimmer, um Friedrich Petersen herüberzuholen.

Er umarmte mich stürmisch.

— Hab' ich Dich endlich? rief er mit dem Ausdruck eines ungeheuchelten Jubels. Seit einem Jahr strenge ich Alles an, um Dir auf die Fährte zu kommen!

— Du? Und weßhalb?

— Pah! Du fragst noch? Meinst Du, ich wüßte nicht Alles? Aber sei ohne Sorge! Vorläufig habe ich reinen Mund gehalten, denn wenn ein Mensch seine Anonymität so ängstlich wahrt wie Du, so kann sich Jeder an den fünf Fingern abzählen, daß gute Gründe vorliegen.

— Ich verstehe Dich nicht.

— Du verstehst nicht? lachte Petersen gutmüthig. Aber ich bitt' Dich um Alles, mir gegenüber wirst Du doch die Komödie nicht fortsetzen wollen? Du bist der Verfasser dieses famosen Poems, dieses „Edwin"! Ein grandioses Werk, so wahr ich Petersen heiße. Dreimal hinter einander hab' ich es durchgelesen, und mir bei jeder Seite zwanzigmal die Trommel gehalten. Das ist Humor! Das ist Komik! Wenn unsere Kritikaster nur halb so viel Witz in ihren dicken Schädeln hätten, wie Du im kleinen Finger, so würden sie Dich einstimmig für den größten Dichter aller Zeiten und Völker erklären. Sophokles! Was frag' ich zum Beispiel nach Sophokles! Seine Chorgesänge haben mir mehr Flüche entlockt; als sie Versfüße enthalten! Schiller! Du lieber Gott! Ein überwundener Standpunkt! Aber Du! Schau' mich nur nicht so über alle Begriffe stupid an! Es ist mein voller Ernst, und wenn Du mir jetzt noch ableugnen willst, daß der „Edwin" aus Deiner Feder stammt, so bist Du werth, daß man Dich bei lebendigem Leib in den Reichstag wählt.

— Aber woher weißt Du....?

— Dumme Frage, auf Ehre, strohdumme Frage! War ich nicht in Prima ein ganzes Semester hindurch Dein Nachbar? Hast Du nicht damals während der lateinischen Stylübungen das wundervolle Poem auf Rabagas, den

langen Grammatiker, concipirt? Ich habe mir das Ding damals aufgehoben und es hundertmal mit immer steigendem Wohlgefühl durchgepaukt. „Edwin“ und „Rabagas“ verhalten sich aber zu einander wie der Ochse zum Kalb, sans comparaison, und obendrein lautet eine Strophe der Epopöe mit dem Schluß des „Rabagas“ beinah' identisch. Nein, amicissime! Wer unerkannt bleiben will, der muß klüger zu Werke gehen. Aber, wie gesagt, ich war diskret genug, meine Entdeckung für mich zu behalten. Journalisten und Kritiker zerbrachen sich die Köpfe darüber, wer hinter diesem Don Spavento maskirt sein möge; aber anständig, wie ich bin, hielt ich trotz aller Versuchung das Maul. Nur im Stillen leistete ich mir den Schwur, ich müsse Dich sobald als möglich von Angesicht zu Angesicht sprechen und Dich meiner ungeheuchelten Hochachtung versichern. Nochmals, Du hast mir einen Genuß bereitet, wie ich ihn seit dem Tage, an welchem ich die Maturitätsprüfung bestand, nicht wieder gekostet habe. Gratias tibi ago quam maximas!

Die Wärme und Aufrichtigkeit seines Wesens löf'te mein anfängliches Mißbehagen in Wohlwollen auf. Ich hieß den ehrlichen Burschen Platz nehmen und fragte dann, wie er zu meiner Adresse gekommen.

— Durch einen glücklichen Zufall, erwiderte er freudestrahlend. Der Verleger war nicht zu überreden, aus der Schule zu plaudern; aber was die Götter in ihrem Rathe

beschlossen haben, das geht doch in Erfüllung. Eine Geschäftsreise . . .

— Du hast Geschäfte? unterbrach ich ihn. Womit befassest Du Dich?

— Nun, Du weißt doch, daß ich in Züllichau eine chemische Fabrik dirigire.

— Ah richtig! versetzte ich höflichkeitshalber, obgleich ich mich niemals um sein Thun und Treiben gekümmert hatte.

— Ich komm' also nach Paris, um einige der größeren Etablissements in Augenschein zu nehmen. Es handelt sich um eine wichtige Verbesserung. Bis zur Stunde ward nämlich das kohlensaure Natron . . .

— Verschwende die Perlen Deiner chemischen Weisheit nicht so irrationell! Ich vermag solche Darlegungen durchaus nicht zu würdigen. Sag' mir nur kurz und bündig, wie Du auf dem Wege über das kohlensaure Natron zu meiner Adresse gelangt bist?

— Sehr einfach. Ich sitze gestern bei Brébant und stille meinen Wolfshunger an einem köstlichen Poulet rôti, da tritt der unvermeidliche Europabummler, Graf Lagonjeff, an mich heran, schüttelt mir die Hand und fragt mich brüderlich um's Befinden.

— Lagonjeff? rief ich erstaunt. Graf Leopold Lagonjeff?

— Derselbe. Ich lernte ihn vor beiläufig sechs

Jahren in Wiesbaden kennen, wo er mir praktische Anleitungen zur gewinnreichen Betreibung des Trente et Quarante gab. Ich verlor damals zweihundert Friedrichsd'or.

— Nun, der Graf war so indiskret ...?

— Das Gespräch kam ganz zufällig auf den Charakter des deutschen und des französischen Humors. Ich deklamirte ihm eine Stelle aus Deinem „Edwin" und nannte den Verfasser. Das Wort „Rue Racine" war heraus, ehe er wußte, wie ihm geschehen, und da ich ihm schwur, ich müsse Dich um jeden Preis sprechen, so verrieth er mir schließlich auch die Nummer.

Ich biß mir ärgerlich auf die Lippe.

— Und der eigentliche Zweck Deines Besuches? fragte ich etwas zurückhaltend.

Friedrich Petersen kraute sich hinter den Ohren.

— Ja, das ist eine heikle Geschichte, stotterte er mit allen Anzeichen der Verlegenheit. Ich weiß nicht recht, wie und wo ich es anpacken soll, um Dir die Sache möglichst einfach zu Gemüthe zu führen. Siehst Du ... Es liegt auf der Hand ... Dein „Edwin" hat also riesiges Furore gemacht ...

— Du beliebst es so zu nennen. Weiter!

— Aber — wie soll ich mich nur ausdrücken ... ein Moment, ein Gesichtspunkt ... Es macht sich nämlich unleugbar die Thatsache geltend, das Du Dich seit Jahren

im Ausland herumtreibst. Du hast die Fühlung mit der Heimath verloren, und je länger Du die Luft der Fremde athmest, um so schwerer wird dieser Mißstand in die Wage fallen. Das haben auch Leute behauptet, die mehr von der Sache verstehen als ich, und wenn Du das Buch hier zur Hand hast, so will ich Dir an hundert einzelnen Stellen den Nachweis liefern, wie sehr ich Recht habe.

— Die Prüfung der Einzelheiten würde zu weit führen, warf ich ein. Ich bin nur begierig, in welchem Zusammenhang das Alles mit Deinem Besuch steht.

— Nun, das liegt doch nahe. Der Dichter gehört in sein Vaterland. Er wurzelt fest in seinem Volke, wie Dein College Schiller so trefflich bemerkt hat; denn ohne die Nation ist er doch nur eine Saite ohne Resonnanzboden. Kurz und gut, Du mußt je eher, je lieber Dein thörichtes Exil aufgeben und zurück nach Deutschland.

— Fritz, entgegnete ich nachdenklich, es gibt Verhältnisse . . .

— O, ich weiß, was Du sagen willst. Als Lagonjeff merkte, wie ich mit Dir befreundet bin, hat er mir auch in dieser Beziehung die nöthigen Andeutungen gemacht.

Ich wußte nicht, was ich erwidern sollte. Die Worte Petersen's berührten mich über alle Beschreibung peinlich. Nach einer langen, unerquicklichen Pause begann er von Neuem:

— Offen gestanden, ich begreife Dich nicht. Du, dem die ganze Welt offen steht, der nur die Hände auszustrecken braucht, um sein Glück in der Gestalt eines schönen, jungen, reichen und sittsamen Mädchens zu ergreifen, Du, der begabte Poet, den man in allen deutschen Salons verziehn und verhätscheln würde, — Du kettest Dein Schicksal an eine Frau, die . . .

— Ich bitte Dich dringend, fiel ich ihm hastig in die Rede. Niemand hat das Recht, gleichviel in welcher Absicht . . .

Er ergriff meine Hand.

— Du verstehst mich falsch. Es fällt mir nicht im Traum ein, Dich beleidigen oder Deine . . . Freundin herabsetzen zu wollen. Ich glaube gern, daß sie eine Fülle glänzender Eigenschaften besitzt und Dich von Herzen liebt, heißer und treuer, als hundert legitime Frauen jemals geliebt haben. Ich glaube Dir ferner ungeschworen, daß ihr Mann ein Lump von der ersten Sorte war und Nichts Besseres verdiente, als daß Du ihn prelltest. Aber dieß Alles bereitwillig und ohne Rückhalt zugestanden, — Ein sehr ungemüthliches Faktum bleibt Rest: Ihr lebt mit den Forderungen der Gesellschaft in Widerstreit. Paul! Paul! Eine solche Verletzung rächt sich früher oder später durch die peinvollsten Bitternisse! Hier mag die Geschichte zur Noth noch angehen. Diese Lutetia Parisiorum ist eben ein Nest, wo

der Teufel das große Wort führt, und Jeder im Grunde treiben mag, was ihm beliebt. Aber wenn Du nach Deutschland kommst, — und Du mußt nach Deutschland, koste es was es wolle — dann wirst Du einsehen, wie schwer es ist, die Rolle eines Rebellen in allen ihren Consequenzen durchzuführen. Nicht etwa aus moralischen Bedenken... Du lieber Gott, die Welt ist rund und muß sich drehen... ich will sagen, wir sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms. Nein, aus praktischen Rücksichten, aus Gründen der Bequemlichkeit und des Behagens, aus Motiven der inneren und äußeren Glückseligkeit scheint mir ein solcher Geniestreich höchst unzweckmäßig, und ich sage Dir nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß Du in einer deutschen Stadt mit Deiner jetzigen Situation geradezu unmöglich wirst. Entweder — oder! Entweder sind Eure Beziehungen so, daß Du Dich nicht zu scheuen brauchst, die Rolle des Amoroso mit der des Ehegemahls zu vertaüschen: gut! Oder Du hast Deine Gründe, warum Du diesen Wechsel für unpraktikabel hältst: dann muß Euer Zusammenleben ein Ende nehmen. Die bürgerliche Gesellschaft hat doch nun einmal gewisse Normen zu wahren, wenn sie nicht über Nacht bei den Zuständen des Paradieses anlangen will.

Während Friedrich Petersen mir dieß in seiner abgerissenen Weise vordemonstrirte, war ich unablässig bemüht, einen möglichst hohen Grad sittlicher Entrüstung

herauszukehren; aber so sehr ich mich anstrengte, die Rolle des Zürnenden wollte mir nicht geläufig werden. Was frommte alles Sträuben und Schwanken? Petersen sprach nur das aus, was ich mir bewußt oder unbewußt schon hundert Mal zugeraunt hatte. Die Motive, die mir früher nur als flüchtige Empfindungen vorgeschwebt, nahmen jetzt in dem Munde des ehrlichen Freundes eine sehr handgreifliche Gestalt an und schienen mit erschreckender Unwiderstehlichkeit zum Entschlusse zu drängen.

— Siehst Du, fuhr Petersen fort, ich bin kein Schwärmer, aber ich kann Dir nicht schildern, wie wohl ich mich fühle, seitdem ich redlich und nach allen Vorschriften des Gesetzes verheirathet bin. Ich hatte da früher auch so eine Liebschaft, — es war eine dumme Geschichte; ich weiß nicht, ob Du davon gehört hast. Na, ich will den alten Kohl nicht wieder aufwärmen. Was mich diese Affäre an Zeit und Gemüthsruhe gekostet hat, ist unbeschreiblich. Und dabei ewig die Idee, es könne so oder so einmal zum Conflikt kommen! Gott verdamme alle Unregelmäßigkeiten! Ich hab's satt bis über die Ohren. Jetzt, seit acht Monaten bin ich glücklicher Gatte, und wenn's gut geht, werd' ich in acht Wochen glücklicher Vater sein. Meine Frau ist ein ganz allerliebstes Kerlchen, und wenn ich sie küsse, so weiß ich wenigstens, daß kein Mensch danach zu fragen hat, und das ist viel werth.

Ueberall kann ich mich in Ehren mit ihr sehn lassen, denn sie trägt meinen Namen, und der Contrakt liegt besiegelt und unterschrieben auf dem Gericht. Diese Legitimität ist ein wohliges Gefühl, sage ich Dir. Seit meiner Hochzeit hab' ich um dreißig Pfund zugenommen, und mein Appetit leistet das Phänomenale. So würde sich auch Deine Leistungskraft, ich meine die geistige, ins Unberechenbare steigern, wenn Du diese heillose Halbverheirathung los wärest. Ich habe zwar selbst kein Talent, aber ich stelle mir doch vor, daß jede störende Nebenempfindung den poetischen Aufschwung hemmen muß. Hab' ich Recht oder nicht?

— Im Prinzip, ja, antwortete ich ausweichend.

— Nun, also! Und wenn Du nun obendrein bedenkst, daß Du streng genommen durchaus nicht edelmüthig gegen die Betreffende handelst — Du nimmst mir das nicht übel, Verehrtester; ich rede, wie mir der Schnabel gewachsen ist . . .

— Bitte, versetzte ich frostig.

— Sieh', flüsterte er, und es klang fast wie Mitleid. — Anfangs wähnt man, die Liebe sei unsterblich. Das ist so der Lauf der Welt: wie man die Masern kriegt, so setzt man sich auch diese Marotte in den Kopf. Aber die Heilung kommt mit mathematischer Zuverlässigkeit. Ist man nun Mann und Frau, dann gebeut schon die Vernunft, den halbverlöschenden Docht nothdürftig im Brennen zu

erhalten. Wo aber die Ehe fehlt, wo keine moralische Nöthigung vorliegt, da ist das Feuer gar bald herabgeflackert, und die frierende Seele sieht sich nach besserem Heizungsmaterial um. Was soll dann aus Deiner jetzt so innig geliebten Freundin werden? Jetzt ist sie vielleicht jung, schön, thatkräftig und kann sich so oder so eine eigene Existenz gründen. Aber später, in drei, vier, fünf oder sechs Jahren, wenn die Rosen ihrer Jugend verblüht sind? wenn die erste Frische des Geistes zu welken beginnt? Aha, nicht wahr, das ist ein Gesichtspunkt, an den Du noch nicht gedacht hast? Mir will es scheinen, als wäre ein solches Verfahren höchst unchristlich, und durchaus nicht mit Dem vereinbar, was der der Ethiker Liebe nennt.

— Du hast großes Talent zum Moralprediger, sagte ich mit erkünstelter Heiterkeit. Aber wenn Du Dich nun täuschtest? Wenn ich den festen Entschluß hegte, mich nie, nie von Gustava zu trennen?

Petersen zuckte die Achseln.

— Wenn, wenn, wiederholte er spöttisch. Mit all' Deinen Conditionalsätzen lockst Du keinen Hund hinter dem Ofen hervor. Das Leben construirt sich nach anderen Prinzipien. So gewiß, als der Tag kam, an dem die heilige Ilios hinsank . . .

— Genug, sagte ich, ägerlich über den Ton, den er anschlug. Ich verkenne durchaus nicht die Redlichkeit Deiner

Absicht: im Uebrigen wirst Du gestatten, daß ich nach eigener Façon selig werde. Das Urtheil der Welt ist mir gleichgültig, und ob ich auf meinen Spaziergängen dem deutschen Pöbel begegne oder dem französischen, das wird für meine schriftstellerische Entwicklung ohne besonderen Einfluß bleiben. Hier, sieh' her — ich deutete auf meinen Bücherschrank — da steht eine Gesellschaft von Deutschen, deren Verkehr mir wichtiger scheint, als der autochthone Kneipenklatsch jenseits des Rheines. Hier sprudelt die Quelle des echten Germanenthums wohl eben so frisch, wie bei Euren Bierseideln.

Friedrich Petersen starrte nachdenklich vor sich hin.

— Ich will Dich nicht weiter belästigen, sagte er endlich mit siegesgewissem Lächeln. Nur um Eins bitte ich Dich: erlaube mir, daß ich Dir von Zeit zu Zeit schreibe! Wir haben uns zwar seit unserer Gymnasialzeit so ziemlich aus dem Gesicht verloren, aber seitdem Du diesen „Edwin" in die Welt gesetzt hast, bin ich Feuer und Flamme für Dich, und Nichts will ich unversucht lassen, um Dich trotz Deines Eigensinns nach Berlin zu locken. Auch ich siedle nämlich im Herbst nach der preußischen Hauptstadt über. Wir haben da eine Fabrik im Bau, ein riesiges Unternehmen... Du sollst sehen, wie brillant wir zusammen auskommen. Berlin ist und bleibt der geistige Mittelpunkt Deutschlands, und wenn wir erst die politische Einheit erobert haben, so wird die Metropole

noch voller aufblühen. Hier in Paris bist Du stets nur der Fremdling.

Petersen schien sich in der That ganz leidenschaftlich für mich zu interessiren. Es wäre undankbar gewesen, hätte ich diese Sympathieen nicht einigermaßen erwidern wollen. Ich erklärte ihm also, die Correspondenz sei mir erwünscht: nur müsse er nach wie vor meinen Aufenthaltsort geheim halten.

— Uebermorgen reise ich ab, sagte der seltsame Schwärmer, als die Unterredung zu Ende war. Sehn wir uns noch einmal?

— Ich bin außerordentlich beschäftigt, versetzte ich zögernd. Du kannst mir auf alle Fälle Deine Adresse geben.

— Hier. Ich erwarte Dich also.

Freundlich nickend verließ er das Zimmer. Ich warf mich langwegs auf den Divan und schloß wie geblendet die Augen.

Am folgenden Morgen fühlte ich mich geistig und körperlich wie zerschlagen. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, die halbe Zusage von gestern wahr zu machen: um so eifriger verarbeitete ich das Erlebte. Ich strengte alle Kraft der Logik an, um die Worte Petersen's zu entwerthen, aber sobald ich gesiegt zu haben meinte, begann die tolle Fehde von Neuem. Und er ist doch im

Recht, raunte mir eine innere Stimme zu; die Zeit wird auch Dich bekehren.

Der armen Gustava theilte ich natürlich von alledem keine Silbe mit. Doch hatte ich das Gefühl, als durchschaue sie mich, — ein Umstand, der meine Stimmung noch mehr verdüsterte.

Nach Verlauf einer Woche erhielt ich einen Brief, in welchem mir Friedrich Petersen alles Das, was er mir mündlich auseinandergesetzt hatte, nachdrücklich wiederholte.

Ich gerieth außer mich. Empört über die inneren Widersprüche, die mich zerfleischten, trug ich meinen Zorn auf Den über, der mir das Vorhandensein dieser Widersprüche zum Bewußtsein brachte. Ich antwortete ihm in einem Tone, der mir geeignet schien, unsere kaum wieder angeknüpften Beziehungen vollständig zu zerreißen.

Ich täuschte mich. Der zweite Brief Petersen's strotzte von Liebenswürdigkeit. Nachdem er den Inhalt meiner „Wuthepistel" ironisch beleuchtet hatte, hieß es weiter: „Ich wußte, daß es so kommen würde; aber das Alles beweist nur, daß Du anfängst, die Gewichtigkeit meiner Gründe zu würdigen. Ich überlasse Dich jetzt vertrauensvoll Deinem Schicksal. Auf Wiedersehn in Berlin!"

Der Sommer verging mir in rastloser Thätigkeit:

aber gerade die Stille des geistigen Schaffens vertiefte den Zwiespalt meiner Seele. In einsamen Stunden malte ich mir aus, wie sich mein Leben gestalten würde, wenn ich dem Drängen der Alltagsvernunft nachgäbe . . . Der bloße Gedanke machte mich schaudern. Alles, was ich war, fühlte und leistete, hatte ich dem Einfluß meiner Gustava zu danken. Sie jetzt zu verlassen, nachdem ich wenigstens äußerlich ein bedeutsames Ziel erreicht, das schien mir der schnödeste Treubruch, der je ein menschliches Herz entehrt. Der Erfolg des „Edwin" — ihres Edwin — gewann jetzt von Stunde zu Stunde an Ausdehnung: ich war das Ereigniß des Tages geworden. Trotz der überwuchernden Breite der Politik und des Börsenspiels fand man Zeit, mich über Nacht in die Cohorte der Classiker aufzunehmen. Der Ruhm ist zwar ein nichtiges Ding, aber das Gefühl des Gelingens, mit dem Bewußtsein des Könnens gepaart, gießt unleugbar ein wohliges Etwas in die Seele, und lehrt uns für Augenblicke vergessen, was uns das Mark zerfrißt. Urtheile selbst, ob ich ein Recht hatte, mir den niederträchtigsten Undank vorzuwerfen.

Und doch . . .

Es war zum Wahnsinnigwerden.

In den ersten Novembertagen erhielt ich nach langer Pause wieder ein umständliches Schreiben von Petersen.

Er hatte sich seinem Vorhaben gemäß in der preußischen Metropole angesiedelt und alsbald einen lebhaften geselligen Verkehr eingeleitet. Nachdem er mir seine neue Existenz ausführlich geschildert, fuhr er folgendermaßen fort:

— Sechs Jahre meines Lebens gäb' ich darum, wärst Du ehvorgestern in der Soirée bei dem Grafen Tönnig gewesen. Wie sie den kleinen Höpfner um seiner „Veronika" willen fêtirt haben! Es war ein förmlicher Gottesdienst. Mir zuckte es fortwährend in den Nerven, und um's Haar hätte ich in die Corona gerufen: Ihr Narren, laßt doch den Tanz um das goldene Kalb! Ich besitze einen Freund, dem die ganze deutsche Literatur nicht das Wasser reicht! — Scherz beiseite! Ich versichere Dich, Du würdest hier eine Stellung einnehmen, die der eines berühmten französischen Autors in Paris wenig nachgäbe. Du bist es Dir und Deiner schriftstellerischen Entwicklung schuldig, daß Du jetzt einmal Ernst machst und Dein Vagabundenthum an den Nagel hängst. Die Einlage wird Dich überzeugen, daß Du auch in äußerlicher Beziehung Alles vorfindest, was zum Behagen eines civilisirten Menschen nothwendig ist. —

Die letzten Worte bezogen sich auf einen Geschäftsbrief, der dem Geplauder meines Freundes beigefügt war. Das Schreiben kam von einem der ersten Verleger der Hauptstadt und lautete wörtlich wie folgt:

Hochverehrter Herr!

Ohne Ihren Namen und Ihre Adresse zu kennen, erlaube ich mir, Ihnen das Nachstehende ganz ergebenst zu unterbreiten. Wie mir Herr Doktor Petersen mittheilt, wären Sie nicht abgeneigt, die Leitung eines größeren literarischen Unternehmens zu acceptiren. Ich benöthige für meine „Literaturzeitung" einer schriftstellerischen Kraft ersten Ranges, da der gegenwärtige Chefredakteur im April des kommenden Jahres einem Rufe nach Wien folgen wird. Ich darf voraussetzen, daß mein Blatt Ihnen bekannt ist, und sehe mich daher aller weiteren Auseinandersetzungen überhoben. Neben der redaktionellen Leitung würde Ihnen ab und zu die Lieferung eines kritischen Beitrags obliegen, und behalte ich mir vor, dieserhalb das Nähere mit Ihnen zu vereinbaren. Als jährliches Gehalt offerire ich Ihnen die Summe von dreitausend Thalern. Durch baldgefällige Mittheilung Ihres Entschlusses würden Sie mich zu besonderem Danke verpflichten! —

Die Stimmung, in die mich dieses Schreiben versetzte, war eine trostlose. Ich fühlte, daß es bei meinen Verhältnissen geradezu Wahnsinn gewesen wäre, den Antrag abzulehnen; aber gleichzeitig empfand ich als innere Gewißheit, daß mit meiner Uebersiedelung nach Berlin Gustava's Schicksal besiegelt sei. Die Alternative, vor die mich Petersen bei seinem ersten Besuche gestellt

hatte, war dann nicht mehr zu umgehen, und wie mein Entschluß ausfallen würde, darüber blieb mir kein Zweifel übrig . . .

Fast eine Stunde lang saß ich so in dumpfer Niedergeschlagenheit über einem Aktenstück, das hundert Andere mit Jubel begrüßt hätten. Endlich trat Gustava, die sich bisher im Nebenzimmer aufgehalten, zu mir heran und fragte mich, was sich ereignet habe.

Ohne ein Wort zu erwidern, reichte ich ihr die beiden Briefe hin.

Sie las. So scharf ich sie auch beobachtete, ich vermochte in ihren Zügen keinerlei Veränderung wahrzunehmen. Als sie fertig war, legte sie die Papiere ruhig auf den Tisch und sah mir prüfend ins Antlitz.

— Was sagst Du dazu? begann ich zögernd.

— Seltsame Frage, erwiderte sie mit fester Stimme. Es versteht sich von selbst, daß Du annimmst.

— Meinst Du . . .?

— Unbedingt. Eine glänzende Stellung, ein Wirkungskreis in der Heimath und die volle Freiheit und Unabhängigkeit, — wahrlich, es wäre sündhaft, wolltest Du nur einen Augenblick zögern.

— Aber Du! fuhr ich heftig heraus, ohne zu überlegen, was ich sagte.

Sie erbleichte —, aber schnell gefaßt gab sie zur Antwort:

— Ich? Was habe ich mit der ganzen Sache zu schaffen?

— Gustava! rief ich vor Aufregung bebend, ich kann diese Komödie nicht länger ertragen! Ich habe Dich und mich elend gemacht!

— Du? O nein! Was ich that, war mein freier Entschluß. Ich allein trage die Folgen.

Ich ergriff ihre Hände.

— Höre mir zu, sagte ich gepreßt, während ich dem Blick ihrer ernsten, blauen Augen wie ein schuldbewußter Verbrecher auswich... Das ruchlose Wort muß heraus, so peinvoll es auf den Lippen brennt... Gustava, es kann nicht länger so fort gehen! Was soll aus uns werden, wenn ich wirklich diesem Ruf in die Heimath Folge leiste? Unter welcher Form willst Du in eine Gesellschaft treten, die, engherzig und von blinden Vorurtheilen befangen, Alles verdammt, was sich nicht unter das Joch ihrer Sitten beugt?

Es entstand eine lange, trostlose Pause. Gustava's Augen schimmerten feucht, und ihre Lippen zuckten und zitterten wie im Fieber. Dann sagte sie wehmüthig, aber ohne jeden Anflug von Bitterkeit: — Ich verstehe Dich!

Das Herz brach mir fast in Stücke beim Anblick des seelischen Kampfes, der sich trotz aller Willenskraft so unverkennbar in ihren Zügen malte.

Erst nach geraumer Zeit schien sie fähig, die peinliche Frage eingehend in Erwägung zu ziehen.

Sie erklärte mir, daß sie längst beobachtet habe, was in mir vorgehe. Es sei gut, daß es nun endlich zum Durchbruch gelange. Sie kenne nur Einen Wunsch: — mein Glück. Alles Andere sei ihr werthlos und gleichgültig. Wenn sie in meiner Nähe leben und athmen dürfe, so frage sie nicht darnach, unter welcher Bedingung dies geschehe. Sie habe längst darauf verzichtet, sich als Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft zu fühlen.

Der Himmel weiß, was ich ihr erwiderte. Es ist ein qualvolles Ding um den Dialog, wenn beide Theile Das, was sie denken, lieber verschweigen als aussprechen möchten. Aber allmählig kam doch etwas mehr Klarheit in die verworrene Situation, und wir entschieden uns endgültig für einen Verhaltungsplan, der mich jetzt wie eine Unmöglichkeit anmuthet, wenn ich ihn so mit dürren Worten hier auf's Papier schreibe.

Gustava gab sich völlig in meine Hand. Nur Eines verlangte sie als Vorbedingung: ich müsse auf den Antrag des Berliner Verlegers sofort eingehen. Sie wolle mich nach Deutschland begleiten und dem Zufall überlassen, wie sich unsere Verhältnisse gestalten würden.

Als wir Alles verabredet hatten, war mir zu Muthe, als sei unser Beider Todesurtheil besiegelt.

Meine Aufgabe wird von Minute zu Minute pein-

licher. So sehr man auch abgestumpft sein mag, ein gewisser Rest von Selbstliebe bleibt dem Verzweifeltsten, und Niemand gibt es sich gerne schriftlich, daß er ein elender Wicht ist. Doch es sei! Ich will mir unumwunden die eigne Verachtung ins Gesicht schleudern. So glaubst Du vielleicht an die Wahrhaftigkeit meiner Reue.

Reue! Ein ohnmächtiges, erbärmliches Wort! Nur ein Schuft fühlt Reue. Wahrlich, ich muß es weit gebracht haben in der Schuftigkeit, denn es wühlt mir Tag und Nacht in der Seele und wird mich zu Tode hetzen...

Von jenem Tage an, da ich mit Gustava über die Zukunft gesprochen, vermieden wir ängstlich jede Veranlassung, die auf das trostlose Thema zurückführen konnte. Gustava schien sogar heiterer als sonst. Sie lachte und scherzte und genoß jeden Augenblick unseres Beisammenseins mit der Unbefangenheit eines offenen, reinen Gemüthes.

Nur einmal überzeugte ich mich, daß jenes Zwiegespräch in ihrem Herzen noch lange nicht ausgeklungen war.

Wir lasen die wunderbar tiefsinnige Dichtung von Hermann Grimm: „Die Schlange". Der Inhalt paßte in mannigfacher Beziehung auf unsere Lage. Der Held reitet um die Abendzeit durch die Steppe und findet ein Mädchen, das er zum Weibe begehrt. Sie erklärt ihm, sie sei eine Youkha und nicht würdig, die Seine zu

werden. Aber der Jüngling besteht auf seinem Willen und führt sie heim. Jahrelang leben die beiden Gatten in stiller Glückseligkeit. Der junge Mann, von der Schönheit und der Tugend seines Weibes hingerissen, glaubt nicht mehr, daß er eine „Schlange" geheirathet. Er hält es für undenkbar, daß ein Wesen von ihrer Vollkommenheit die menschliche Gestalt nur anlege, wie ein Kleid. Da kommt ein Fremdling ins Haus und raunt dem Gatten zu, es drohe ihm die höchste Gefahr. Die Youkha, die er geehelicht, warte nur das siebente Jahr ab, um ihn zu tödten. Der Wandrer gibt dem erschrocknen Gemahl die erforderlichen Weisungen, wie er sich von der wahren Natur der Youkha überzeugen und ihre Pläne vereiteln könne. Die angestellte Prüfung scheint zu bestätigen, daß der Fremdling Recht hat. Der Gatte entschließt sich, die Youkha beim Brodbacken zu überfallen und in die Flammen zu stoßen.

Der Frevel gelingt.

— — — — — — — Da ertönt es
Flehentlich von Innen. Liebster! ruft es,
Wehe mir! Was thust Du, o mein Gatte?
Hab' ich denn die Treue Dir gebrochen?
Hab' ich Dich erzürnt? Hab' ich nicht immer
Dich geliebt von Herzen, die Gewänder,
Die Du trägst, gewoben, nicht Dein Lager
Weich gedeckt? Hab' ich in langen Nächten
Nicht die Stirn gekühlt Dir, wenn Du krank warst?
Hast Du nicht so oft, an meinem Busen

Ruhend, mir erzählt, wie Du mich liebtest?
Hast Du nicht den Tag gesegnet, wo Du,
Mich gefunden, mich auf's Roß gehoben?

— — — — Ja, eine Schlange bin ich,
Doch Du wußtest's. Hab' ich Dich belogen?
Wolltest Du mich dennoch nicht zum Weibe?
Zwangst mein Schicksal, da ich widerstrebte?
Hätt'st Du nicht die Treue mir gebrochen,
Still an Deiner Seite lebend wär' ich
Da zu Dem geworden, was Du liebtest.
Aus den Adern wäre mir geschwunden,
Was mich von Dir schied; verwandelt wär' ich,
Ohne daß Du's ahntest, rein geworden.
Ohne, daß Du's wußtest, hätt' ich ewig
Abgestreift die Schuppen und den Schauder,
Den der Gottheit Wille mir verliehn hat.

Und nun wird die Stimme schwächer und schwächer, um endlich ganz zu verlöschen. Der unglückliche Gatte aber, von wahnsinniger Sehnsucht und Reue ergriffen, bricht ohnmächtig zusammen, während der Fremdling die Asche der Verbrannten in alle Winde zerstreut.

Gustava hatte mir das ergreifende Gedicht mit immer wachsender Erregung vorgelesen. Als sie geendet, war der Sturm ihrer Gefühle nicht länger zu beschwichtigen. Sie brach in wildes, leidenschaftliches Schluchzen aus und ließ mich allein.

Das eben ist der Fluch des Menschenlooses, daß die Erfahrung der Früheren niemals den Späteren zu Gute

kommt. Nur was wir am eigenen Ich erlebt und bis auf die Hefe ausgekostet haben, nur das zwingt uns den vollen Glauben ab. Alle Weisheit der Welt geht an der Hartnäckigkeit unserer Verblendung in Splitter. Jeder Einzelne hält sich für privilegirt; jeder Einzelne meint, gerade bei ihm werde das ewig vollgültige Gesetz eine Ausnahme machen.

Im April des folgenden Jahres siedelten wir nach Berlin über.

Wir bezogen in der Louisenstadt eine gemeinsame Wohnung; doch so, daß die Zimmer Gustava's von den meinigen völlig getrennt waren.

Das gab von vornherein unangenehme Auseinandersetzungen und war überhaupt in mehr als einer Beziehung verfehlt. Aber ich hatte mich inzwischen mit dem Gedanken, Gustava völlig aufzugeben, von Tag zu Tag vertrauter gemacht; und gerade der Schmerz, den ich bei diesem Entschluß fühlte, trug dazu bei, mir das Armselige meiner Handlungsweise bis zur Unkenntlichkeit zu verhüllen. Ich schwindelte mich in die Stimmung eines gewissen Heroismus hinein, der mein Unheil wesentlich beschleunigte.

Je rascher und unmittelbarer ich durch Friedrich Petersen in die Geselligkeit der Großstadt eingeführt wurde, um so unerträglicher schienen mir die Fesseln meiner Situation.

Jedesmal, wenn ich zu Gustava zurückkehrte, empfand ich ihren stillen, freundlichen Blick wie einen unausgesprochenen Vorwurf.

In der That, — bedeutete nicht jede Sekunde, die ich ohne sie im Kreis fremder Familien verbrachte, eine blutige Kränkung?

Und doch war sie sanft und demüthig wie je. Kein Wort der Klage oder der Bitterkeit kam über ihre Lippen; selbst dann nicht, wenn ein ganzer Tag verstrich, ohne daß sie mich zu Gesichte bekam.

Friedrich Petersen hatte keine Ahnung, daß unser Verhältniß noch fortbestand. Feig, wie ich war, vermied ich es, mich an der Seite Gustava's öffentlich sehen zu lassen, und eine direkte Frage hatte ich mit Nein beantwortet.

Die Stellung an der Literaturzeitung entsprach durchaus meinen Wünschen. Ueberhaupt hätte ich eine leidliche Existenz führen können, wenn der entsetzliche Alp dieser ungeklärten Situation mir nicht bleischwer auf allen Nerven gelastet hätte. Ein plötzlich hereinbrechendes Unglück ist Nichts im Vergleich mit einer kleinlichen Sorge, die ewig nagt und wühlt und uns jede Stunde des Daseins vergiftet.

In Petersen's Gattin lernte ich ein reizendes, unschuldiges Geschöpf kennen, — die verkörperte Lebenslust, die reinste, wolkenloseste Gläubigkeit. Ihren Mann und

ihr Kind vergötterte sie mit gleicher Leidenschaft. Ein Philosoph meines Schlags konnte sich freilich von Rechtswegen durch diese Schwärmerei nicht bethören lassen; aber ich war seit der letzten Zeit so hundertfältig von der Norm meiner Ueberzeugungen abgewichen, daß ich mich auch hier willenlos dem Instinkt überließ.

Petersen schien mir ein beneidenswerthes Leben zu führen. Was er mir in Paris vorgeschwatzt hatte, war blaß gegen die Wahrheit, die ich jetzt mit eigenen Augen sah. Kein Zweifel, er liebte seine Frau zärtlich. Ueberhaupt schien er sich in seiner Häuslichkeit so grundwohl zu fühlen, daß ich den glühendsten Neid empfand.

Mehr noch. Er durchschaute mich und redete mir wiederholt zu, sobald wie möglich seinem Beispiel zu folgen.

— Ich habe Dir schon in Paris mit der Myrte gedroht, sagte er mir eines Tags lachend, und komme nun ernstlich darauf zurück. Es bleibt dabei: Nichts geht über eine solide, christlich-germanische Ehe. Sobald der erste Rausch Deiner literarischen Triumphe vorüber ist, mußt Du Umschau halten bei den Töchtern des Landes. Ich habe mir bereits einige Fälle notirt, die sich für Deine Privatzwecke eignen könnten.

Es ist mir noch räthselhaft, wie dieser Mensch eigentlich dazu kam, seine ganze Energie so hartnäckig auf Das zu concentriren, was er mein Glück nannte. Schon sein

Enthusiasmus für meine literarische Laufbahn war befremdend. Du weißt aus eigener Anschauung, daß ich mit Petersen nie einen ernstlichen Berührungspunkt hatte. Aber es gibt eine Sorte von Charakteren, die irgend ein Steckenpferd reiten müssen, das sie dann in erbaulichen Selbstgesprächen für ihren sittlichen oder providentiellen Beruf erklären. In diese Kategorie gehören die berüchtigten alten Jungfern, die sich die Vermittelung von Herzensangelegenheiten zur Aufgabe machen. Petersen schien an einer ähnlichen Monomanie zu leiden. Hatte er sich bisher in der Rolle eines literarischen Gönners gefallen, so setzte er sich jetzt in den Kopf, mir die Wege zu einer „guten Partie" zu bahnen. Aeußerlich betrachtet, griff er seine Unternehmungen stets mit einer gewissen Leichtigkeit und Gemüthlichkeit an; aber die Consequenz, mit der er an seinen Plänen festhielt, hatte etwas Phänomenales. Ich erfuhr jetzt nachträglich aus halben Andeutungen, daß die Geschichte mit der Literaturzeitung von A bis Z ein Werk seines rastlosen Eifers war. Er hatte den früheren Redakteur beseitigt und den Verleger für meine Person interessirt. Jetzt arbeitete er mit derselben Hartnäckigkeit an meiner Verehelichung; und da ich jede Zerstreuung willkommen hieß, so hatte er verhältnißmäßig ein leichtes Spiel. Ich machte trotz der ungünstigen Saison eine Reihe von Bekanntschaften, die Petersen für höchst zweckentsprechend erachtete.

Schlau wie er war, vermied er es grundsätzlich, meine Sympathieen irgend beeinflussen zu wollen. Er kannte sehr wohl die uralte Wahrheit, daß die Absicht nirgends mehr verstimmt, als in Angelegenheiten des Herzens. Hier entscheidet nicht der Entschluß, sondern die Schickung.

Theurer, einzig geliebter Freund! Das waren Tage der Haltlosigkeit und des Schwankens, des Grolles und der Verzweiflung! In besonders düsteren Momenten empfand ich etwas wie Haß gegen Gustava, — um gleich darauf vor Wuth und Scham über mich selbst in sinnloses Toben auszubrechen.

Sie selbst blieb sich nach wie vor gleich. Nur eine gewisse Zurückhaltung ließ mich ahnen, daß auch sie unter den Verhältnissen leide und eine Aenderung herbeisehne.

Es ward Herbst, und die großstädtische Geselligkeit, die während der Sommermonate geschlummert hatte, erwachte zu neuem Leben.

Petersen schien die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß seine bisherigen Versuche, mich in die Fesseln der Ehe zu schlagen, ohne Erfolg bleiben würden. Er sann daher auf neue Gelegenheiten und ließ unsere bisherigen „Freunde" treulos im Stich.

Dießmal schien es ihm besser zu glücken. Nie werde ich das triumphirende Lächeln vergessen, das über sein

breites, wohlgenährtes Gesicht spielte, als ich ihm zugestand, Fräulein Emma von Dürenfeld sei in der That ein holdes, liebenswürdiges Kind. Bis jetzt hatte er auf solche Fragen stets nur ein kaltblütiges Achselzucken geerntet. Er begriff sofort, was dieser Umschwung bedeuten könne und strengte Alles an, um mich auf dem einmal betretenen Wege fortzuschieben.

Fräulein Emma war die älteste Tochter einer sehr reichen und angesehenen Familie, die ein prächtiges Haus in der Viktoriastraße bewohnte und ein gewisses Interesse für Kunst und Literatur besaß.

Frau von Dürenfeld konnte für das Ideal einer distinguirten Matrone gelten. Einige vierzig Jahre alt und vortrefflich conservirt, schien jeder Zug ihres Wesens eine Illustration des Goethe'schen Wortes: „Erlaubt ist, was sich ziemt." Vor allem Excentrischen, Ungewöhnlichen, Gesetzwidrigen hatte sie eine heilige Scheu; conservativ vom Scheitel bis zur Zehe, schwärmte sie, soweit ihre ruhige Natur dieß erlaubte, für das gute, alte Recht, für wahre Frömmigkeit und echt christlichen Familiensinn. Dabei hielt sie sehr auf die äußerliche Form, und wenn Christus gesagt hatte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", so schien ihr diese Bemerkung für die damaligen kirchlichen Verhältnisse recht passend, ohne daß die Gegenwart dadurch engagirt werden könnte. Die

üppigste Seide umfluthete ihre vollschwellenden Glieder, und der Brillantschmuck, der ihre Soiréen durchleuchtete, verlieh ihr etwas Königliches. Für Humor und Laune absolut unempfänglich, betrachtete sie die komische Poesie im Wesentlichen als eine Entartung. Auch in meinem „Edwin" hatte sie nur die ernst gehaltenen Stellen lesenswerth gefunden, diese aber in so hohem Grade, daß sie mir wiederholt ihre leidenschaftliche Bewunderung ausdrückte.

Emma's Vater harmonirte mit Frau Eugenie in jeder Beziehung. Auch er war ein vornehm-preußisches Gemüth, das den Namen des Königs nie über die Lippen brachte, ohne „Seine Majestät" hinzuzufügen. Daneben verstand er indeß einen kernigen Scherz zu würdigen, und wenn man sich näher mit ihm befreundete, so merkte man, daß hier die strenge Beobachtung der Etikette weniger einem innerlichen Bedürfniß, als der Rücksicht auf die gebieterischen Wünsche der Gattin entsprach.

Er begrüßte mich gleich am ersten Abend mit unverhohlener, fast väterlicher Sympathie, so daß ich das Gesammtbild des Hauses, trotz der steifen Reserve der Mutter, in einer sehr günstigen Beleuchtung erblickte.

Was sich von Emma sagen läßt, das ist in den beiden Worten enthalten, mit der ich die Frage Petersen's beantwortete: sie war ein holdes, liebenswürdiges Kind. Kaum achtzehn Jahre alt, von reizender Unerfahren-

heit, aber klug und willig zu allem Guten, sah sie gleich von Anbeginn mit einer Verehrung zu mir empor, die mich fast beschämte.

Ehe vier Wochen vergingen, hatte sich unausgesprochen, aber deßhalb nicht minder thatsächlich, ein Verhältniß zwischen uns angesponnen, das von ihren Eltern bemerkt und, wie ich aus hundert kleinen Zügen errathen mußte, nicht ungern gesehen wurde.

Petersen schien auch hier wieder die Hand im Spiele zu haben. Wenigstens konnte ich mich wiederholt überzeugen, daß er hinter meinem Rücken damit beschäftigt war, die Zuverlässigkeit meines Charakters zur Geltung zu bringen.

Kurz, ich verstrickte mich in ein Netz, das ich halb wünschte und halb fürchtete. Ehe ich mich's versah, war das entscheidende Wort gesprochen.

Du wirst keiner sonderlichen Phantasie bedürfen, um Dir meinen Zustand ausmalen zu können.

Ich war verlobt, — verlobt mit der Tochter eines reichen, angesehenen Hauses, verlobt mit einem reinen, unschuldigen Mädchen, das mich über Alles liebte und beim Himmel nicht verdient hatte, daß ich sie schon im Beginn unseres Brautstandes in empörender Weise betrog . . .

Auf der anderen Seite die Verpflichtungen gegen ein

unglückliches Geschöpf, dem ich Alles verdankte, was ich geworden war, und das ich zum Lohne dafür nun lieblos verstoßen wollte.

Hätte mir nicht ein unseliger Wahn alle Kräfte des Urtheils gelähmt, so hätte ich eingesehen, daß Gustava durch kein anderes Wesen ersetzt werden konnte. Ich hätte begriffen, wie sehr ich mich über die Vorzüge Emma's täuschte. Ich wäre mir klar gewesen, daß die Neigung sich nicht wechseln läßt, wie man ein Kleid wechselt. Aber der Irrsinn des Optimismus hatte mich bereits zu unwiderruflich in seinen Strudel gelockt; das reiche, geachtete Haus, die makellosen Verhältnisse, die unbescholtene Jugend meiner Braut und die Hoffnung, von dem dumpfen, wühlenden Bann der letzten drei Jahre erlöst zu werden, vereinigten sich zu einer unwiderstehlichen Macht: — ich unterlag.

Am Abend des zweiten Februar sah ich Gustava zum letzten Mal.

Des Tags darauf that ich den entscheidenden Schritt, und zwar brieflich.

Zu rücksichtsvoll oder zu feige, um ihr ein offenes Geständniß meiner Erbärmlichkeit abzulegen, suchte ich eine Reihe halbwahrer Motive zusammen, und stellte die ganze Sache fast so dar, als handle ich in ihrem Interesse.

Zu meiner Verwunderung erhielt ich noch an demselben Abend eine Antwort, die ebenso gefaßt als verständig klang.

Sie schrieb, daß sie dieses Ende seit lange vorausgesehen; auch hege sie keinen Groll gegen mich. Sie hoffe, daß sie durch diese Versicherung den letzten Rest von Unruhe, den die Trennung mir verursachen könne, beseitigt habe. Was ihr eigenes Schicksal betreffe, so werde sie sich mit der neuen Lage der Dinge schon zurechtfinden.

Die nächsten acht Tage verstrichen mir in dumpfer, energieloser Ohnmacht. Ich hatte mir die „Befreiung" von dem „Druck", der seit so langer Zeit auf meinem Bewußtsein gelastet, ganz anders vorgestellt. Je klarer ich meine Enttäuschung einsah, um so trostloser ward mir zu Muthe. Alles um mich her schien seine natürliche Farbe verloren zu haben. Die Schätze der Zukunft, die ich mir noch vor Kurzem so verführerisch ausgemalt, erwiesen sich jetzt, da sie mir näher gerückt waren, als ganz gewöhnliches Hausgeräth.

So mußte ich, der stolze, eingebildete Denker, zu meinem schmerzlichen Staunen an mir selbst die Erfahrung machen, die ich längst in meiner Abhandlung über den Pessimismus als Theorem aufgestellt hatte: daß es nämlich nur unser Wunsch ist, der den Dingen ihren Werth und Reiz verleiht, und daß die Dinge naturgemäß ihre Bedeutung einbüßen, sobald dieser Wunsch aufhört.

Immer und immer wieder die alte Tragikomödie, immer wieder der Zwiespalt zwischen dem Hirn und dem Herzen, dem Wissen und Wollen! Jahrtausende mögen ins Grab steigen: der neugeborene Tag glaubt immer wieder an seine Unsterblichkeit, und erst der Abend belehrt ihn, daß auch er das gemeinsame Loos seiner Brüder theilt.

Gleichviel, der Würfel war nun einmal gefallen, und die trübselige Stimmung, die mich beherrschte, konnte vorübergehn. In der That schien der Rausch der Zerstreuungen, in die ich mich jetzt mit verdoppelter Hast stürzte, einen beschwichtigenden Einfluß auszuüben. Meine Verlobung mit Emma von Dürenfeld legte mir in dieser Beziehung keinerlei Schranken auf. Emma's Mutter schien es im Gegentheil darauf anzulegen, die letzte Saison, in der ihre Tocher brilliren konnte, noch recht auszunutzen. So jagte denn eine Festlichkeit die andere, bis der beginnende Frühling dem glänzenden Treiben ein Ende machte.

Kaum wieder zur Besinnung gelangt, merkte ich, daß die Leichtherzigkeit, in die ich mich hineingeschwindelt hatte, nur eine künstliche war. Sobald ich mich allein befand, machte die Vergangenheit unabweislich ihr Recht geltend. Eine unendliche Sehnsucht nach Gustava stahl sich erst halbverschleiert, dann klar und unverkennbar in mein

verödetes Herz ein, und das Bild Emma's fand keinen Raum mehr neben dem bleichen, schmerzlichen Antlitz der Verlorenen. Alle Erinnerungen wurden lebendig: jede Stunde, die ich an ihrer Seite verbracht, gewann ein neues, vergeistigtes Dasein.

Ich durchstöberte meine Papiere. Ueberall fand ich Spuren ihres Waltens, überall Zeilen von ihrer Hand, Notizen und Aufzeichnungen, die da bewiesen, wie völlig sie sich an meine Bestrebungen hingegeben hatte.

Ich nahm meinen „Edwin" zur Hand. Jedes Wort rief mir den Klang ihrer Stimme zurück; jede Silbe war mit ihrem innersten Wesen verknüpft.

Ich dachte an das stille Zimmer in Paris, wo wir so oft Hand in Hand vor dem Kamine gesessen und Luftschlösser gebaut wie gläubige Kinder. Ich schaute im Geist ihre treuen, unergründlichen Augen. Sie schienen mich ernst und vorwurfsvoll anzublicken und mir die Worte aus dem orientalischen Märchen Hermann Grimm's zu wiederholen:

— — — Hab' ich in langen Nächten
Nicht die Stirn gekühlt Dir, wenn Du krank warst?
Hast Du nicht so oft, an meinem Busen
Ruhend, mir erzählt, wie Du mich liebtest?

Und dann sah ich wieder die bebende Gestalt, wie sie weinend zu meinen Füßen lag und mir im Kampf der Verzweiflung die Kniee umklammerte... Wie liebreich

hatte ich sie getröstet! Wie heilig schwur ich ihr, ewig, ewig... Und jetzt?

Ach, ob die unauslöschliche Sehnsucht auch ihr Herz verzehrte, wie das meinige? . . .

Kaum weniger schmerzlich quälte mich der Gedanke an Emma. War es denn mein Fluch, überall Jammer und Elend zu säen? Welches Recht hatte, ich diesem frommen, gläubigen Geschöpf die Blüthe des Lebens zu knicken?

Und der Tag unserer Verbindung kam näher und näher.

Die Angehörigen Emma's mochten die Veränderung meines Wesens bemerkt haben, aber sie setzten Alles auf Rechnung meines überschwänglichen Glückes.

Ich ergab mich stillschweigend; denn ich war fest entschlossen, von jetzt ab nicht wieder handelnd in mein Lebensschicksal einzugreifen. Mochten die Dinge ihren naturgemäßen Verlauf nehmen!

Es war im Mai. Der Zustand meines gequälten Gemüths hatte sich in jeder Beziehung verschlimmert. Tag und Nacht schwebte mir Gustava's Bild vor der Seele. Wenn nicht bald eine Erlösung eintrat, so mußte ich wahnsinnig werden.

Petersen hatte mein Geheimniß mit wunderbarem Scharfblick errathen. Er drang in mich, und so bekannte ich ihm die volle Wahrheit. Nun bot er Alles auf, um

mir Trost und Heilung zu bringen. Er hoffte zuversichtlich, der Sturm werde sich legen, sobald Emma unwiderruflich die Meine sei. Dieser Ansicht entsprechend, hielt er's für seine Pflicht, unsere Verbindung möglichst zu beschleunigen.

Er besuchte mich fast täglich, und ich hatte das Gefühl, als geschähe es, um mich zu controliren. Offenbar fürchtete er eine Unbesonnenheit.

So kauerte er eines Abends, die Cigarre im Mund, auf meinem Divan, und sah schweigend zu, wie ich die letzten Zeilen eines kritischen Aufsatzes zu Papier brachte. Seit Monaten mußte ich mich stets zur Arbeit zwingen: ich schrieb nur das Nothwendigste und schob die Vollendung in schlaffer Unthätigkeit bis zum äußersten Termine hinaus.

Jetzt erfüllte sich das Verhängniß. Ach, seit lange hatte es wie eine düstere Ahnung um meine Seele geschwebt! Ich empfing einen Brief Gustava's, der also lautete:

Mein einzig geliebter Paul!

Mit übermenschlicher Kraft habe ich gerungen, aber ich ertrage es nicht! Fern von Dir, ist mir das Leben qualvoller als der Tod.

Ich bin von Dir gegangen mit dem Muthe einer Verzweifelten: ich wollte mein unsägliches Weh stumm in der Brust begraben — um Deiner Ruhe willen.

Ich weiß, was sich inzwischen ereignet hat. Niemand kann Dein Glück heißer und sehnsüchtiger wünschen als ich: aber der Gedanke, daß eine Andere Dich besitzen und glücklich machen soll, stößt mir das Herz ab.

Einmal noch will ich Dir sagen, wie unendlich, wie unauslöschlich ich Dich geliebt habe: Du sollst wissen, daß selbst die Verstoßene noch in wandelloser Treue Deiner gedachte, und daß sie Dir freudig und von ganzer Seele vergibt. Ich konnte nicht sterben, ohne Dir diese Worte des Abschieds zugerufen zu haben.

Fürchte nicht, daß ich mein Schicksal beklage oder bereue! Es war ein hohes, ein herrliches Glück, diese flüchtigen Jahre hindurch an Deiner Seite zu leben und am Born Deines Geistes zu trinken. Daß nun Alles zu Ende ist, daß ich nach dem kurzen, sonnigen Frühling hinab muß in die ewige Nacht, um Anderen die Wonne des Lichts zu gönnen, — das ist Menschenloos. Sterbend danke ich Dir für jeden freundlichen Blick, für jedes liebende Wort. Fahr' wohl, mein einzig Geliebter, und zürne mir nicht, daß ich mich noch einmal in die Träume Deiner glücklichen Zukunft eingedrängt habe!

Bis in den Tod

Deine Gustava.

Wie ich mit dem Lesen dieser Zeilen zu Ende kam, ich weiß es nicht. Die Buchstaben verschwammen mir vor

den Augen, das Herz stand mir stille... Ich hörte nur noch einen erschrockenen Zuruf Petersen's. Dann ward es dunkel um mich her: ich verlor das Bewußtsein.

Es war lange nach Mitternacht, als ich wieder zu mir kam. Petersen stand regungslos an meinem Bette...

Ich sah ihm ins Antlitz: er war blaß wie eine Leiche . . .

Und nun begannen Tage und Nächte des Elends, deren wühlende Marter kein menschliches Wort zu schildern vermag. Alles, was ich Dir sagen könnte, wäre ein lebloses Nachbild dieser ungeheuerlichen, hirn- und herzzerreißenden Wirklichkeit.

Mein Verrath hatte sie in den Tod getrieben, — und ich wußte nicht einmal, in welcher verödeten Kammer sie die zuckenden Augen schloß. Noch war es vielleicht Zeit, das Entsetzlichste zu verhindern; aber Niemand wies mir den Pfad in ihre Verborgenheit. Unthätig mußte ich die Frucht meines empörenden Wahnsinns reifen lassen.

Wir machten den hoffnungslosen Versuch, aber nirgends, nirgends ließ sich auch nur die flüchtigste Spur entdecken. Erst nach vierzehn Tagen erfuhr Petersen durch einen Zufall, daß mein Schicksal besiegelt war.

Was soll ich hinzufügen?

Jetzt erst, nachdem die furchtbare Gewißheit den Nerv meines Lebens durchschnitten, jetzt erst fühlte ich

mit überwältigender Klarheit, was ich an ihr verloren hatte. Alle Zweifel und Bedenken von ehedem schienen mir so unfaßlich, so räthselhaft, daß ich an meinem Verstand irre ward. Ich tobte wie ein Besessener, ich zerwühlte mir das eigene Fleisch, ich suchte mir den Schädel an den Quadern des Mauerwerks einzustoßen. Dann lachte ich wieder grell auf und stürzte mich in tolle Zerstreuungen, um nach wild durchras'ter Nacht nur um so elender und haltloser zusammenzubrechen.

Mein Oheim, der über die wahre Ursache dieses Zustandes völlig im Dunkeln tappte, glaubte an ein nervöses Leiden in Folge geistiger Ueberanstrengung. So beschlossen sie denn, mich nach dem einsamen Dorfe am Ufer des Rheins zu schaffen. Ich widerstrebte anfangs, aber bald zeigte es sich, das ich innerlich so willenlos und ohnmächtig war wie ein Kind. Mochten sie die herz- und geistlose Maschine herumwerfen, wie ihnen beliebte!

Siehst Du, mein glücklicher Freund, das danke ich den Lehren Eurer diabolischen Weisheit. Wäre ich das, was ich war, voll und ganz gewesen, hätte ich meine Ueberzeugungen bis in die letzten Consequenzen verfolgt, — es stünde jetzt anders um mich. Ich hätte die Schmerzlosigkeit erobert, während ich jetzt unter den Qualen des Daseins zucke wie ein Verfluchter.

Warum hing ich noch mit dieser kindischen Bangigkeit an Euren Vorurtheilen?

Warum hatte ich nicht den Muth, das Leben frei und kühn als eine kleinliche Farce zu betrachten, die man ohne Rücksicht auf die Zuschauer leichthin zu Ende spielt?

Warum ließ ich die Stimme der Welt, die ich so gründlich verachtete, in der wichtigsten Frage der Existenz zum Worte kommen?

Mein Pessimismus war eine elende Stümperei, und jede Halbheit führt zum Verderben. Das ist die große Lektion, die ich mit meinem Herzblut bezahle.

Hiermit endigen Paul Erdmann's Aufzeichnungen, insoweit dieselben einen verständlichen Zusammenhang haben. Was noch folgt, sind kurze Aphorismen und Bruchstücke, deren Mittheilung das klar in sich abgeschlossene Bild der vorstehenden Bekenntnisse nur verwirren und beeinträchtigen könnte. Später hörte ich in Berlin aus dem Munde Petersen's, den ich sofort aufsuchte, daß Paul seine Beziehungen zu Emma drei Tage nach Empfang jenes verhängnißvollen Briefes gelöst habe. Ueber ihr weiteres Schicksal konnte ich Nichts in Erfahrung bringen.

Von bitterer Wehmuth ergriffen, trat ich den Heimweg an. Der entsetzliche Zwiespalt, an dem mein unglücklicher Freund zu Grunde gegangen, hatte mich bis ins Mark meines Wesens erschüttert.

Muß eine Weltanschauung, die eine so widernatürliche Zerreißung des Ich's, einen so vernichtenden Conflikt aller Gefühle zur Folge hat, nicht trotz ihrer scheinbaren Evidenz einen verborgenen Fehler enthalten?

Ende des ersten Bandes.

Leipziger Vereinsbuchdruckerei.

Sturmnacht.

Neue Novellen.

Sturmnacht.

Neue Novellen

von

Ernst Eckstein.

Zweiter Band.



Leipzig.
Richard Eckstein.
1878.



Inhalt des zweiten Bandes.

Der alte Schärtlin.

Wenn ich als Knabe in dem botanischen Garten meiner Vaterstadt unter den fremdländischen Riesenbäumen der Hauptallee spielte, oder auf einer der grün gestrichenen Bänke, die an der hohen, epheubewachsenen Mauer standen, Siesta hielt, so gewahrte ich oft in dem Mansardenfenster des anstoßenden Giebelhauses das ernste, fast unheimliche Gesicht eines alten Herrn, der, beide Arme auf die Brustwehr gestützt, zwischen seinen Blumentöpfen hervorlugte und den Blick bald über die Wipfel der Bäume hinaus in die blaue Ferne schweifen, bald auf den bunten Schaaren der Müßiggänger haften ließ, die gleich mir in den blühenden Gartenanlagen vor dem Lärm und Staub der Straße Schutz gesucht hatten. Der alte Herr gehörte gewissermaßen zur Staffage des Parkes. Jahr aus, Jahr ein war er um dieselbe Stunde auf seinem Posten, und wenn er sich lange genug an der frischen Luft und der schönen Aussicht erquickt hatte, so machte er sich an seinen Blumen zu schaffen, begoß sie, entfernte die welken Blätter und band die wuchernden Schößlinge fest. Für uns Kinder hatte diese schweigsame

Regelmäßigkeit etwas Imponirendes. Dabei flößte uns das seltsam unfreundliche Antlitz mit den buschigen Brauen und den fest aufeinander gepreßten Lippen eine gewisse Furcht ein, die durch mancherlei Gebilde unserer jugendlichen Phantasie und durch halbverstandene Geschichten, die wir aus dem Munde der Erwachsenen aufschnappten, gesteigert wurde und bei Einigen von uns in ein vollständiges Grausen ausartete. Jeden Nachmittag um fünf Uhr, mochte nun die herrlichste Sommersonne auf den Dächern liegen oder der eisigste Sturmwind heulen, wandelte der alte Herr im langen, bis an den Hals zugeknöpften Paletot, den riesigen Calabreser fest in die Stirn gedrückt, dem Club zu, wo er eine Stunde lang Zeitungen las und eine Tasse Kaffee trank, die er nachher mit einem eben so alten und grämlichen Kanzleibeamten im Sechsundsechzig herausspielte. Dann fuhr er wieder in seinen graubraunen Paletot, schritt durch die Hinterpforte des Gebäudes dem sogenannten Neuen Weg und dem Glacis zu, machte seinen Spaziergang durch die Stadt und kehrte präcis um drei Viertel auf Sieben in seine Wohnung zurück, wo er, wie das noch spät brennende Licht verrieth, bis kurz vor Mitternacht über seinen Studien aufsaß.

Was er eigentlich trieb, darüber herrschten die verschiedensten Meinungen. Einige sagten, er habe in seiner Jugend große Reisen gemacht, und allerlei Seltenheiten aus dem Pflanzen- und Thierreich mit nach Hause ge-

bracht, die er jetzt in einem umfangreichen wissenschaftlichen Werke verarbeite. Andere behaupteten, er befasse sich mit Alchymie und suche den Stein der Weisen. Noch Andere meinten, er sei ein Dichter und bringe da droben in seiner Einsamkeit die schönsten Dinge zur Gestaltung, die er indeß keiner Menschenseele zu lesen gebe, sondern sorgfältig in seinem Pult verschließe. Was dem alten Herrn von diesem Streit der Meinungen auch zu Gehör kommen mochte, er hielt es jedenfalls nicht der Mühe werth, die Neugierigen aufzuklären. Nach wie vor ging er seinen hergebrachten Gewohnheiten nach, gleich unempfindlich gegen indiscrete Aufdringlichkeiten wie gegen geheime Anfeindungen, an denen es meine lieben Landsleute natürlich nicht fehlen ließen.

Je älter ich wurde, um so mehr schwand die kindliche Furcht, die der Alte mir einflößte, um so entschiedener machte sich ein anderes Gefühl geltend, das sich weder durch den Spott meiner Kameraden, noch durch die abenteuerlichen Historien der Erwachsenen beirren ließ. Dem aufmerksamen und vorurtheilslosen Blick konnte der geheime Zug von Trauer, der um diese scheinbar so schroff abweisenden Lippen lagerte, nicht entgehen, und so setzte ich mir denn unwiderruflich in den Kopf, Herr Schärtlin — so hieß der Alte — müsse ein großes, namenloses Weh erlebt haben, tiefer und gewaltiger denn Alles, was man unter gewöhnlichen Verhältnissen „Unglück“ zu nen-

nen pflegt. Besteht das Vernichtende einer Schickung doch oft nicht sowohl in Dem, was uns heimsucht, als in der Form und Gestalt, ja vielleicht selbst in dem Zeitpunkt, den es sich auswählt. Der Blitz, der uns aus heiterm Himmel trifft, wirkt ungleich zermalmender als der Strahl, den wir seit lange vorausgesehen; das Verhängniß, das uns in trüber, niedergeschlagener Stimmung ereilt, quält uns minder hoffnungslos als der Schmerz, der die gläubige Seele mitten im Traum ihrer Liebe und ihres Vertrauens durchzuckt. Der alte Schärtlin mußte etwas der Art erduldet haben, das stand bei mir fest, — und je weniger Anklang meine Sympathie für den düstern Sonderling zu finden schien, um so mächtiger wuchs sie in meinem Innern.

Der Zufall führte mich mit dem alten Herrn zusammen. Als er eines Morgens wieder an seinen Blumen beschäftigt war, stürzte ein Rosenstrauch, dessen widerspenstige Zweige er mit Gewalt zu bändigen suchte, über die Brüstung und fiel nur wenige Schritte von der Bank, wo ich meinen Virgil las, auf den weichen Grasboden. Ein Blick genügte, um mich das Vortheilhafte der Situation durchschauen zu lassen. Ich steckte mein Buch mit dem unerledigten Pensum in die Tasche, preßte die zersprungenen Scherben, so gut es gehn wollte, an das Erdreich, das an den Wurzeln haftete, und trat freudestrahlend den Weg nach der geheimnißvollen Dachstube an.

Herr Schärtlin empfing mich mit dem Ausdruck einer fast kindlichen Verlegenheit. Doch hieß er mich niedersitzen, belobte mich wegen meiner Dienstleistung und fragte mich, wie ich heiße.

— Fritz Randau, sagte ich stolz, denn es schmeichelte mir, von dem verschlossenen Sonderling gefragt zu werden.

Er bot mir hierauf von den Früchten an, die in einem gemalten Blechkorb auf dem Sims über der Thüre standen.

Mit gesteigertem Selbstgefühl langte ich zu. Dabei ließ ich meine Blicke nach rechts und links durch das Zimmer schweifen. Die Bude war abenteuerlich genug ausstaffirt. Nur drei Meter im Geviert, erschien sie durch die Masse der darin aufgestapelten Möbel, Bilder und Raritäten noch beträchtlich enger. Der große Schreibtisch am Fenster und das alte Spinett, das neben dem Eingange stand, reichten sich fast die Hände, so daß nur ein ganz schmaler Raum für die freie Bewegung übrig blieb. Zwei baufällige Brettergerüste aus rohem Tannenholz, das durch die Länge der Zeit eine Art bräunlicher Politur erhalten hatte, dienten als Repositorien für eine ziemlich werthvolle Büchersammlung. An den Wänden hingen zwei große Lithographien, Newyork und den Hafen von Madeira aus der Vogelperspective darstellend, beide von einer Unmasse kleiner Silhouetten umgeben, deren bunte Mützen und dreifarbige Cerevisbänder bekundeten, daß ihre Ori=

ginale ehedem auf einer deutschen Hochschule das Studium der Wissenschaften betrieben hatten. Waffen und ausgestopfte Vögel, Menschenknochen, Papierrollen und ein verblaßter Globus vollendeten die wunderliche und doch in ihrer Totalität harmonische Ausstattung dieser Eremitenzelle.

Als Herr Schärtlin bemerkte, mit welcher Neugierde ich mich nach allen Seiten hin umschaute, glitt ein seltsames Lächeln über sein graues Gesicht, und die buschigen Brauen zogen sich in die Höhe, daß man das Weiße über dem Augapfel sah.

— Nicht wahr, mein Sohn, versetzte er kopfnickend, das Alles hier kommt Dir recht spanisch vor? Bei Euch zu Hause sieht's wohl nicht ganz so wüst aus, wie hier oben unter dem Dachstuhl? Aber ich bin halt auf das Besuchempfangen nicht eingerichtet.

Ich ward jetzt kecker und trat einen Schritt vor an den Schreibtisch, wo allerlei Papiere wirr durcheinander lagen. Die Hand auf den Eichenknopf der Kante gestützt, versuchte ich über die Blumen, die vor dem Fenster standen, ins Freie zu blicken.

Der Alte schien heute besonders guter Laune zu sein. Kaum hatte er wahrgenommen, was ich beabsichtigte, als er seinen wuchtigen Sessel wegschob und mich aufforderte, auf das Trittbrett vor dem Fenster zu steigen, von wo aus ich unbehinderte Umschau halten könne. Ich ließ mir's

nicht zweimal sagen. Der Anblick, der sich mir bot, war in der That überraschend. Gleich unten die grüne Zauberwildniß des Gartens: rechts und links die Giebeldächer mit ihren Luken und Schornsteinen, ein seltsames Stillleben, von dem der vornehme Bewohner der Beletagen keine Ahnung hat. Weiter abwärts der First des grauen, uralten Polizeigebäudes mit seinem riesigen Storchennest, und daneben, hart an den Park grenzend, der runde Heidenthurm mit seinen Krähen und Dohlen, so genannt, weil der unerbittliche Rath der Stadt hier vor unvordenklichen Zeiten eine Gesellschaft von Heiden, vulgo Zigeunern, in Haft hielt — das war der stimmungsvolle Vordergrund des Gemäldes. Und hinter diesem reizvollen Bilde dehnte sich nun unabsehbar der leuchtende Wiesengrund des Busecker Thales aus, einem prächtigen See vergleichbar, der in schimmernden Halmwellen an die grünen, mit Dörfern besäeten Vorberge anbrandete, während im fernsten Hintergrunde die blauen Linien des Vogelbergs aufragten. Ich begriff jetzt, wie der alte Herr stundenlang an diesem Fenster Rast halten und sich an der stillen, beruhigenden Schönheit der Landschaft weiden mochte. Ein Gemüth, das nach großen Eindrücken und gewaltigen Erregungen verlangt, hätte hier freilich kaum seine Rechnung gefunden; aber die Sehnsucht nach Ruhe, nach Frieden und Selbstvergessenheit konnte sich keine trautere Stätte wünschen.

Als ich mich an dem köstlichen Bilde genugsam gesättigt hatte, wollte ich in das Zimmer zurücktreten, glitt jedoch aus und warf, indem ich mein Gleichgewicht zu wahren suchte, eine kleine schwarze Schatulle zu Boden, die unmittelbar am Fenster auf dem Schreibtisch stand.

Ich bemerkte deutlich, wie Herr Schärtlin erblaßte. Hastig bückte er sich, um das Kästchen wieder aufzunehmen. Meine ängstlich gestammelten Entschuldigungen schien er gar nicht zu beachten. Stirnrunzelnd untersuchte er die Schatulle von allen Seiten und stellte sie, nachdem er sich überzeugt hatte, daß sie keinen Schaden gelitten, sorgfältig auf den alten Platz.

Ich war über diese pedantische Bangigkeit nicht wenig verblüfft. Die ganze Einrichtung des Zimmers schien durchaus nicht auf einen Mann hinzudeuten, der gewöhnt ist, seine Sachen übermäßig zu schonen. Insbesondere trugen die Bücher, mit denen ein Gelehrter gemeinhin am liebevollsten zu wirthschaften pflegt, die Spuren einer ziemlich unvorsichtigen Behandlung. Was konnte ihn also veranlassen, über den kleinen Unfall, der diesem schlichten und offenbar fast werthlosen Kästchen begegnet war, so in Bewegung zu gerathen?

Ich betrachtete mir die Schatulle noch einmal.

Ein längliches Viereck von der Gestalt und Größe eines gewöhnlichen Octavbandes, zwei Zoll hoch, — wie es schien, aus Nußbaumholz und an den Kanten mit dünnen

Plättchen von Messing beschlagen, das war die ganze Herrlichkeit, die in ihrem jetzigen verschabten und verrosteten Zustand von dem wohlwollendsten Trödler auf höchstens drei Groschen veranschlagt worden wäre. Es lag klar zu Tage, daß hier eine Erinnerung im Spiel war, die dem an sich bedeutungslosen Gegenstand eine geheimnißvolle Weihe verlieh. Auch stand in den Zügen des alten Herrn zu lesen, daß diese Erinnerung keine freudige sein könne, denn sein Antlitz hatte sich mit einem Male düster umschattet, und der Blick, mit dem er mich musterte, als ich wieder in das Innere des Zimmers getreten war, blitzte scheu und verstört unter den Wimpern hervor.

Ich mußte ein sehr einfältiges Gesicht schneiden, denn nach einer Weile nickte er wieder, schritt auf mich zu und klopfte mir auf die Schulter.

— Nun, es hat Nichts zu sagen, brummte er gutmüthig. Aber merke Dir's für künftig: wer sich und Andere nicht in Schaden und Verdrießlichkeit stürzen will, muß sich vorsehen.

Diese Weisheitslehre bei einem so geringfügigen Anlaß klang so seltsam, daß ich mich für berechtigt hielt, einen verborgenen Sinn dahinter zu suchen. Einstweilen wußte ich nicht, was ich erwidern sollte. Aus reiner Verlegenheit starrte ich nach einem ausgestopften Ibis, der auf einem Gypspostament über dem Spinett

stand. Das Interesse, das Herr Schärtlin irrthümlich aus meinen Blicken herauslas, gefiel ihm. Er nahm den Vogel herunter, zeigte mir das verstäubte Gefieder lund die angen, knorrigen Beine und erzählte mir wunderbare Geschichten vom Nil und den alten egyptischen Königsgräbern.

Das interessirte mich nun wirklich. Ich lauschte ihm mit so aufrichtiger Bewunderung, daß er mir erlaubte, des andern Tags um dieselbe Zeit wieder zu kommen; aber nur auf ein halbes Stündchen, wie er ausdrücklich bemerkte, denn nachher beginne wieder die Zeit seiner Arbeit.

So wurde ich mit dem alten Herrn in der einsamen Dachstube bekannt, und je öfter ich mit ihm verkehrte, um so lieber gewann ich ihn. Daß die alte Schatulle im innigsten Zusammenhang mit seiner Lebensgeschichte stand, das wurde nach und nach bei mir zur fixen Idee aber niemals wagte ich nur eine Anspielung, geschweige denn eine Frage.

Jahre um Jahre schwanden dahin. Ich bezog die Universität und genoß mit fröhlichen, lebenslustigen Kameraden die Freuden der akademischen Jugend: aber den alten Herrn Schärtlin in seinem stillen Curiositätencabinet vergaß ich nicht. Gar manche Nachmittagsstunde verbrachte ich auf dem gewohnten Sitz an dem blumenumrankten Fenster, bald den Blick in das treue, ehrliche Antlitz

gerichtet und bald hinausschweifend in den schimmernden Wiesengrund und nach den blauen Linien des Horizontes.

Ich verließ die Heimath, um an einer größern Hochschule meine Studien fortzusetzen; aber wenn ich in den Ferien nach Hause zurückkehrte, so verabsäumte ich nie, meinen alten Freund zu besuchen und ihm meine Erlebnisse und Entwürfe, meine Sorgen und Hoffnungen mitzutheilen. Er lächelte dann immer halb freudig, halb wehmüthig, strich mir in unbegreiflicher Rührung über das Haar und nickte, als wollte er sagen: Ja, mein Sohn, ich kenne das, auch ich bin jung gewesen, habe gehofft und Pläne gemacht und mich mit dem Wuste der kleinen Sorgen und Kümmernisse geschleppt, bis die große Sorge kam, die Alles, Pläne, Hoffnungen, Entwürfe und Kümmernisse hinwegfegte wie nichtige Spreu . . .

Er gab mir jetzt auch hin und wieder etwas von Dem zu lesen, was er während der letzten Jahre geschrieben. Er beschäftigte sich mit den verschiedenartigsten Gegenständen. So hatte er seit lange eine wissenschaftliche Monographie über eine gewisse Abnormität in der Knochenbildung unter der Feder, in die er mich trotz meines mangelnden Verständnisses fortwährend einzuweihen bemüht war. Daneben schrieb er kurze Reiseskizzen von großer Beredtsamkeit, und Poesien, die jedenfalls das Verdienst hatten, in hohem Grade originell zu sein. Ueber alle Dem lag derselbe Hauch einer verborgenen Trauer,

der mir von Anfang in seinen Gesichtszügen aufgefallen war. Ich hatte mich indeß nachgerade so an dieses Unenträthselte und Geheimnißvolle in seinem Wesen gewöhnt, daß ich es fast als selbstverständlich hinnahm und weniger als je daran dachte, ihn wegen seiner Vergangenheit auszufragen. War er doch ohnehin, seitdem wir uns ernstlich befreundet hatten, durchaus nicht verschlossen geblieben. Er hatte mir mancherlei aus seinen Jugendjahren und besonders aus seiner Studentenzeit erzählt. An jede der zierlich eingerahmten Silhouetten, die „Madeira“ und „New-York“ umgaben, wußte er eine amüsante oder doch charakteristische Historie zu knüpfen.

Auch seine Reisen, die er theils als Schiffsarzt, theils als Privatgelehrter unternommen, lieferten ihm einen unerschöpflichen Stoff zu Mittheilungen.

Was also in seiner Vergangenheit unaufgeklärt blieb, das mußte er wohl absichtlich im Dunklen lassen, und so wäre es denn mehr als rücksichtslos gewesen, wenn ich das Vertrauen, das er mir schenkte, mißbraucht hätte.

Endlich, nachdem fast zehn Jahre seit jenem ersten Zusammentreffen vergangen waren, erzählte er mir aus freien Stücken, was er der zudringlichen Neugierde wahrscheinlich für alle Zeiten verschwiegen hätte.

Ich habe sein Geheimniß bis heute pflichtschuldigst bewahrt; jetzt aber, da mein unvergeßlicher Freund bereits seit mehr als drei Monaten den ewigen Schlaf schläft,

aus dessen Ruhe ihn keine nachträgliche Enthüllung aufschrecken wird, jetzt — nachdem ich mich überzeugt habe, daß selbst von den Angehörigen der zunächst betheiligten Personen Niemand mehr am Leben ist, jetzt darf ich jene einfache und doch so ergreifende Geschichte zu Papier bringen, ohne zu fürchten, daß die Manen des Verstorbenen mich der Indiscretion zeihen.

Es war in der letzten Hälfte des Monats December. Ich hatte fern am Strande der Ostsee einen behaglichen Wirkungskreis und eine neue Heimath gefunden. Das Weihnachtsfest, das ich während der letzten Jahre mehrmals in der Fremde verlebt hatte, lockte mich unwiderstehlich in die alten, traulichen Räume des Elternhauses. Zwei Tage vor dem heiligen Abend traf ich an den Thoren des winterlich verschneiten Provinzialstädtchens ein und schon am folgenden Nachmittag stattete ich Herrn Schärtlin den gewohnten Besuch ab.

Er hatte sich sehr verändert während der letzten drei Jahre. Das Haar und die buschigen Brauen waren völlig weiß geworden, und die Wangen bedünkten mich weit hohler und welker als bei unserer letzten Begegnung. Doch war er noch ganz der alte, prächtige, liebevolle Freund. Er umarmte mich und wiederholte mir mündlich die Glückwünsche, die er mir bereits brieflich ausgesprochen. Dann hieß er mich niedersitzen und ging ans Werk, auf einer kleinen Blechmaschine Kaffee zu kochen, eine Fertig-

keit, die er sich während des letzten Jahres angeeignet hatte, weil die neue Dienerin — die alte war inzwischen gestorben — nicht im Stande war, seinen Geschmack zu treffen. Mit geschäftiger Eile trug er aus einem kleinen Wandschränkchen zwei große, mit wallenden Tricoloren bemalte Tassen herzu, die, wie die beiden Corpszirkel unter den Fahnenstangen bekundeten, aus seiner Studentenzeit stammten. Dann schob er einen Stoß von Papieren und Büchern bei Seite und breitete über die freigewordene Ecke des Schreibtisches eine kleine Serviette.

— So, Fritz, sagte er, Du mußt schon fürlieb nehmen. Bei uns Einsiedlern ist der Comfort nicht zu Hause.

Ich unterdrückte einen Seufzer, denn ich dachte daran, daß ich ganz dieselbe Betrachtung wiederholt in meiner schmucken, ganz leidlich ausgestatteten Junggesellenwohnung am Ostseestrande angestellt hatte. Schon damals ging ich ernstlich mit dem Verlangen um, Marie, die blonde Tochter des Schloßpredigers, um ihre Beihülfe zur Beseitigung dieses Mißstandes anzugehen, und das liebe Kind hat sich später auch wirklich des Dulders erbarmt und mir die rettende Hand zum Bunde gereicht. Das Loos des armen Herrn Schärtlin aber war mir nie so beklagenswerth vorgekommen als jetzt, da mir selbst eine Vorahnung von jener ungeheuren Einsamkeit aufgegangen war, die sein ganzes Leben beherrschte.

Um ihn nicht merken zu lassen, was in mir vorging, suchte ich einen möglichst frischen und lustigen Ton anzuschlagen.

— Comfort oder nicht, sagte ich lachend, indem ich ihm behülflich war, die Spiritusflamme zu löschen, das sind nur Aeußerlichkeiten. Alles in Allem genommen bleibt der Junggeselle ein beneidenswerthes Geschöpf.

Wäre Herr Schärtlin ein besserer Menschenkenner gewesen, so hätte er schon an dieser einzigen Phrase gemerkt, daß ich verliebt war. Wirklich unbefangene Gemüther, die sich in ihrer Freiheit wohl fühlen, gelangen niemals zu einem so präcisen Ausdruck ihrer Empfindungen, ebensowenig wie der wahrhaft Gesunde von seiner Gesundheit spricht. Erst wenn die Sehnsucht nach einem Bessern in das Herz eingezogen ist, nach einem Bessern, das uns vorläufig noch unerreichlich scheint, erst dann suchen wir uns durch Sophismen die Vorzüge unseres bisherigen Zustandes zum Bewußtsein zu bringen. Herr Schärtlin aber war eine schlichte und in einem gewissen Sinn unerfahrene Natur, die meine Worte für baare Münze gelten ließ und ganz ernsthaft darauf erwiderte:

— Wie man das nimmt, lieber Fritz. In einer Art ist es ganz gut, wenn man seine Neigung an Nichts Vergängliches hängt.

Die Jahre der Trennung mußten den alten Herrn auch innerlich verändert haben, denn so unumwunden

hatte ich ihn noch nie sprechen hören. Jetzt erst fiel es mir ein, daß ich mich nie darum bekümmert hatte, ob Herr Schärtlin wirklich ein Junggeselle war, oder ob er nicht vielleicht Weib und Kind besessen und verloren hatte. Doch nach wie vor scheute ich mich aus alter Angewohnheit, eine direkte Frage an ihn zu richten, und so that ich denn, als habe ich den tiefen Ernst, der aus seinen Worten herausklang, überhört.

Inzwischen begann es zu dämmern. Das flackernde Roth der Flamme, die das Stübchen erwärmte, blickte immer greller und leuchtender durch die geborstenen Ofenwände und die Studentenbilder in ihren kleinen Quadraten verschwammen wie dunkle Klexe. Draußen fiel der Schnee in großen, federartigen Flocken, die sich geräuschlos an die Scheiben setzten und langsam zergingen. Dabei herrschte rings das tiefste, feierlichste Schweigen. Die Tritte der wenigen Fußgänger, die an der Frontseite des Hauses vorüber gehn mochten, drangen nicht herauf in die Einsamkeit dieser abgelegenen Mansarde. Nur der gedämpfte Schrei einer Dohle scholl ab und zu von dem nahen Heidenthurm herüber, ohne die schläfrige Ruhe der Natur stören zu können.

Herr Schärtlin zündete bedächtig die Lampe an. Dann trat er ans Fenster und schloß die Läden.

— Die Scheiben lassen die Luft durch, sagte er, und die Wände sind ohnehin dünn genug hier oben. Dieser

Winter beginnt recht frostig und unwirthlich. Nun, wer weiß, vielleicht ist's der letzte, den ich erlebe.

Er hatte sich bei diesen Worten in den ledernen Sorgenstuhl niedergelassen und stützte jetzt nachdenklich das graue Haupt in die Rechte.

Ich wollte etwas einwenden, aber er wehrte mir ab.

— Laß nur, mein Bester, sagte er wehmüthig lächelnd. Ich bin freilich nicht älter als mancher Andere, der noch lange nicht ans Sterben denkt; aber das Leben zählt nicht nach Jahren allein. Wenn ich's so recht bedenke — was thu' ich noch auf der Welt? Der gute Kanzleirath, mein alter Studiengenosse, ist vor drei Wochen begraben worden, und seitdem gehe ich Nachmittags nicht mehr aus; und nun hast auch Du Dich fern im Norden angesiedelt und wirst Dir über kurz oder lang eine Frau nehmen und die Erinnerung an den alten Schärtlin flott über Bord werfen.

— Wie mögen Sie so reden, versetzte ich fast ärgerlich, indem ich seine Hand faßte. Die Stunden, die ich hier in dieser Klause verbracht habe, gehören zu den schönsten meines Lebens und nie, nie werde ich vergessen, was Sie mir gewesen sind.

Er sah mich starr an. Die Thränen traten ihm in die Augen.

— Ja, ja, Du bist eine ehrliche Seele, murmelte er gerührt vor sich hin; aber das hilft Alles Nichts. Ich

habe doch das Gefühl, als sähen wir uns heute zum letzten Mal, und je mehr Du mir dagegen redest, um so fester setz' ich mir's in den Kopf. Steckst Du erst einmal so recht in Deinem neuen Beruf drin, so hält es zunächst schwer, sich loszureißen; zwei, drei Jahre vergehen im Handumdrehen und wenn Du dann wiederkommst und hier die winkelige Treppe heraufsteigst, um nach Deinem alten Freund zu sehen, so wird es heißen: Der liegt seit lange draußen am Feldberge unter den Weiden des Kirchhofes. Nicht wahr, Fritz, dann scheust Du den Weg nicht und kommst hinaus . . . Es hat für mich etwas Tröstendes, zu wissen, daß wenigstens Eine Seele nach mir fragt, wenn ich nicht mehr bin.

— Aber woher diese trüben Gedanken gerade heute, wo Sie vergnügt sein sollten, daß Ihr Schützling Sie wieder einmal heimsucht?

Er schien meine Worte zu überhören. Ohne Erwiderung fuhr er fort:

— Siehst Du, Fritz, dort die Bücher und die Bilder und der Schreibtisch, das Alles gehört Dir. Ich hab' es Dir testamentarisch vermacht und wenn es an sich nicht viel werth ist, so denk' ich, Du sollst es dennoch in Ehren halten, weil es von Deinem alten Freund kommt. Die übrigen Möbel und was dazu gehört, verschreibe ich der Wirthschafterin, die sich recht treu und ehrlich bewährt hat, bis auf das Kaffeekochen.

Er ließ den Blick durch das Zimmer gleiten.

Plötzlich zuckte es über sein Gesicht wie ein fernes Wetterleuchten.

— Und hier, fuhr er fort, die Schatulle da, die bekommst Du auch. Hörst Du, Fritz? Ich wollte sie erst verbrennen mitsammt Dem, was darinnen ist, aber ich konnte es nicht über's Herz bringen. In drei Wochen ist mein fünfundsechzigster Geburtstag; da will ich noch einmal den Inhalt durchlesen und ihn dann ins Feuer werfen. Es ist lange, lange Jahre her, seit ich das Kästchen nicht geöffnet habe, und es war gut so. Man soll die Verstorbenen ruhen lassen.

Ich schaute ihm fragend ins Antlitz. Seine Worte klangen so seltsam und geheimnißvoll und doch hatten sie für mich eine ganz bestimmte Bedeutung.

Herr Schärtlin zog die Brauen zusammen und bearbeitete mit seinen welken Fingern die Armlehne des Sessels. Er schien mit sich zu kämpfen. Nach einer Weile hob er den Blick und sah mich an, als wollte er das Innerste meiner Seele durchforschen. Dann plötzlich schienen sich seine Blicke zu verklären. Er stand auf, drückte mich stürmisch an seine Brust und küßte mir wie segnend die Stirne.

— Nein, Fritz, flüsterte er in tiefer Gemüthsbewegung, es wäre undankbar, wollte ich Dir länger verhehlen, was das dunkle Verhängniß meines Lebens ausmacht.

Du hast Ansprüche auf mein Vertrauen, und ich selbst — o wie frei und leicht werde ich mich fühlen, wenn es endlich einmal von der ächzenden Seele herunter ist. Dem Knaben, dem jugendlichen Studenten konnte ich mein Herz nicht erschließen: aber jetzt wäre es selbstmörderische Thorheit, wenn ich auf dieses schönste Vorrecht der Freundschaft verzichten wollte.

Er setzte sich wieder in den Lehnsessel und nahm das Kästchen vorsichtig von dem Schreibtisch herunter. Mit zitternder Hand drehte er den verrosteten Schlüssel um, ohne indeß den Deckel zu öffnen. Dann begann er wie folgt.

— Ich war nicht immer der weltscheue, griesgrämige Sonderling, dessen Rolle ich jetzt seit mehr denn dreißig Jahren spiele. Im Gegentheil, es gab keinen frischern, fröhlichern Gesellen als den jungen Heinz, und wenn vom Gebirg zum Meer ein Mensch existirte, der an Alles Gute, Schöne und Edle glaubte und sein Herz im Taumel beglückender Illusionen wiegte, so war ich es. Nicht einmal der Umstand, daß ich in sehr beschränkten Verhältnissen lebte, konnte mir die rosige Laune trüben. Ich war der ärmste und zugleich der lustigste Student der Universität, und wenn das kärgliche Stipendium, das ich bezog, auch kaum ausreichte, um mir das Nothdürftigste zu gewähren, so wußte ich doch stets Mittel und Wege zu finden, um mir vorkommenden Falls auch einen kleinen Luxus gönnen zu dürfen, ganz im Gegensatz zu vielen

meiner begüterten Kameraden, die trotz ihres hohen Wechsels stets in der Klemme saßen. Ich gab Unterricht, copirte Noten und Manuscripte, half den Primanern des Lyceums bei ihren Vorbereitungen für die Abiturientenprüfung und schlug mich so ehrlich, und wie ich meinte, ohne sonderliche Anstrengung durch. Denn das Alles betrachtete ich kaum wie eine Arbeit, und mein Hauptvergnügen, die weiten Streifereien durch Wald und Feld, kosteten mich keinen Pfennig. Hier in dieser Dachstube hab' ich gewohnt, und die Aussicht nach dem Wiesenthale und den bewaldeten Höhen war jeden Morgen die Introduction, die den Ton für das ganze Concert des Tages angab. Es wäre mir unmöglich gewesen, nach einem solchen Blick in Gottes herrliche, weite Natur eine Mißstimmung in mir aufkommen zu lassen, und selbst die kleinen Verdrießlichkeiten, wie sie das gleichmäßigste Leben nicht zu verschonen pflegen, gingen spurlos an mir vorüber. Die Ferien verbrachte ich bei meiner Mutter, die, drei Meilen ins Thal hinein, in dem Marktflecken Bodenbach ihr stilles Heimwesen hatte. Im Uebrigen lebte ich schlicht und einförmig dahin, ohne nennenswerthe Abwechslung, ja selbst ohne Bekanntschaften, die mich ernstlich angeregt hätten. Insbesondere hielt ich mich von dem geselligen Treiben der Stadt grundsätzlich fern, weil ich wußte, daß dergleichen stets Zeit und Geld kostet. Mein einziger Umgang waren die Commilitonen der Hochschule, und

vornehmlich ein älterer Studiengenosse, Namens Pyl, der hier im Hause wohnte und sich sehr bald innig mit mir befreundete, obgleich unsere Charaktere in vielen Beziehungen durchaus nicht mit einander übereinstimmten. Er hatte z. B. gar keinen Sinn für die Schönheiten der Natur und ließ sich niemals bewegen, an meinen Ausflügen theilzunehmen. Dabei war er ebenso verschlossen und schweigsam, als ich lebhaft und mittheilend. Oft saß er stundenlang da an der Stelle, wo Du jetzt sitzest, und rauchte seine lange Weichselpfeife mit den großen silbernen Quasten, ohne ein Wort zu sprechen. Ich arbeitete ruhig weiter, und wer uns so gesehen hätte, der war zu dem Schlusse berechtigt, Keiner von uns kümmere sich um den Andern. Und doch fand selbst während dieses stummen Beisammenseins eine Art geistigen Verkehrs statt. Wenn ich von meinen Büchern aufsah und ihm durch den Schleier der Rauchwolken, die er massenhaft um sich verbreitete, einen Blick zuwarf, so qualmte er mit verdreifachter Heftigkeit und nickte, als wollte er sagen: Hast Du diese Bildersprache des Tabaks verstanden? Und ich nickte wieder, — das hieß auf Deutsch: Du bist ein guter Kerl — oder: Ich habe Dich lieb und verstehe sehr wohl.

Herr Schärtlin machte bei dieser Erzählung die Gesten des Rauchens und Nickens so eifrig, daß ich lächeln mußte.

— Nicht wahr, sagte er, das klingt komisch; aber uns Beiden war es heiliger Ernst, wenigstens mir, das kann

ich beschwören. Ich hatte zu Pyl ein unbegrenztes Vertrauen und ein Gefühl der Hingebung, das sich nicht schildern läßt. Einmal saß er drei Wochen lang auf dem Carcer. Ich verging fast vor Sehnsucht, und schon nach acht Tagen hielt ich's nicht länger aus; ich verfügte mich zu dem Universitätsrichter und bat um die Erlaubniß, den Freund auf eine Stunde besuchen zu dürfen. Der Prinz, so nannten wir den selbstgefälligen Justitiarius, fragte mich ganz verwundert, was ich denn so Wichtiges mit dem Condemnaten zu verhandeln habe, und als ich ihm sagte, ich sei von dem Verlangen getrieben, einen alten Freund wiederzusehen, da lachte er mir grimmig ins Gesicht und meinte, ich werde mich wohl noch vierzehn Tage gedulden können, dann komme der Pyl wieder herunter — und zwar, wie man zu Gott hoffen wolle, gewitzigt und gebessert. Pyl hatte nämlich einem mißliebigen Professor die Fenster eingeworfen und einen Pedellen geprügelt.

Ich versuchte eine schüchterne Gegenrede, aber der Prinz blieb unerbittlich. Traurig schlich ich nach Hause. Mein Zimmer kam mir wie ausgestorben vor. Drei Tage lang trug ich es noch; dann wandte ich mich an den Carcerdiener, der meinen Freund hinter Schloß und Riegel hatte und versprach ihm einen blanken Thaler, wenn er mich bei Nacht und Nebel zu dem Verurtheilten einlasse. Der Mann erwiderte, Geld dürfe er eigentlich nicht

nehmen, und es geschehe auch wahrhaftig nicht um des schnöden Mammons willen; aber er sehe, daß er mir einen Gefallen thun könne, so wolle er ein Paar Flaschen Ingelheimer auf mein Wohl trinken und mich von acht bis zehn Uhr hinauflassen. So geschah es denn auch. Pyl war über den unverhofften Besuch nicht wenig erstaunt. Sein Weichselrohr stieß ganze Colonnen wirbelnder Dunstmassen aus, nnd drei-, viermal drückte er mir die Hand, eine Verschwendung von Zärtlichkeiten, die er sich nur dann zu erlauben pflegte, wenn sein Blut ganz besonders in Wallung war. Mein Budget hatte den Thaler, den ich dem Carcerdiener gegeben, schwer zu büßen, aber das Herz freute sich des durchgesetzten Willens.

Herr Schärtlin nahm einen bedächtigen Schluck aus der großen Kaffeetasse mit den gemalten Tricoloren. Sein Blick streifte dabei die halbverblichene Zeichnung. Nachdenklich nickend setzte er die Tasse wieder auf die Schale zurück.

— Das ist wohl gar ein Andenken von diesem Pyl? fragte ich im Ton eines Menschen, der sich einer scharfsinnigen Combination bewußt ist.

— Die Tassen da? Nein, o nein! entgegnete der Alte mit einem bittern Lächeln; die stammen von einem jungen Botaniker, der eine verlorene Wette dadurch einlöste. Wir waren nur wenig bekannt, aber wie es zu gehen pflegt, die schmächtigsten Bande halten oft am längsten, und so

hab' ich denn diese Tassen mit mir herumgeschleppt auf allen Pfaden und Wanderungen, weshalb weiß ich selber nicht, bis ich hier oben wieder in den Hafen meiner Dachstube einlief.

— Und von Pyl haben Sie Nichts?

— Höre nur zu, versetzte er abwehrend; wenn ich in der Ordnung bleiben soll, so darf ich meiner Geschichte nicht vorgreifen.

Er stand auf und machte sich am Ofen zu thun, obgleich das Feuer sehr lustig brannte und noch vollauf Nahrung hatte. Er wollte mich nicht merken lassen, daß es ihm einige Mühe kostete, seine Geschichte so zurecht zu legen, wie er sie dem an Jahren und Interessen so sehr von ihm verschiedenen Freunde am Füglichsten vortragen konnte.

Als er sich wieder gesetzt hatte, fuhr er mit etwas abgedämpfter Stimme folgendermaßen fort:

— Ich war am Schlusse meines sechsten Semesters angelangt, als Pyl sein Doctorexamen machte. Er übernahm sofort die Stelle eines Assistenten bei dem dirigirenden Arzt einer Thüringischen Heilanstalt, die, inmitten der köstlichsten Tannenhügel und Wiesengründe gelegen, einen beneidenswerthen Aufenthalt bot. Sein erster Brief schilderte mir diese Vorzüge zwar ohne jeden Hauch von Begeisterung, aber doch so treffend und sachlich, daß sich zu meiner Sehnsucht nach dem entfernten Freunde

ein geheimes Verlangen nach dem Zauber der Berglandschaft gesellte. In langen einsamen Betrachtungen genährt, steigerte sich dieses zwiefache Verlangen zu einer Art Schwärmerei.

Wenige Monate später schrieb mir Pyl, daß er sich mit der einzigen Tochter des Direktors verlobt habe. Der Brief, der diese Nachricht enthielt, war im Gegensatz zu der gutmüthigen Frische seines ersten sehr kalt und geschäftsmäßig gehalten; ja, es schien mir, als blicke zwischen den Zeilen eine leise Ironie hervor. Ich schloß daraus, Pyl habe Das, was er gelegentlich als ein Axiom seiner Lebensweisheit hinzustellen pflegte, praktisch befolgt und eine Vernunftheirath geschlossen, deren Motive nicht schwer zu errathen waren. Obgleich ich wußte, daß Pyl hinter seinem äußerlich so ruhigen und manchmal nahezu apathischen Wesen eine tiefe Leidenschaftlichkeit verbarg, so war ich doch weit entfernt, seine Handlungsweise als etwas Beklagenswerthes und Thörichtes zu empfinden. Ich selbst hatte niemals eine Ahnung von Dem gehabt, was man Verliebtheit nennt. Die ganze Kraft meines Gemüthes hatte sich auf die Freundschaft concentrirt, und so dachte ich denn, bei Pyl werde sich das ähnlich verhalten. Aus diesem Gesichtspunkte schien mir die Wahl einer Braut, die dem Bräutigam eine bequeme und glänzende Carrière eröffnete, sehr logisch und zweckentsprechend, und ich brachte dem Neuverlobten meine aufrichtigen Glückwünsche dar.

Herr Schärtlin hielt einen Augenblick inne. Es war, als ob es ihm eine besondere Genugthuung gewähre, sich in jene Stimmung seiner jugendlichen Unerfahrenheit recht zu vertiefen. Dann hub er wieder an, indem er das Auge scheu auf die alte Schatulle richtete:

— Die erste Zeit der Trennung war für mich reich an trüber Vereinsamung. Doch fand ich mich schneller in das Unabänderliche, als ich erwartet hatte. Selbst als der Freund mich nach einem halben Jahre auf seiner Hochzeitsreise besuchte und nach dreitägigem Aufenthalt weiterzog, um nie im Leben wieder hierher zurückzukehren, faßte ich das Alles auf wie eine Nothwendigkeit, an der sich nicht rütteln läßt. Der Verlust des treuen Hausgenossen war ein für allemal verschmerzt, und nur das warme, ruhige Gefühl vertrauender Freundschaft geblieben. Dies aber wurde in Folge der äußeren Entbehrung nur um so tiefer und heiliger . . .

— Und Pyl's Gattin? warf ich ein, als Herr Schärtlin eine Pause machte.

— O, die war ein stilles, einfaches Geschöpf, von dem sich nur sehr wenig sagen ließ. Stelle Dir eine freundliche, nicht gerade schöne Blondine vor, mittelgroß, mit graublauen, sinnigen Augen, schüchtern, und wie ich glaube ohne besondere Anlagen. Sie liebte ihren Mann indeß aufrichtig, und da sie wußte, wie ich mit Pyl stand, so schenkte sie auch mir gleich von der ersten Stunde

unserer Bekanntschaft ein inniges Wohlwollen, das sich weniger in Worten, als in der ganzen Weise ihres Benehmens äußerte.

— Und schien Pyl Ihnen glücklich zu sein? forschte ich weiter.

— Das ist schwer zu beantworten. Die Wahrheit zu reden, war er völlig unverändert. Seine Frau behandelte er aufmerksam und zuvorkommend, auch war er stets guter Dinge und in seiner Weise behaglich, bis auf einen eigenthümlichen Zug von Unbefriedigtheit, der um seine Mundwinkel spielte. Ich war indeß nicht berechtigt, hieraus einen Schluß zu ziehen, denn das konnte in seiner Physiognomie liegen. Ich hatte ihn nie anders gekannt, und gerade dieser Zug verlieh seinem Antlitz etwas überaus Fesselndes.

— Besitzen Sie kein Bild von ihm? fragte ich mit steigendem Interesse.

— Laß mich nur weiter erzählen, sagte er ausweichend. Du mußt mir ohnehin zugute halten, wenn ich weitschweifig werde. Das ist der unvermeidliche Fehler des Alters, sobald es sich um halbvergessene Erinnerungen handelt.

Ich erwiderte ihm, daß gerade diese Einzelheiten besondern Werth für mich hätten. Er drückte mir freundlich die Hand und nahm den Faden seiner Erzählung wieder auf:

— So standen die Dinge, sagte er, als ein Ereigniß in mein Leben trat, das mein ganzes Wesen umgestaltete. Ich habe Dir schon angedeutet, daß ich jede freie Stunde benutzte, um durch Feld und Wald zu schweifen und den Herzschlag der Natur zu belauschen. Es war im Juni, so recht mitten im Frühling — denn der Mai ist bei uns zu Lande gar zu oft nur dem Namen nach Wonnemonat. Auch damals hatte er uns Sturm und Regen im Uebermaße gebracht und erst kurz vor seinem Scheiden eine freundlichere Miene angenommen. Jetzt stand Alles in vollster, üppigster Lenzespracht. Drüben der Forst, den sie seitdem zum großen Theil abgeholzt oder traurig gelichtet haben, war damals noch eine Art Urwald mit dicht aneinander gedrängten Riesenstämmen und mannshohem Strauchwerk, durch das nur hier und da ein mühsam gebahnter Fußweg oder eine holperige Vicinalstraße führte. Dieser Wald war mein Lieblingsort, und an dem Tage, von dem ich reden will, hatte ich frühmorgens die Bücher bei Seite geschoben und war, die Botanisirbüchse auf der Schulter, hinausgewandert, um erst mit einbrechender Dunkelheit wieder den Heimweg anzutreten. Ich schwelgte in der köstlichen Frische der stolzen Buchengewölbe, die nur selten ein blitzendes Stückchen Himmelsblau hindurch ließen, und legte mich nach kurzem Hin- und Herschweifen am Rande eines grün überwucherten Pfades nieder. Von süßer Schläfrigkeit übermannt schloß

ich die Augen. Schon verwob sich mir die reizvolle Wirklichkeit mit allerlei Phantasiegebilden zu einem abenteuerlichen Halbtraum, als ich plötzlich durch herannahende Hufschläge aus meiner Betäubung emporgeschreckt wurde. Ich richtete mich auf und gewahrte in einer Entfernung von etwa hundert Schritten zwei vornehme Gestalten, die auf schnaubenden Pferden gegen mich heransprengten. Es war ein Herr und eine Dame. Der erstere, in elegantem Jagdcostüm, den Kopf von einem grauen runden Hute mit Spielhahnfedern bedeckt, mochte etwa fünfzig Jahre zählen. Seine ganze Erscheinung hatte etwas Martialisches und Trotziges. Die Dame war jung und von überraschendem Liebreiz, ganz so wie man sich eine jugendliche Reiterin im einsamen Forste zu denken pflegt. Ihr blauer, farbiger Schleier wehte im Wind, als gäbe ihr ein Stück von dem Himmel, der oben durch die Zweige funkelte, das Geleit. Das schwarze, enganschließende Gewand mit dem breiten, hellschimmernden Kragen floß wahrhaft königlich über den Bug ihres Thieres, und dabei hatte sie trotz aller Anmuth und Weiblichkeit etwas so Sicheres und Selbstbewußtes, daß ich kaum aufzusehen wagte. Als sie an mir vorüberkamen, ritten sie Schritt. Verlegen wie ich war, sprang ich auf, um zu grüßen. Sie nickte und lächelte, und dabei traf mich ein Blick aus ihren schwarzen Gluthaugen, der mich bis in das Mark mit geheimer Wonne durchschauerte. Ich ärgerte mich jetzt, daß ich ge-

grüßt hatte. Was sollte sie von mir denken? Sie mußte mich für einen ganz unbehülflichen Menschen halten, der nicht weiß, was Lebensart ist. Dieses Hutabziehen vor einer Fremden war so bedientenmäßig! Ja, sah ihr Lächeln nicht ganz danach aus, als hätte sie sich über meinen Verstoß amüsirt?

Während ich das mit fieberndem Eifer hin und her überlegte, ertönte plötzlich ein Schuß, und gleich darauf jagte ein stattlicher Rehbock, von kläffenden Hunden verfolgt, dicht an den beiden Reitern vorüber, um auf der andern Seite des Weges im Dickicht zu verschwinden. Das Pferd der jungen Dame, auf diesen Zwischenfall nicht vorbereitet, stieg in die Höhe, machte nach einigen unbändigen Manövern Kehrt und jagte in gestrecktem Galopp auf mich zu. Die Reiterin hatte sich mit bewundernswürdiger Geistesgegenwart im Sattel gehalten; doch gelang es ihr nicht, des erschreckten Thieres Meister zu werden. Ihr Begleiter sprengte ihr nach und gab ihr in französischer Sprache Verhaltungsmaßregeln, während er das Pferd am Zügel zu fassen suchte, was ihm indeß nicht gelang, da er bei der Schwierigkeit des Weges und den oft bis auf Mannshöhe herabhängenden Zweigen fortwährend darauf Acht geben mußte, selbst keinen Schaden zu leiden.

Mein Entschluß war augenblicklich gefaßt. Schneller, als ich's erzähle, sprang ich in die Mitte des Weges. Den Blick starr auf das heransausende Thier gerichtet,

wartete ich den entscheidenden Moment ab, um dem Flücht-
ling in die Zäume zu fallen. Ich wurde zwar wohl an
zwanzig Schritte weit mit fortgeschleppt und nicht übel
zurechtgestoßen, aber meinen Willen hatte ich doch durch-
gesetzt: das Pferd stand.

Bis dahin hatte die Reiterin ihre volle Fassung be-
wahrt: jetzt, nachdem die Gefahr vorüber war, sah ich,
wie sie erblaßte. Aus ihren Augen traf mich ein zweiter
Blick, der mich noch tiefer und leidenschaftlicher bewegte
als der erste. Dann sagte sie mit bebender Stimme, ich
möge ihr die Hand reichen und ihr vom Pferde helfen.

Ihr Vater überhäufte mich inzwischen mit Dankes-
worten und fragte, ob der tolle Renner mich nicht ver-
letzt habe.

Ich sagte Nein, fühlte jedoch in demselben Augen-
blick, daß ich log, denn mein rechter Fuß schmerzte er-
bärmlich, und als ich jetzt aufzutreten versuchte, mußte ich
mich an den Bug des Pferdes halten, um nicht zusam-
menzubrechen.

— Es scheint doch, daß Sie nicht ohne Schaden da-
von gekommen sind, sagte der Herr in dem Jagdcostüm.
Sie haben uns einen großen Dienst geleistet: wir sind
also verpflichtet, allermindestens das wieder gut zu machen,
was der Unfall Ihnen Mißliches eingetragen. Können Sie
reiten?

— Ich denke wohl, sagte ich schüchtern.

— So versuchen Sie, ob Sie im Stande sind, sich in den Sattel zu heben. Mein Name ist Tarnow. Ich kann den Weg bis drüben nach meinem Landhause schon zu Fuße zurücklegen. Sie schicken mir dann den Redlock mit der ersten Gelegenheit zurück, oder noch besser, ich lass' ihn durch meinen Stallburschen abholen. Darf ich fragen, mit wem ich die Ehre habe . . .?

— Ich heiße Heinrich Schärtlin, antwortete ich erröthend, und bin Studiosus der Medicin. Meine Wohnung ist dicht am botanischen Garten, 192 im obersten Stock.

— Aber Papa, sagte die junge Dame, ich finde das eigentlich recht unpraktisch. Der Herr hat zwar sehr viel Muth und Unerschrockenheit bewiesen, aber wenn er das Reiten nicht gewohnt ist, wie es den Anschein hat, so könnte der weite Weg nach der Stadt doch sein Bedenkliches haben, zumal sich das Pferd von keinem Andern reiten läßt als von Dir. Wär' es nicht besser, wenn wir Herrn Schärtlin mit nach dem Schloß nähmen, und ihn von dort aus mit dem Wagen zur Stadt brächten? Ich getraue mich so wie so nicht wieder auf diese verrätherische Alma, denn wenn mich ein Thier einmal erschreckt hat, so ist's aus mit meiner Feundschaft. Aber Herr Schärtlin könnte sich ohne alle Besorgniß in meinen Sattel setzen. So würde auch sein Fuß am besten geschont, und Du nähmst dann die Alma am Zügel. Ich

gehe recht gern nebenher, denn das Reiten ist mir wirklich für lange Zeit hinaus verleidet.

Sie sah so unbeschreiblich schön aus, als sie das sagte, daß mir das Herz in der Brust aufjauchzte vor Seligkeit und sich gleich darauf wieder zusammenschnürte, als ob der Tod daran pochte. Ich kam mir dieser graziösen Hoheit und Vornehmheit gegenüber so arm und bedeutungslos vor wie ein Bettler. Früher hatte ich von der Eleganz unserer jungen Cavaliere herzlich wenig gehalten, ja gewissermaßen mit einer überlegenen Geringschätzung auf sie herabgeblickt. Jetzt aber hätte ich zehn Jahre meines Lebens darum gegeben, wenn ich die Tournüre eines Grafen Callas oder eines Freiherrn von Windisch besessen hätte. So hießen nämlich die beiden Hauptmatadoren der Universität, junge, stattliche Leute von überaus einnehmenden Manieren und hohen gesellschaftlichen Talenten. Sie würden dem schönen Fräulein von Tarnow ganz anders imponirt haben als ich mit meiner linkischen Gutmüthigkeit — und ihr zu gefallen, auf sie den Eindruck der Kühnheit und Ritterlichkeit zu machen, das schien mir in diesem Augenblick das höchste Glück im Himmel und auf Erden. Ich vergaß völlig, daß meine Handlungsweise von vorhin gar nicht ungeeignet war, eine günstige Wirkung hervorzubringen, — ja, daß sie augenscheinlich eine solche hervorgebracht hatte. Ich dachte nur an meine Persönlichkeit und verglich mich im Geiste

mit jenen siegesfreudigen Apollogestalten, denen schon das Bewußtsein ihrer Vorzüge ein zermalmendes Uebergewicht lieh.

Herr von Tarnow fand die Vorschläge seiner Tochter zweckentsprechend und forderte mich auf, ihren Anordnungen zu willfahren.

— Sie brauchen sich nicht zu scheuen, sagte er lächelnd, als ich mich etwas unbehülflich in dem Damensattel zurechtsetzte. Wir begegnen voraussichtlich keiner menschlichen Seele, und schließlich: Noth kennt kein Gebot.

Ich mußte mit meinen übergeschlagenen Beinen eine ziemlich komische Figur abgeben, denn die junge Dame konnte nicht umhin, hell aufzulachen.

— Du bist schlecht, liebste Virginie, sagte Herr von Tarnow, indem er selbst nur mühsam eine gewisse Heiterkeit unterdrückte. Es ist wahr, Herr Schärtlin würde sich entschieden besser ausnehmen, wenn er zu Pferd säße, wie ein Gesunder: Dir aber kommt es am wenigsten zu, Dich darüber lustig zu machen. Wenn er nicht gewesen wäre, so lägst Du jetzt vielleicht ohne Besinnung am Boden, und Dein armer Vater wäre in Verzweiflung. Du mußtest das Thier auch fester zusammenhalten. Wenn ich mir vorstelle, was das auf diesem engen Waldpfade geben konnte, so überläuft's mich noch jetzt, nachdem Alles vorüber ist, eiskalt vom Wirbel zur Sohle.

Er war nachgerade sehr ernst geworden. Auch Vir-

ginie schien ihren Uebermuth zu bereuen. So setzten wir uns denn in Bewegung, Herr von Tarnow links, ich in der Mitte und das junge Mädchen rechts, mein Pferd am Zügel führend. Sie hatte es so gewollt, und ich mußte einwilligen, obgleich diese Leitung meine peinlichen Gefühle vermehrte. Nur der sich immer steigernde Schmerz in dem Fuße half mir über die siedende Beschämung hinweg.

Virginie hatte die Schleppe ihres Reitkleides über den Arm genommen und schritt jetzt dahin wie eine Königin, die es in der Anwandlung einer souveränen Laune interessant findet, ihrem Hofnarr für ein paar Minuten Pagendienste zu verrichten. Ich war nicht im Stande, die Blicke von ihr zu wenden. Die schlanke Gestalt zeichnete sich in ihren dunklen Umrissen so liebreizend wider das frische Grün des Forstes ab, daß mir alle Sinne wirbelten. Ich hatte um so mehr Muße, mich in den berückenden Zauber ihrer Erscheinung zu vertiefen, als Herr von Tarnow mir zur Tröstung für den erlittenen Schaden eine lange Jagdgeschichte erzählte, die mit meinem Unfall eine gewisse Aehnlichkeit hatte. Trotz meiner Schweigsamkeit merkte er nicht, daß mich weit wichtigere Dinge beschäftigten, als das Interesse für seine waidmännischen Abenteuer. — —

Herr Schärtlin öffnete die messingbeschlagene Schatulle. Das Kästchen enthielt eine Anzahl loser Papiere

und Hefte, verschiedene Kleinigkeiten aus Holz und Metall, ein goldenes Kreuz, eine Kette, Bänder rc., und ein kleines Oelportrait ohne Rahmen. Das letztere nahm er heraus, klappte die Schatulle wieder zu und setzte sie auf den Schreibtisch.

Wohl fünf Minuten lang betrachtete er das Bildniß, ohne ein Wort zu sprechen. Seine Züge waren starr und ausdruckslos. Endlich sagte er mit seltsam vibrirender Stimme:

— Ja, das ist sie! Ganz so war sie damals, als sie auf dem scheu gewordenen Pferd auf mich zusprengte. Selbst von der Leinwand üben diese Augen einen tödtlichen Zauber aus.

Tief aufathmend überreichte er mir das Gemälde. Ich fühlte, während ich es betrachtete, wie der Blick des Alten in fieberischer Spannung auf meinen Zügen haftete. Es war ein kleines Ovalbild, halbhandgroß, von vorzüglicher Feinheit der Ausführung. Ich glaubte eine jener sonnigen Florentinerinnen vor mir zu sehen, wie sie die italienische Kunst geschaffen hat. Das Haar war hellbraun, fast blond, der Teint von nordischer Reinheit und Frische; aber aus diesem klaren, rosigen Grunde leuchteten zwei große, dunkle Gluthaugen, wie sie sonst nur im Süden heimisch zu sein pflegen. Das Ganze war ein seltsames Gemisch von Leidenschaftlichkeit und Sanftmuth, von Schwärmerei und schalkhafter Naivetät. Was das

holde Gesicht eigentlich besagte, war schwer zu ergründen; jedenfalls war es ganz danach geschaffen, einen denkenden Mann zu wahnsinniger Liebe zu entflammen, obgleich es unleugbar hinter dem Ideale künstlerischer Vollkommenheit weit zurückblieb. Das Unregelmäßige lag in der Bildung des Kinns und des Mundes. Unwillkürlich fiel mir ein, was Herr Schärtlin von der Physiognomie seines Freundes Pyl gesagt hatte. Auch hier war es ein leiser Hauch von Unbefriedigtheit und Sehnsucht, der um die sanft verschwommenen Linien zitterte.

— Ich beschwöre Dich, kein Wort! rief Herr Schärtlin, als ich ihm das Portrait zurückgab. Ich weiß zur Genüge, was Dir auf der Zunge schwebt, aber ich kann es nicht hören, wenigstens jetzt nicht . . . Seit mehr als dreißig Jahren lag das himmlische Antlitz hier in dem dunklen Kästchen vergraben, und nie ist auch nur ihr Name über meine Lippen gekommen . . .

Ich schwieg. Der Erzähler fuhr fort:

— Wir ritten also langsam durch den buschigen Forst und trafen nach einer Viertelstunde auf dem Schloß ein.

Ich hatte das stattliche Gebäude, das, aus prächtigem Basalt aufgeführt, hart an einer steil emporragenden Felswand inmitten der köstlichsten Wildniß stand, schon oft von dem großen Wiesengrund aus als eine höchst malerische Decoration der Landschaft bewundert, ohne mich je darum zu kümmern, wer der Besitzer sei. Jetzt be-

grüßte ich die stattlichen Mauern als alte Bekannte, ein Gefühl, das sehr dazu beitrug, die Beklemmung meiner Seele zu mindern.

Herr von Tarnow führte mich mit Hülfe eines Dieners in sein Arbeitszimmer und hieß mich auf einem Divan Platz nehmen. Gleichzeitig sprengte ein Stallbursche nach der Stadt, um den Arzt zu holen.

Ich machte es mir inzwischen, der freundlichen Aufforderung meines Wirthes entsprechend, so bequem als möglich. Die glänzenden Räume des Schlosses, die mir anfangs eine thörichte Bangigkeit eingeflößt hatten, erschienen mir nach und nach wie ein recht behagliches Heim. Durch die geöffneten Flügelthüren konnte ich in den verschwenderisch ausgestatteten Salon blicken, dessen glattes Parket ein kostbares Mobiliar wiederspiegelte. Schwere, dunkelrothe Gardinen dämpften das grelle Tageslicht in ein rosiges Clair-obscur ab, und herrliche Oelgemälde und Marmorstatuen, deren beschränkte Zahl eine weise Mäßigung verrieth, gaben dem Ganzen einen so im edelsten Sinne vornehmen Charakter, daß kein kunstverständiger Fürst sich dieses Asyls hätte zu schämen brauchen.

Und in all' dieser Herrlichkeit schwebte nun Virginie auf und nieder, leicht wie eine Elfe, scherzend, lachend und mit unbeschreiblicher Anmuth für ihren Patienten sorgend. Sie brachte mir eigenhändig ein Glas feurigen Ungarweins und erkundigte sich so theilnehmend, ob ich noch

Schmerzen habe, daß ich mich über den erlittenen Unfall innerlich freute. Sie hatte jetzt ihr Reitkleid mit einer allerliebsten rehbraunen Hausrobe vertauscht, die ihr, wie ich meinte, noch schöner zu Gesicht stand, als das lange, wallende Schleppgewand. Kurz, jeder Blick, den ich auf ihre schlanke, leuchtende Gestalt richtete, goß mir das süße Gift der Liebe in die Adern, und als der Arzt kam und nach sorgfältiger Untersuchung erklärte, der Fall sei nicht unbedenklich, da bezog ich das mehr auf die Verwundung meines Herzens, als auf die äußere Verletzung, die ich gern mit in den Kauf nahm. Ja, ich war fast glücklich darüber, daß es sich nicht blos um eine alltägliche Verrenkung handelte; denn Virginie war mir offenbar um so nachhaltiger zu Dank verpflichtet, je schwerer die Folgen waren, die ich aus der Affaire davon trug.

Die nächsten acht Tage mußte ich in meinem stillen Dachkämmerchen das Bett hüten, und ehe ich wieder vollständig hergestellt war, verstrichen nahezu vier Wochen. Herr von Tarnow und seine Tochter erkundigten sich Tag für Tag nach meinem Befinden und ließen es auch sonst nicht an Aufmerksamkeiten mangeln, die mich vollauf mit meinem ungemüthlichen Schicksal versöhnten. Als mir der Doktor zum ersten Male das Ausgehn gestattete und mich, gefällig und zuvorkommend wie er war, die Treppe hinunter geleitete, da fand ich zu meiner unbeschreiblichen Ueberraschung den Tarnow'-

schen Wagen vor der Thüre. Vater und Tochter, die mich zur Spazierfahrt abholten, begrüßten mich strahlenden Angesichts, und der liebenswürdige Doktor bildete sich nicht wenig darauf ein, daß ihm die deliciöse Sürprise, wie er sich ausdrückte, so vollkommen gelungen sei.

Beim Einsteigen klopfte er mir auf die Schulter und sagte bedeutungsvoll:

— So, junger Mann! Und nun seien Sie hübsch vorsichtig, hören Sie?

Ich fühlte, daß ich bei diesen Worten feuerroth wurde, denn sie klangen ganz anders, als ein ärztlicher Rathschlag. Aber wenn sie sich, wie ich kaum zweifeln konnte, auf den bestrickenden Zauber Virginien's bezogen, so kamen sie um vieles zu spät. Ich war willenlos in ihre Macht gegeben und mußte mich glücklich schätzen, wenn ich äußerlich meine Fassung behielt.

Ich hatte in der ersten Aufregung ganz übersehen, daß Virginie mir den Fondsitz überlassen hatte. Jetzt suchte ich nachträglich Protest einzulegen, aber erfolglos.

— Es geschieht ja nicht, um Ihnen eine besondere Ehre anzuthun, sagte sie lachend. Ich glaube wirklich, Sie bilden sich ein, man könnte die Höflichkeit so weit treiben. Nein, hier handelt es sich um eine selbstverständliche Rücksicht, also bleiben sie nur in Gottes Namen, wo sie sind. Ich sitze hier sehr bequem und fahre überhaupt lieber rückwärts.

Von Neuem fühlte ich, daß ich der Leichtigkeit und Eleganz ihrer Manieren nicht gewachsen war, und ein dumpfer, unnennbarer Druck lagerte sich auf mein sehnsuchtdurchschauertes Herz. Zum ersten Male empfand ich meine Leidenschaft, der ich mich bis dahin gedankenlos überlassen hatte, als eine wahnsinnige Thorheit. Wie konnte ich, der unbedeutende, schüchterne Geselle, auch nur im Traume wagen, um die Liebe eines so glänzenden, herrlichen Geschöpfes zu werben? Es lag klar zu Tage: die Neigung war hoffnungslos. Gerade die unverkünstelte Offenheit und Güte ihres Wesens schien darauf hinzudeuten, daß sie mich für einen Menschen hielt, der ihr niemals gefährlich werden könne. Vielleicht lächelte sie sogar über mein hausbackenes Wesen, über meine naive Unbehülflichkeit, und nur das Gefühl des Dankes und des Mitleids bewog sie, mich in einer Weise zu bevorzugen, die mir gewiß von hundert liebeskranken Bewunderern glühend geneidet wurde, ohne in Wahrheit diesen Neid zu verdienen.

Die Fahrt ging nach einem benachbarten Dorfe, das inmitten anmuthiger Obstgärten und Weinpflanzungen belegen, ein beliebter Vergnügungsort war. Jetzt hat die unberechenbare Mode sich längst nach einer anderen Richtung gewendet, und das stattliche Anwesen, wo die Besucher ehedem einkehrten, ist, wenn ich nicht irre, in eine Fabrik verwandelt.

Virginie schien der rosigsten Laune. Sie plauderte fast ohne Aufhören und fragte mich so unbefangen und leichthin nach meinen Verhältnissen aus, daß ich wiederholt in Verwirrung gerieth. Am Ziel unseres Ausfluges angelangt, machten wir eine viertelstündige Rast, um dann durch den benachbarten Wald die Straße nach dem Tarnow'schen Schloß einzuschlagen. Alles Sträuben war fruchtlos; meine neuen Freunde beharrten so entschieden auf ihrer Willensmeinung, ich müsse während der nächsten drei Tage ihr Gast sein, daß mir Nichts übrig blieb, als mich unter den wärmsten Ausdrücken des Dankes in das Unabänderliche zu fügen. Im Stillen freilich graute mir fast vor der Aussicht, drei Tage lang in Virginien's unmittelbarster Nähe zu leben. Was sollte diese endlose Frist aus mir machen, der ich schon nach den zwei kurzen Begegnungen alle Kraft und Ruhe des Herzens eingebüßt hatte?

— Siehst Du, Papa, sagte Virginie, als wir in den dämmernden Forst einbogen, an dessen jenseitigem Ende ich sie zum ersten Mal gesehn hatte, wer hat nun wieder mal Recht gehabt? Ich wußte wohl, Herr Schärtlin würde hundert Ausflüchte gefunden haben, um unsere Einladung abzulehnen. Diese jungen Gelehrten sind menschenscheu: wer ihrer habhaft werden will, muß sie überlisten.

— Du bist ein Schelm, sagte Tarnow. Nun, ich

denke, wir werden unserm Gefangenen die dreitägige Haft zur Noth schon erträglich machen.

Aus diesen und ähnlichen Zügen ging klar hervor, daß Virginie mir wohlwollte, ja daß sie ein lebhaftes Interesse an mir nahm: und doch wurde mir das Herz von Minute zu Minute schwerer und freudloser. Es giebt eine Liebenswürdigkeit des Weibes gegen den Mann, die den innersten Kern unseres Selbstbewußtseins erschüttert und der Eitelkeit Wunden schlägt, die kein Raisonnement zu heilen vermag. Man lechzt in solchen Augenblicken nach der Schmeichelhaftigkeit einer ironischen Abfertigung, oder einer kühlen Reserve. Man beneidet den Rivalen, den die Königin unseres Herzens für unausstehlich erklärt. Man möchte lieber gehaßt sein, als geliebt mit dieser Liebe, die von Dem, was wir suchen, kaum mehr als den Namen erborgt.

Gegen vier Uhr trafen wir auf dem Schlosse ein. Ich schrieb einige Zeilen an meine Wirthin und bat sie um Uebersendung der nöthigen Kleidungsstücke. Unter nöthig verstand ich diesmal das Beste, was mein bescheidener Vorrath enthielt, denn zum ersten Male in meinem Leben fühlte ich mich in der etwas saloppen Tracht des armen Studenten unbehaglich. Ich bedachte nicht, daß ich so immer noch eine bessere Figur machte als in dem altfränkischen Feierkleide, das ich nur darum mit einer gewissen Pietät zu betrachten gewohnt war, weil

das blaue Tuch des Fracks von einem Mantel meines verstorbenen Vaters stammte, während die seidene Weste ihren Ursprung auf eine Fest- und Ballrobe meiner guten Mutter zurückleitete.

Als der Reitknecht, der meinen Brief nach der Stadt besorgt hatte, zurückkehrte, brachte er außer meinem Mantelsack einen Brief mit, der während meiner Abwesenheit eingetroffen war. Wir saßen gerade beim Thee, als der Bediente mir das Schreiben überreichte. Ich erkannte sofort an der Aufschrift, daß es von Pyl kam und wollte es einstweilen uneröffnet in die Tasche stecken, als Virginie mir zurief, mich durch ihre und ihres Vaters Gegenwart doch ja nicht stören zu lassen: man könne nie wissen, was ein Brief Wichtiges enthalte.

Nach einigem Zögern kam ich ihrer Einladung nach und erbrach das Siegel.

Pyl schrieb mir, er habe in Gemeinschaft mit seinem Schwiegervater die Heilanstalt, die derselbe bisher nur als leitender Arzt dirigirt hatte, käuflich erworben, ein Ereigniß, das ihm ein für allemal eine glänzende Zukunft sichere. Obgleich sein bescheidenes Vermögen sich kaum auf den achten Theil der Kaufsumme belaufe, erkenne ihn Doktor Pauly als gleichberechtigten Theilhaber an, wogegen er, Pyl, allerdings die größere Summe der Arbeit zu leisten habe, was ihm bei seiner eisernen Thatkraft und Rührigkeit nicht schwer falle. Außerdem ent-

hielt das Schreiben ein paar amüsante Anspielungen an unsere gemeinsame Studentenzeit, und spezielle Grüße von Pyl's Gemahlin, die, wie er sich ausdrückte, an mir einen Narren gefressen habe.

Die Befriedigung über den Inhalt des Briefes und die Heiterkeit über seine Schlußphrasen malte sich so unverkennbar in meinen Zügen, daß Virginie ihre Neugierde nicht länger bemeistern konnte. Ihr Takt verbot ihr zwar eine direkte Frage, aber es giebt Umwege, die eben so sicher zum Ziele führen, wie die gerade Heerstraße. So sagte ich denn, das Schreiben zusammenfaltend, im Ton eines Menschen, der sich königlich amüsirt hat:

— Ich muß sehr um Entschuldigung bitten, daß ich mich, ganz gegen meine Absicht, in diese Epistel vertieft habe, anstatt sie zu überfliegen; aber der Briefschreiber ist ein so unbezahlbares Original, daß er Einen in der That nicht losläßt.

Ein Wort gab nun das andere. Ich schilderte Pyl's Eigenthümlichkeiten, so wie ich sie vorhin Dir geschildert habe, nur mit dem Unterschied, daß die Eindrücke damals noch neu und unverblaßt waren, und daß der Erzähler die phantasievolle Frische der Jugend besaß, die selbst das Unscheinbarste zu vergolden weiß. Bei einzelnen Episoden lachte Herr von Tarnow so herzlich, daß ihm die Thränen in die Augen traten; und dann wieder wurden Beide, Vater und Tochter, sehr ernst; denn sobald ich auf die

Freundschaft zu sprechen kam, die mich mit Pyl verband, schlug ich unwillkürlich einen feierlichen Ton an, der, ich weiß selbst nicht weßhalb, stets eine ähnliche Stimmung in meinen Zuhörern erzeugte. Es mag wohl die unwiderstehliche Gewalt der Aufrichtigkeit, die Kraft eines wahren, tiefen Gefühls gewesen sein, die aus meinen Worten klang und eine so bedeutsame Wirkung ausübte.

— Dieser Pyl scheint in der That ein seltener Mensch zu sein, sagte Virginie nachdenklich, und ich kann mir sehr gut vorstellen, was Sie so unabweisbar zu ihm hinzieht. Besitzen Sie kein Bild Ihres Freundes?

— Doch, sagte ich lebhaft.

Ich trug zufällig seit einigen Wochen seine Silhouette, die er mir kurz vor jenem Unfall im Walde zugesandt hatte, im Taschenbuch nach.

Virginie betrachtete das Bild aufmerksam und schüttelte dann den Kopf.

— Den hätte ich mir nun ganz anders gedacht, sagte sie mit dem Ausdruck der Enttäuschung.

— O, versetzte ich, es sind nicht sowohl seine Züge, die ihm sein eigenthümliches Gepräge verleihen, als der originelle, nicht zu definirende Geist, der diese Züge belebt. Vollends im Schattenriß büßt er sein eigentlichstes Ich ein.

Auch Herr von Tarnow fand, daß die Silhouette zu meinen Schilderungen nicht recht passe. Ich legte das

Bild wieder in mein Taschenbuch und das Gespräch nahm eine andere Wendung.

Herr Schärtlin schwieg und langte abermals nach der braunen Schatulle.

Nachdem er die Papiere und Hefte, die sie enthielt, einigemale hin- und hergewendet hatte, zog er ein kleines uneingerahmtes Portrait hervor, ganz im Format der Studentenbilder, die seine Wand schmückten.

— Das ist er, sagte er, indem er mir die Silhouette zuschob.

Ich gewahrte ganz im Gegensatz zu dem, was ich soeben gehört hatte, einen äußerst charaktervollen, durchgearbeiteten Kopf mit mächtiger Stirne und einem Munde, um den ein fast dämonischer Zug schwebte.

Fragend blickte ich auf. Herr Schärtlin schien sich einen Augenblick an meiner Verwunderung zu weiden. Dann sagte er langsam und jedes Wort eigenthümlich betonend:

— Das ist nicht die Silhouette, die ich an jenem Abend im Tarnow'schen Schloß zeigte; sie datirt aus späteren Jahren und ist überhaupt nur durch . . . durch einen merkwürdigen Zufall in meine Hände gelangt.

Ich betrachtete das Bild von Neuem.

— Präge Dir diese Züge nur recht ein, fügte Herr Schärtlin mit dumpfer Stimme hinzu — recht bis ins Innerste Deiner Seele: so wirst Du unter Umständen vor

Schaden bewahrt bleiben. Ja, ja, mein Junge, so sieht ein Schuft aus!

Ich erschrak ordentlich, als ich dieses Wort, in so furchtbar schneidigem Ton gesprochen, aus dem Mund des Mannes hörte, der noch eben seiner Freundschaft und Liebe einen so wehmüthig begeisterten Ausdruck geliehen hatte. Aber was sollte ich sagen? Ehe ich urtheilen konnte, mußte ich seine Geschichte zu Ende hören.

— Erzählen Sie weiter, bat ich, das Bild langsam auf den Deckel der Cassette legend.

Herr Schärtlin schob es wieder unter die übrigen Papiere und fuhr fort:

— Am Tage nach dieser Abendunterhaltung trafen zu Tische zwei junge Cavaliere aus der Stadt ein, deren Gegenwart mir das Gebäude meiner kaum errungenen Fassung wieder über den Haufen warf. Den Einen von ihnen, Graf Callas, kannte ich bereits von Ansehen als einen Löwen der Universität. Er gab vor, Jurisprudenz zu studiren, verwandte jedoch die ganze Summe seines Talentes auf einen möglichst eleganten und kostspieligen Lebensgenuß, in welchem das schöne Geschlecht eine hervorragende Rolle spielte. Bei der gesammten weiblichen Bevölkerung der Stadt galt er für unwiderstehlich. Einen Blick, einen Gruß, oder gar einen Tanz von ihm zu erhaschen, war das Ziel aller Töchter der sogenannten guten Gesellschaft, und selbst die Väter und Mütter beeilten sich

in seltsamer Uebereinstimmung, dem jungen Herzenseroberer alle erdenklichen Blumen auf den Pfad zu streuen. Der Zweite, ein Herr von Salten, schien erst ganz vor Kurzem die Universität bezogen zu haben. Er machte den Eindruck eines frühreifen, etwas naseweisen Bürschchens, das von der Schule her die Gewohnheit griechischer Citate mitbrachte und überhaupt neben der Rolle des Edelmannes auch die des Schöngeists zu spielen suchte.

Ich verwandte diesmal eine ganz besondere Sorgfalt auf meine Toilette. Fast eine halbe Stunde lang bürstete ich an meinem blauen Frack herum. Die Weste, die mir zu enge geworden war, erforderte eine noch längere Müheleistung, welche mir endlich dadurch erleichtert wurde, daß sich das Hausmädchen meiner erbarmte und mir mit Nadel und Zwirn zu Hülfe eilte. Nie vergesse ich das peinliche Gefühl, das mir durch alle Nerven zitterte, als das gutmüthige Geschöpf mit fiebernder Hast an dem Zwickel nähte, den sie mir in das Rückenfutter gesetzt hatte, während drunten der Bediente schon mit den Tellern klapperte und Virginie zum zweiten Mal fragen ließ, ob es Herrn Schärtlin nicht gefällig sei, zu Tische zu kommen.

Du lächelst? Ach, mein Freund, ich versichere Dich, es giebt sehr komische Scenen, die doch im Innern einen ernsten und schmerzlichen Kern tragen. Die Beschränktheit unserer äußeren Mittel kann unter Umständen lähmend,

wenn nicht geradezu vernichtend auf unseren edelsten Gefühlen und Bestrebungen lasten; ja, oft hängt unser eigentlichstes Glück von solchen Kleinigkeiten ab. Denn das Glück ist die vollendete Harmonie unseres Wesens, und was stört diese Harmonie entschiedener, als die Furcht, lächerlich zu erscheinen?

Endlich trat ich mit hocherglühenden Wangen und klopfendem Herzen in den Speisesaal. Es überrieselte mich siedend heiß, als ich bemerkte, daß die beiden jungen Herren bei meinem Anblick Mühe hatten, ihr Lachen zu unterdrücken. Selbst Virginie kämpfte mit einer Heiterkeit, die offenbar meiner Erscheinung galt. In der That, als ich an dem großen Trumeau vorüberschritt und meine Figur vom Kopf bis zu den Füßen überblicken konnte, da beschlich auch mich ein gewisses Verlangen, laut aufzulachen. Aber es wäre ein bitteres Lachen gewesen, ein Lachen des Aergers, des Mißmuthes, der unbeschreiblichsten Wuth.

Ich schwur mir heilig und theuer, nie wieder meinem Studentenflaus untreu zu werden, und sollte der Zufall mich morgen mit Prinzen oder Königen zu Tische führen. In meinem ehrlichen Alltagsrock war ich wenigstens ich selbst; aber jetzt, in diesem abenteuerlichen Aufputz, erschien ich mir wie schnöde Carricatur, die neben den vornehm gekleideten Cavalieren eine doppelt klägliche Rolle spielte.

Ich brachte fast keinen Bissen hinunter, obgleich sich die Gesellschaft nach und nach an mein humoristisches Exterieur zu gewöhnen schien. Als Graf Callas mich fragte, in welchem Semester ich mich befände, antwortete ich beinahe barsch, und selbst Herr von Tarnow war nicht im Stande, mich in die Unterhaltung zu ziehen.

Nach beendigter Tafel begab sich die Gesellschaft in den Garten, der auf zwei Seiten von dem Hochwald begrenzt, einen Aufenthalt voll erquickender Kühle bot.

Ehe ich mich's versah, hatte sich Virginie an meinen Arm gehängt. Da Herr von Tarnow inzwischen mit dem jungen Callas ein eifriges Gespräch über Politik angeknüpft hatte, und Herr von Salten von seinem Freund unzertrennlich war, so gab es sich ganz natürlich, daß wir allein blieben.

— Herr Schärtlin, sagte Virginie, Sie sind ein närrischer Mensch!

Ich wußte nicht, was ich erwidern sollte.

— Meinen Sie, fuhr Virginie fort, ich hätte nicht gemerkt, wie beklommen Ihnen zu Muthe war, als Sie in Ihrem blauen Schwalbenschwanz über die Schwelle traten und die Wahrnehmung machten, daß unsere beiden anderen Gäste etwas weniger altfränkisch costümirt sind? Nun, offen gestanden — hier begann sie zu lachen, als müsse sie jetzt Das nachholen, was sie an der Tafel aus Rücksicht auf meine Verlegenheit unterlassen —

offen gestanden, Sie sehen auch aus, daß man ein wahrer Philosoph sein muß, um ernsthaft zu bleiben. Wie kommen Sie eigentlich zu diesem wunderlichen Festtagsgewand?

— Mein Fräulein, sagte ich feierlich, es stünde mir schlecht an, wenn ich Sie über meine Verhältnisse irgendwie täuschen wollte. Ich bin arm, sehr arm, und wenn ich geahnt hätte, daß hier im Hause die Armuth für etwas Lächerliches gilt —

Sie ließ mich nicht ausreden.

— Da haben wir's ja, sagte sie, noch immer lachend. Ich wiederhole Ihnen, Sie sind ein närrischer Mensch. Meinen Sie denn, Sie in Ihrem blauen Schwalbenschwanz wären mir nicht zehnmal lieber, als dieser Graf Callas im feinsten und elegantesten Habit von der Welt? Wer wird so gering von sich denken, daß er seinen Werth nach dem Tuche bemißt, das er auf dem Leibe trägt?

Und nun hub sie von Neuem an zu lachen, so laut und herzlich, wie ich es einer so fein erzogenen Dame nie zugetraut hätte. Ich aber wußte nicht, sollte ich vergnügt oder beleidigt dreinschauen, denn während ihre Worte ganz darnach angethan waren, mich unsäglich glücklich zu machen, legte mir ihre Miene die Vermuthung nahe, daß sie ihr Spiel mit mir treibe.

Sie mußte merken, was in mir vorging, denn plötzlich ward sie ernst und sah mich mit einem Blick an, so

wahr und treuherzig, daß mein letzter Zweifel in Rauch aufging.

— Sie dürfen nicht böse sein, begann sie schmeichlerisch, es ist mir nun einmal nicht möglich zu heucheln, und wenn ich etwas komisch finde, so muß es von der Seele herunter, koste es was es wolle. Bei Tische habe ich mich nur darum so zusammengenommen, weil ich den beiden Herren nicht den Triumph gönnen wollte. Ja, den Triumph! Sie brauchen mich gar nicht so groß anzusehen. Denken Sie, es sei unbekannt geblieben, daß wir Sie in eigener Person abgeholt und auf unser Schloß entführt haben? Sie gelten bereits für meinen bevorzugten Ritter, und da Graf Callas, wie ich Ihnen nicht verhehlen will, den glühenden Wunsch hegt, sich mir liebenswürdig zu zeigen, so muß ihn das natürlich verdrießen. Begreifen Sie nun?

— Das gnädige Fräulein belieben zu scherzen, stammelte ich mit verlegener Geberde.

— Keineswegs; ich rede die lautere Wahrheit, und ich darf hier um so offener sein, als ich in Ihnen einen edlen, uneigennützigen Freund erblicke, zu dem ich mich hingezogen fühle wie die Schwester zum Bruder. Wären Sie mir jemals gegenübergetreten wie dieser Graf, so... so . . . wie soll ich nur sagen . . .? Sie wissen doch, was der Franzose faire la cour nennt?

Ich erröthete bis über die Ohren.

— So ungefähr, ja, antwortete ich den Blick zu Boden senkend.

— Eh bien, in diesem Fach ist der Graf Meister. Bei mir hat er seine Virtuosität so weit getrieben, daß er mir einen Heirathsantrag gemacht hat.

Ich glaubte in den Boden zu versinken. Außer Stande, ein Wort zu erwidern, begnügte ich mich damit, langsam und tiefsinnig zu nicken, etwa wie ein Arzt am Krankenbette, wenn er nicht weiß, welche Diagnose er stellen soll.

— Nicht wahr, es wundert Sie, sagte Virginie leichthin, daß ich Ihnen das so ohne Weiteres mittheile? Aber ich bin überzeugt, Sie sind discret und machen keinen Gebrauch davon. Auch wollte ich Ihnen zeigen, daß der Graf nicht ganz so unwiderstehlich ist, wie sein Ruf dies behauptet. Das gibt Ihnen vielleicht den Muth, dem Herrn etwas freier und unbefangener gegenüberzutreten.

Ich bat um die Erlaubniß, mich ein paar Augenblicke ausruhen zu dürfen, da mein Fuß in Folge der ungewohnten Anstrengung rasch ermüdet war.

— Schön, sagte sie, setzen wir uns hier in die Buchenlaube. Hier können wir ungestört noch ein Viertelstündchen lang mit einander plaudern . . . Sie plaudern doch gern mit mir?

Es lag durchaus keine Koketterie in dieser Frage;

sie klang vielmehr wie der Scherz eines muthwilligen Kindes.

— Und darf ich wissen, begann ich schüchtern, als sie an meiner Seite Platz genommen hatte, darf ich wissen, was . . . was Sie Herrn Callas auf seinen Antrag erwidert haben?

— Warum nicht? Ich erklärte ihm, daß ich mich hochgeehrt fühle, daß es mir äußerst schmeichelhaft sei, und so weiter und so weiter.

— Aber ich verstehe nicht . . .

— Nun, Sie werden sich doch nicht einbilden, daß ich im Stande sei, einen Mann zu lieben, wie diesen Grafen Benno von Callas! Wenn Sie mich während der vierundzwanzig Stunden, die Sie in unserm Hause weilen, nicht besser kennen gelernt haben, dann sind Sie ein schlechter Psycholog.

— Sie wiesen seine Bewerbungen also ab? fragte ich zögernd.

— Dafür bin ich zu rücksichtsvoll, entgegnete sie halb scherzend. Ich bat mir Bedenkzeit aus; ich sei noch zu jung, sagte ich; in einem Jahr möge er seine Frage wiederholen. Ich weiß nur zu gut, daß er bis dahin längst etwas Anderes gefunden hat, was seinen lebhaften Geist mit Beschlag belegt . . .

Es entstand eine Pause.

— Mein gnädiges Fräulein, sagte ich endlich mit

einer gewissen Förmlichkeit, darf ich mir eine unbescheidene Frage erlauben?

— Unbescheiden wird sie nicht sein, entgegnete sie, sonst fiele sie Ihnen nicht bei — also fragen Sie!

— Weshalb . . . wie kommt es . . . was haben Sie an dem Grafen eigentlich auszusetzen?

Virginie ward mit einem Male sehr ernst.

— Gar Nichts, erwiderte sie, absolut gar Nichts, als daß ich Nichts an ihm zu bewundern finde. Er ist hübsch, wohlerzogen, von einnehmenden Manieren und recht erfreulichen Geistesgaben. Ja, wenn Sie ihn näher kennen, werden Sie sogar merken, daß er mehr Wissen verbirgt, als man ihm zutraut. Aber . . . mon dieu!

Sie zuckte die Achseln.

Ich begriff nicht.

— Ja, wie muß der Mann denn eigentlich sein, fragte ich innerlich bebend, der das Glück haben soll, Ihre Neigung zu erwerben?

— Ich weiß nicht, entgegnete sie frischweg, aber ganz gewiß anders, als Graf Benno von Callas. Sehen Sie, mein lieber Herr Schärtlin, ich müßte an meinem Mann in jeder Beziehung hinaufblicken können. Er müßte mir imponiren, so imponiren, daß ich den letzten Rest meines eigenen Willens vergäße und glücklich wäre, mich im Staub an seine Kniee schmiegen zu dürfen. Ich will damit gar nicht sagen, daß er ein Genie sein müßte;

nur ein Mann im schönsten und höchsten Sinne des Wortes, ein Gebieter und Beschützer zugleich, ein Wesen, das ich anbeten könnte, wie der Gläubige seine Gottheit.

Als sie schwieg, leuchtete ein seltsames, fast unheimliches Feuer aus ihren Augen. Mir war so stolz, so freudig und doch wieder so wunderbar schmerzlich zu Muthe! Diese Schilderung paßte freilich in keiner Weise auf den Grafen — aber auf mich? Meine äußere Erscheinung ließ eine solche Frage nahezu lächerlich klingen. Und doch, und doch, — ich fühlte, daß etwas in meiner Brust wogte und schwoll, dessen innerstes Wesen Dem, was Virginie ersehnte, verwandt sein mochte. Ich wußte, daß ich freudig und unerschrocken den Kampf gegen eine ganze Welt aufgenommen hätte, um sie zu beschützen und zu vertheidigen. Ich wußte, daß keine Macht der Erde im Stande gewesen wäre, an ihrer Seite mich niederzubeugen. Nur sie selbst, nur der Zauber ihrer Gegenwart schien jetzt diese Fülle der Kraft zu lähmen, denn aus ihren Zügen sprach Nichts, was mir auch nur die leiseste Hoffnung gegeben hätte.

Als ich mich am Abend auf mein Zimmer zurückgezogen hatte, wiederholte ich mir ihre Worte Silbe für Silbe. Es gewährte mir ein grausames Vergnügen, mir eine Rede ins Gedächtniß zurückzurufen, die schon deshalb die Trostlosigkeit meines Schicksals zu besiegeln schien,

weil Virginie sie an mich gerichtet hatte. Nur der Gedanke, daß sich selbst ein Mann von den glänzenden Eigenschaften Benno's in der gleichen Lage befinde, goß Balsam in meine Wunden.

Des Tags darauf hatten wir abermals Tischgesellschaft — ein ältliches Ehepaar, das auf der Rückreise aus dem Bad begriffen war und, wie stets, die Gelegenheit benutzte, auf dem Tarnow'schen Familiensitz vorzusprechen.

Baron Tellwitz war ein netter und liebenswürdiger Mann, der den einzigen Fehler besaß, vermittelst seines dröhnenden Basses jederzeit die Alleinherrschaft über die Unterhaltung an sich zu reißen und über kleine Streitfragen mit einer Hartnäckigkeit zu disputiren, die durchaus Nichts Gemüthliches hatte.

Seine Frau, eine ehrwürdige Matrone von etlichen fünfzig Jahren, bildete zu dieser Lebhaftigkeit den schroffsten Gegensatz. Sie bedurfte stets der Sammlung, um die einfachste Redensart über die Lippen zu bringen und da sie obendrein stotterte, so zog sie es vor, ihre Mitthätigkeit an der Conversation auf ein freundliches, etwas albern aussehendes Lächeln zu beschränken.

Der Baron begann schon bei der Suppe eine lebhafte Schilderung seines diesjährigen Badeaufenthaltes zu brüllen. Ich war so sehr in meine Gedanken verloren, daß ich nur das mechanische Geräusch seiner Sprach-

werkzeuge vernahm, ohne von dem Sinn seiner Worte berührt zu werden.

Plötzlich ward ich durch die Stimme Virginiens aus meinen Träumereien aufgeschreckt.

— Bad Föhrenstädt gehört ja wohl Ihrem Freunde Pyl? rief sie mir über den Tisch herüber.

— Ah, was, donnerte Baron Tellwitz, Doktor Pyl ist Ihr Freund? Na, da bringe ich Ihnen viele Grüße . . . das heißt, will sagen, er hat mir sie nicht aufgetragen, aber wenn er gewußt hätte, daß ich hier das Vergnügen haben würde . . . Ein prächtiger Mann, dieser Doktor Pyl — und macht brillante Curen!

Ich erwiderte, daß Pyl allerdings schon auf der Universität Hervorragendes geleistet habe.

— Ja, wissen Sie, entgegnete der Baron, der Schwerpunkt der Geschichte liegt nicht sowohl in den Kenntnissen und Leistungen, als in dem unbegreiflichen Vertrauen, das er erweckt. Der Mann braucht seine Patienten nur anzusehen, und im Handumdrehen sind sie gesund.

Herr von Tarnow zog die Brauen in die Höhe.

— Nun, nun, fuhr Baron Tellwitz fort, ich will das natürlich nicht wörtlich verstanden haben, aber Thatsache ist, daß seine Persönlichkeit einen unbeschreiblichen Zauber ausübt. Und ist nicht gerade bei nervösen Leiden — die meisten Curgäste in Föhrenstädt sind nervös . . . wir sind auch nervös, nicht wahr, Laura? — was ich also

sagen wollte, bei nervösen Leiden ist das Vertrauen zum Arzte die halbe Cur. Wenn der Kranke erst einmal die Ueberzeugung gewinnt, daß ihm zu helfen ist, dann stellt sich die Heilung über Nacht ein, und in dieser Richtung wirkt Doktor Pyl wahrhaft Wunder. Na, ich will z. B. gar nicht von mir reden. Mein Schmerz im Hinterkopf war schließlich kein großes Malheur und kann auch von dem vielen Grog hergekommen sein: und da ich das Zeug dort gelassen habe, so wäre es vielleicht auch ohne Herrn Pyl gut geworden. Aber da war ein Mensch, der sich fast wie irrsinnig geberdete. Er meinte, er hätte Gehirnerweichung und Rückenmarksdarre und Gott weiß was sonst noch. Ich war dabei, wie der arme Geselle nach dem Cursaal geschafft wurde. Er sah in der That ganz miserabel aus, eine wandelnde Leiche, und so niedergeschlagen, daß kein Mensch ein Wort aus ihm herausbringen konnte. Da trat Doktor Pyl auf ihn zu, grüßte ihn mit einer stummen Verbeugung und ersuchte ihn mit kurzen, aber freundlichen Worten, ihm ins Sprechzimmer zu folgen. Der Kranke hob die Blicke und sah dem Arzt müde und verstört in das ruhige, siegesgewisse Antlitz; und so wahr ich lebe, in diesem Moment ging es wie ein Schauer durch seinen Körper, und er ergriff den Doktor Pyl bei der Hand und dankte ihm, als wäre seine bloße Gegenwart eine Gnade des Himmels. Das war drei Tage nach unserer Ankunft: und jetzt geht der Mensch dort in Föhren-

städt herum wie ein Gesunder. Er sieht freilich noch blaß und elend genug aus, aber der Bann der Verzweiflung ist von ihm gewichen . . . Sie sagen, er hätte Haschisch geraucht und sich dadurch so bejammernswerth heruntergebracht.

Virginie hatte dieser Erzählung mit athemloser Spannung zugehört. Ihre Wangen rötheten sich; ihre Augen glänzten wie flüssiges Metall. Erst später habe ich mir den eigenthümlichen Eindruck, den die Worte des Barons in ihr hervorriefen, völlig zum Bewußtsein gebracht. Damals ahnte ich noch nicht, daß ihre Phantasie am Werke war, das Bild eines Mannes zu verarbeiten, der ihr mehr als irgend ein anderer Sterblicher aus ihren bisherigen Lebenskreisen — „imponirt“ hatte.

Nach Tische suchten wir unsern gestrigen Platz in der Laube auf. Es geschah wie in Folge einer stillen Vereinbarung; doch schien sie fast noch lebhafter dabei interessirt zu sein als ich.

— Sie müssen mir noch mehr von Ihrem Freunde erzählen, sagte sie treuherzig, als wir allein waren. Die Silhouette, die Sie uns vorgestern gezeigt haben, muß doch sehr unähnlich sein.

Ich willfahrte mit Freuden, denn meine Liebe zu Pyl war so arglos und uneigennützig, daß ich es fast wie eine Schmeichelei für mich selber betrachtete, wenn Virginie sich so eifrig nach ihm erkundigte.

Als wir nach Verlauf einer Stunde aufbrachen, pflückte sie von dem nächsten Strauch eine Rose.

— Hier, sagte sie schalkhaft, ich schenke sie Ihnen als Zeichen meiner Huld. Sie haben mich so vortrefflich unterhalten, daß Sie eine Auszeichnung verdienen.

Ich überlegte nicht, daß dies im vorliegenden Fall ein zweischneidiges Compliment war. Als ihr Finger den meinigen berührte, durchschauerte mich die Empfindung einer nie gekannten Seligkeit und nur mit Mühe gelang es mir, den leichten, scherzhaften Ton, den sie angeschlagen hatte, festzuhalten.

Die Rose aber hob ich auf wie eine Trophäe, bis mir späterhin klar wurde, daß sie nur der traumhafte Vorbote meines Verhängnisses gewesen.

Herr Schärtlin starrte glanzlosen Blickes vor sich hin.

— Es ist kindisch, sagte er nach einer Pause, denn eine vertrocknete Blume sieht aus wie die andere. Aber nicht wahr, Fritz, Du hältst Deinem alten Freund diese Thorheit zugute? Wir wollen sie noch einmal betrachten, ehe ich den ganzen traurigen Tand in die Flammen werfe.

Er sprach's und nahm aus dem Deckelfach der Schatulle ein kleines Päckchen heraus, das verschiedene, durch die Länge der Zeit völlig entfärbte Pflanzen enthielt. Jede derselben war auf ein handgroßes Stück Papier aufgeklebt und mit einer Unterschrift versehen.

Nach einigem Hin- und Herblättern fand er, was er gesucht hatte. Es war der klägliche Rest einer Monatsrose, graubraun wie eine Mumie, zerbröckelt und fast nur noch durch die Linien des Gummis, die das Fehlende für das Auge ergänzten, als Rose erkennbar. Links in der Ecke standen in vergilbten Schriftzügen die Worte: „Virginie von Tarnow. Am 16. Juli.“ und darunter die Verse:

Dürft' ich dieser Sprache trauen,
Wär' mein Sehnen nicht vergebens,
Und der dunkle Pfad des Lebens
Führte mich durch Rosenauen.

Vermuthlich eines jener Quatrains, wie sie damals im Schwang waren, oder ein eigener Herzenserguß meines würdigen Freundes. Jedenfalls berührte mich der Contrast zwischen dem duftig-poetischen Anfang, den ich hier gewissermaßen in Händen hielt, und dem einsam-schwermüthigen Ende, das ich jetzt mit erlebte, überaus schneidig. Von den Rosenauen waren für Herrn Schärtlin nur die Dornen geblieben, und er mochte Gott danken, wenn es ihm vergönnt war, seinen stillen, freudlosen Pfad bis zum Ziele zu wandern, ohne sich diese Dornen allzu tief in das Fleisch zu stoßen.

Herr Schärtlin ließ das Päckchen mit den getrockneten Pflanzen auf dem Schreibtisch liegen und fuhr dann mit seiner Erzählung fort:

— Der Sommer ging zur Neige. Den freundlichen

Einladungen Tarnow's und Virginien's Folge leistend, richtete ich, so oft ich konnte, meine Wanderungen und Ausflüge so ein, daß sie mich nach dem Schloß führten.

Gern wiegte ich mich in die Täuschung, als gehorche ich hierbei einer Forderung der Höflichkeit, denn Herr von Tarnow, der ohne sich sonderlich um mich zu kümmern, eine ungewöhnliche Sympathie für mich zu empfinden schien, verabsäumte nie, mir beim Scheiden die Hand zu drücken und mir die möglichst baldige Wiederholung meines Besuchs in den dringendsten Ausdrücken ans Herz zu legen. Hundertmal nahm ich mir vor, lieber unhöflich zu erscheinen, als diesen Verkehr fortzusetzen, und hundertmal ward ich meinem Entschluß untreu, denn immer noch lauerte in einem verborgenen Winkel meines Herzens ein Rest der Hoffnung.

Ich verlebte an Virginien's Seite eine Reihe einzig schöner Herbsttage, deren warme, wehmuthsvolle Klarheit so recht zu der Stimmung paßte, die in der Nähe des geliebten Mädchens mein ganzes Wesen beherrschte. Wir waren jetzt in der That Freunde geworden. Wir tauschten unsere Gedanken über alle Fragen des Lebens, der Kunst und des Wissens aus, und Virginie legte eine besondere Freude an den Tag, wenn sie in irgend einer Beziehung von mir lernen konnte; aber Alles, was sie für mich empfand, war so rein schwesterlich, so ruhig und selbstgenügsam, daß ich stets von Neuem ringen und kämpfen

mußte, um die verwundete Eitelkeit und die gekränkte Sehnsucht nicht zum Wort kommen zu lassen. Das gelang mir so ziemlich in der stillen Zurückgezogenheit des beschaulichen Schloßlebens. Als aber der Winter in das Land zog und die rauschenden Festlichkeiten in der Stadt begannen, an denen auch die lebenslustige Virginie theilzunehmen pflegte, da ergriff mich die alte Verzweiflung und ich beschloß, ein für allemal ein Ende zu machen. Klar und deutlich wollte ich mein Urtheil aus ihrem Munde hören und dann mit dem Bewußtsein, Alles versucht zu haben, in meine dunkle Verborgenheit zurücktreten.

Es war am zwanzigsten November. Die Tarnow's hatten ein kleines Fest veranstaltet, und auch ich befand mich unter den Geladenen.

Obgleich ich längst das abenteuerliche Costüm, das mich so komisch kleidete, mit einem modischen Anzug vertauscht hatte, verspürte ich doch ganz dieselbe Beklommenheit wie damals vor dem Eintritt in das Speisezimmer. Ein unnennbares Gefühl der Angst schnürte mir die Kehle zusammen. Zum ersten Male sollte ich die Geliebte in ihrer Rolle als eigentliche Dame der Gesellschaft erblicken. Zum ersten Male sollte ich Zeuge sein, wie sie in einem glänzenden Kreis zahlreicher Bewunderer jene Triumphe feierte, zu denen sie wie keine Andere berufen und berechtigt schien. Wer konnte wissen, ob nicht gerade heute der Mann sich ihr zum ersten Mal nähern würde, dem es

bestimmt war, Das zu erobern, was ich so glühend und vergeblich ersehnte? Ja, Virginie war im Stande, mir, ihrem treuesten Freunde, wie sie mich nannte, das Geheimniß einer aufkeimenden Neigung anzuvertrauen, meinen Rath und meine Hülfe zu beanspruchen und sich höchlich zu verwundern, wenn ich über diese Freudenbotschaft nicht vor Entzücken außer mir gerieth.

Virginie hatte mich gebeten, schon eine Stunde vor Beginn der Soirée einzutreffen, da dies die erste Fête sei, die sie persönlich zu dirigiren habe. Ihr Vater aber sei in solchen Dingen höchst ungemüthlich und nicht zu bewegen, auch nur eine Meinung zu äußern. Er habe das stets der seligen Mutter überlassen.

Ich begriff zwar nicht, was ich in meiner völligen Unerfahrenheit ihr nützen könne, aber ich hatte mich längst daran gewöhnt, ihr ohne Widerrede Folge zu leisten und so war ich denn pünktlich zur Stelle.

Der blendende Eindruck, den Virginien's Erscheinung in der prachtvollen Ballrobe auf mich ausübte, trug nicht dazu bei, meine Stimmung zu heben. Es war mir zu Muthe, als sei sie die Fürstin und ich ihr in Demuth ersterbender Kammerdiener, der sich glücklich schätzen müsse, daß die allerhöchste Gnade ihn nicht ganz so vornehm ablehnend behandle, wie er dies verdiente. Und doch lag in der Art und Weise, wie sie mich hier eine tropfende Kerze aufrichten, dort einen Sessel rücken und dort

ein Bouquet arrangiren ließ, fast etwas Schmeichelhaftes. Sie hätte es genau so machen können, wenn ich der Herr des Hauses und sie meine Gattin gewesen wäre.

Ich lachte innerlich auf, als ich mich bei diesem Gedanken ertappte; aber Eins stand fest bei mir: heute noch mußte sich mein Schicksal entscheiden. Ich war außer Stande, diese unablässig wühlenden Qualen noch länger mit gelassener Miene zu ertragen.

Eben hob die Wanduhr auf dem Corridore zum Schlag der achten Stunde aus, als der erste Wagen vorfuhr. Es war Graf Callas und sein Freund Salten. Ihre Pünktlichkeit überraschte mich nicht. Callas hoffte, auf diese Weise eine Viertelstunde lang möglichst ungestört mit Virginie plaudern zu können, und Herr von Salten fügte sich natürlich dem souverainen Machtspruch seines erfahrenern Standesgenossen, obgleich er für seine Person der Ansicht war, diese Accuratesse sei nicht ganz gentlemanlike.

Graf Callas schien etwas verstimmt, als er wahrnahm, daß ein Anderer ihm zuvorgekommen; doch trat er mit gewohnter Artigkeit auf mich zu und bot mir zwei Finger seiner rechten Hand, die ich mit sanfter Verbindlichkeit schüttelte. Wir hatten uns in der Zwischenzeit wiederholt bei Tarnow's gesehen und vertrugen uns um so besser, als ich nach Dem, was Virginie mir mitgetheilt hatte, meinen letzten Groll gegen den Grafen schwinden

fühlte. Nur ein Umstand berührte mich peinlich, nämlich der, daß Virginien's Voraussetzung, Benno würde seine Aufmerksamkeit sehr bald einem andern Gegenstand zuwenden, nicht in Erfüllung gegangen war. Der Graf schien vielmehr durch die Zurückhaltung Virginien's gereizt, Alles anzustrengen, um die Festung schließlich doch zu erobern, und wenn auch vorläufig in Virginien's Gesinnungen keine Aenderung eingetreten war, so konnte der sichtliche Ernst des jungen Cavaliers doch nach und nach eine Wirkung ausüben, deren bloße Vorstellung mich fast zur Verzweiflung brachte.

Das Alles zuckte auch jetzt wieder durch mein Gehirn. Ich war daher froh, als Herr von Salten dem Freund zuvorkam und mit Virginien ein eifriges Gespräch über die Heimkehr des Odysseus anknüpfte.

Jetzt trat auch Herr von Tarnow ins Zimmer, und wenige Minuten später hielt der zweite und dritte Wagen im Schloßhof. Die festlich geschmückten Räume begannen sich mit einer auserlesenen Gesellschaft zu füllen, die mir zum größten Theil unbekannt war.

Gegen halb neun ließ Virginie den Thee reichen und um halb zehn begann der Tanz. Da ich noch niemals erprobt hatte, was ich mir in dieser Hinsicht zutrauen durfte, so hütete ich mich, an einem Vergnügen theilzunehmen, das dem Unerfahrenen verhängnißvoll werden konnte. Schweigend starrte ich in das rauschende Treiben,

und je länger ich die seltsamen Wirbel und Wendungen beobachtete, um so schwerer fiel es mir, ihnen irgend welchen begreiflichen Sinn unterzulegen. Erst als ich Virginien erblickte, die im Arm Benno's an mir vorüberflog, ward mir das Räthsel klar, und ich fluchte heimlich meiner Ungeschicklichkeit, die mir die Rolle des Zuschauers aufzwang.

So verfloß eine Stunde. Da trat Virginie auf mich zu und machte mir halb scherzende, halb ernsthafte Vorwürfe darüber, daß ich mich so wenig um sie bekümmere.

— Warum tanzen Sie nicht? fügte sie hinzu. Ich dächte, Sie als specieller Freund unseres Hauses wären fast verpflichtet, das Ihrige zur Belebung des Balles beizutragen.

Als ich ihr sagte, ich könne nicht tanzen, zuckte sie schweigend die Achseln.

— Schade, sagte sie nach einer Weile. So geben Sie mir Ihren Arm. Der nächste Tanz ist ohnehin eine Quadrille, und ich hasse diese langen, abscheulichen Touren, bei denen man einschlafen möchte. Erzählen Sie mir etwas Hübsches!

Ich führte sie aus dem Salon in das Spielzimmer, wo Herr von Tarnow mit einigen älteren Herren und Damen beim Boston saß.

— Nun, Kinder, sagte er, als er uns eintreten sah, schon so früh müde?

Wir traten zum Tisch heran. Virginie klopfte ihrem Vater übermüthig auf die Schulter und nahm dann abseits auf einem kleinen Sopha Platz, indem sie mir winkte, das Gleiche zu thun.

— Mein bester Herr Schärtlin, begann sie launig, während sie graziös mit dem Fächer spielte, ich glaube, Sie langweilen sich.

— Ich? Durchaus nicht . . .

— Doch! Doch! Als ich vorhin an Ihnen vorbeitanzte, machten Sie ein Gesicht wie eine verkörperte Fastenpredigt. Warum bemühen Sie sich gar nicht ein wenig um unsere jungen Damen? Da ist z. B. die kleine Terzky, ein allerliebstes, lustiges Ding, die mich schon zweimal gefragt hat, wer der interessante, bleiche Mensch mit den blonden Locken sei . . . Hören Sie? Locken hat sie gesagt!

— Ich trage wirklich nicht das geringste Verlangen, ihre Bekanntschaft zu machen, erwiderte ich traurig.

Der Ton meiner Stimme schien sie zu befremden.

— Was haben Sie nur? sagte sie mit verändertem Wesen. Wahrhaftig, mein Freund, ich glaube, Sie verbergen mir irgend einen geheimen Kummer. Seien Sie offen!

Ich wandte mich ab.

— Aber so reden Sie doch! drang sie in mich. Oder hegen Sie kein Vertrauen zu mir?

Mein Herz schlug zum Zerspringen. Jetzt war der Augenblick gekommen, ihr Alles zu sagen. Sie selbst schien mein Geständniß herauszufordern. Und doch, wie erschwerte sie mir's gerade durch ihre Theilnahme!

Gleichviel, ich durfte meinem Entschluß nicht untreu werden.

Ja, sagte ich mit erkünstelter Fassung, ich bin unglücklich, Fräulein Virginie, unglücklich und elend, wie kein zweites Geschöpf unter der Sonne.

Sie sah mich an, als zweifle sie, ob ich im Ernst rede. Durch das eigene Bekenntniß ermuthigt, fuhr ich fort:

— Wenn ich Ihnen jetzt Alles gesagt haben werde, so mögen Sie mich auslachen, bis dahin aber hören Sie mich ruhig an, ohne zu widersprechen.

Ich erzählte ihr nun, was seit unserer ersten Begegnung in mir vorgegangen und bat sie, mir das, was ich von Anfang an kaum je bezweifelt habe, ausdrücklich zu bestätigen, damit ich vor ihr und mir gerechtfertigt erscheine, wenn ich einen Verkehr, der für mich die Quelle unsäglicher Leiden sei, von heute an abbreche.

Sie war von Minute zu Minute nachdenklicher geworden. Nach einer Weile begann sie mit freundlicher Milde:

— Sie sind eine treue, ehrliche Seele. Ich habe mich also doch nicht getäuscht.

Und wieder blickte sie, wie in Gedanken verloren, vor sich hin.

— Das ist heute ein recht ereignißvoller Tag, fuhr sie fort, indem sie leise erröthete. Auch Graf Callas hat vorhin seinen Antrag wiederholt. Es ist fast zu viel für mich leichtsinniges Geschöpf. Ich hätte weder Benno so viel Standhaftigkeit, noch Ihnen so viel Nachsicht zugetraut. Denn, ehrlich gesprochen, Sie müssen sehr nachsichtig sein, wenn ich Ihnen nach Allem, was Sie erlebt haben, noch liebenswürdig erscheine.

Ich war keines Wortes mächtig. Jeden Augenblick glaubte ich hören zu müssen, daß sie dem Grafen ihr Ja gegeben, und qualvoller als der Schmerz ihres Verlustes war mir der Gedanke, daß ein Anderer sie besitzen sollte.

— Herr Schärtlin, hub sie nach einer Weile an, ich will ganz offen mit Ihnen reden. Sie sind mir lieb und werth wie ein theurer Freund. Außer meinen Eltern hat nie ein Mensch meinem Herzen so nahe gestanden wie Sie, — aber so wie ich den Mann lieben möchte, mit dem sich mein ganzes Sein und Wesen vereinen soll . . . nein, Herr Schärtlin, so liebe ich Sie nicht. Ich sage Ihnen das ganz freimüthig, denn ein solches Bekenntniß hat Nichts Verletzendes für Sie. Ich erkenne Alles Gute, Schöne und Edle in Ihrer Natur mit warmer Bewunderung an; es würde mir ein schmerzliches Opfer sein, auf Ihren freundschaftlichen Umgang, dem ich so Vieles

danke, verzichten zu müssen, — und doch fühle ich, daß die Liebe, die echte Liebe, anders aussehen muß als Das, was ich für Sie empfinde. Vielleicht bin ich indeß gar nicht fähig, diesen idealen Traum jemals in mir zu verwirklichen; vielleicht existirt Das, was ich mir so insgeheim zurecht gelegt habe, nur im Reich der Phantasie; und so will ich denn der Vernunft eine Stelle einräumen. Was ich dem Grafen Benno geantwortet habe, das will ich auch Ihnen antworten: Lassen Sie mich noch ein Jahr lang meinen eigenen Gang gehen. Die Frist wird ausreichen, um mich nach allen Richtungen ins Klare zu bringen, — und dann sollen Sie meine Entscheidung haben.

Ich war wie berauscht. Das war unsäglich viel mehr als ich erwartet hatte. Außer Stand, den Sturm meiner Gefühle zu bewältigen, nahm ich hastig von Virginie Abschied und eilte hinaus in die sternenklare Winternacht, um nach einer fast dreistündigen Wanderung durch die beschneiten Felder meine einsame Wohnung zu erreichen. Mein Herz pochte in fiebernden Schlägen des Entzückens. Erst spät am Morgen, als die Sonne bereits durch die befrorenen Scheiben sah, versank ich in einen schweren, todähnlichen Schlaf.

Von diesem Tag an fand ich die Ruhe zum Arbeiten wieder, die mich während der letzten Monate völlig verlassen hatte. Der Winter verging mir, zwischen ernsten Beschäftigungen und wonnigen Stunden des Glücks und

der Hoffnung in der Nähe Virginien's, wie eine einzige Festwoche. Auch der Sommer brachte in meinem äußern Leben nur in so fern eine Veränderung hervor, als ich mich in Folge einer kleinen Erbschaft, die meiner Mutter von einem halbvergessenen Anverwandten in der Hauptstadt zugefallen war, weniger einzuschränken brauchte. Im Uebrigen das alte, selige Treiben, das im Winter angefangen, den Frühling hindurch mit wachsender Hoffnungsfreudigkeit fortgesetzt worden war.

Da begannen plötzlich für die Tarnow's Tage der Sorge und Trauer. Ich hatte schon seit geraumer Zeit wahrgenommen, daß Virginiens Vater seine frühere Heiterkeit und Jovialität mehr und mehr einbüßte; aber zu sehr mit meinen eigenen Gedanken beschäftigt, war es mir nicht beigefallen, ernstlich über die Ursache nachzusinnen oder gar eine direkte Frage an ihn zu richten. Herr von Tarnow schien überhaupt bestrebt, seinen Seelenzustand möglichst zu verbergen und insbesondere der Tochter gegenüber keine Veränderung merken zu lassen. Wenn sie, durch die Wolken auf seiner Stirn befremdet, in ihn drang, schützte er kleine Verdrießlichkeiten vor, oder eine nervöse Verstimmung, die ihn bereits in früheren Jahren einmal heimgesucht hatte.

Das dauerte so bis gegen Anfang November; dann ließ sich die Wahrheit nicht länger verschweigen. Ein langjähriger Rechtsstreit, dessen günstiger Ausgang noch

bis vor Kurzem zweifellos schien, war durch die Beibringung von Documenten, deren Vorhandensein Niemand geahnt hatte, in eine neue Phase getreten und wider Erwarten rasch zum Nachtheil der Tarnow's entschieden worden. Es handelte sich dabei um Nichts Geringeres, als um das gesammte mütterliche Vermögen Virginiens, und Alles in Allem erwogen, verlor Herr von Tarnow so ziemlich sein ganzes Besitzthum, so daß ihm nur noch seine bescheidene militärische Pension blieb, die bisher gerade ausgereicht haben mochte, die Kosten der Dienerschaft zu bestreiten.

Ich war Zeuge des Augenblicks, da Herr von Tarnow seiner Tochter das schwere Schicksal, von dem das friedliche Schloß so plötzlich heimgesucht war, mittheilte. Virginie brach in Thränen aus. Nicht um ihrer selbst willen, sagte sie mir später, sondern im Gedanken an ihren Vater, der, an Reichthum und Luxus gewöhnt, nun an seinem Lebensabend dazu verurtheilt wurde, sich einzuschränken. Auch ich empfand das tiefste Mitleid und die herzlichste Theilnahme, aber ich konnte gleichwohl ein wildes, leidenschaftliches Gefühl der Genugthuung, das sich in den verborgensten Tiefen meines Innern regte, nicht völlig unterdrücken. Ein Theil jener Scheidewand, die mich von Virginien trennte, war nun eingestürzt: ich hatte ein Anrecht mehr auf ihren Besitz, denn sie mußte nun immer klarer erkennen, daß es mir nicht um den

Glanz ihrer Stellung, sondern nur um ihre Person zu thun war.

Stumm und niedergebeugt traf Herr von Tarnow die erforderlichen Anordnungen, um mit dem Beginn des neuen Jahres nach der kleinen Landstadt überzusiedeln, die meine Heimath war. Einsam und zurückgezogen wollte er den Rest seiner Tage verbringen, ohne von den halb mitleidigen, halb hämischen Blicken Derer belästigt zu werden, die früher seine Freunde gewesen.

Der zwanzigste November, der Tag, an welchem das Jahr der Selbstprüfung für Virginie verflossen war, kam heran. Noch des Abends zuvor erhielt ich die Nachricht, daß Graf Callas, dem das Schicksal der Tarnow's nicht unbekannt geblieben, sich mit der einzigen Tochter eines steinreichen jüdischen Kaufherrn verlobt habe.

Virginie empfing mich mit ungewohnter Feierlichkeit.

— Ich habe den Tag nicht vergessen, sagte sie wehmüthig lächelnd. Wie Vieles hat sich in diesem Jahr verändert! Nur Sie sind sich treu geblieben!

Ihre Stimme zitterte, und die schönen, schimmernden Augen füllten sich mit Thränen. Fast zwei Stunden lang saß ich in traulichem Zwiegespräch an ihrer Seite. Als wir uns trennten, war ich der glücklichste Mensch, der je ein geliebtes Weib in die Arme geschlossen. Virginie war meine Braut.

Herr von Tarnow sollte den Schicksalsschlag, der ihn

so unverhofft von der Höhe seines Glückes herabgeschleudert, nicht lange überleben. Er starb schon im folgenden Frühjahr an einem Schlagfluß, der wohl zum Theil die Folge der großen Gemüthsbewegungen war, die ihn während der letzten Monate heimgesucht hatten. Meine Mutter nahm Virginien für die kurze Zeit bis zu ihrer Verheirathung zu sich ins Haus. Ich bestand zu Ostern desselben Jahres die Schlußprüfung und erhielt fast unmittelbar darauf in einem kleinen ostpreußischen Landstädtchen die Stelle eines praktischen Arztes.

Im December hielten wir Hochzeit. Unsere Mittel waren beschränkt, unser Hausstand einfach und schlicht; aber ich dünkte mich reicher und seliger als alle Fürsten der Erde. Das kann freilich Jeder sagen; aber wie soll ich Dir's klar machen, daß ich unsäglich und über alle Begriffe glücklich war? Selbst für die höchsten und heiligsten Gefühle steht dem Menschen doch immer nur wieder dieselbe Sprache zu Gebote, welche auch dem alltäglichen Gebrauch jener Durchschnittsgefühle dient, die von den meinen so weit ablagen wie der Grund der Erde von den Höhen des Himmels. Es war ein Cultus, den ich ihr entgegenbrachte: ich betete sie an, ich vergötterte sie . . . Dabei glaubte ich jetzt an ihre Liebe wie der begeisterte Christ an das Evangelium. Ihr Herz schien mir so ganz, so ungetheilt zu gehören, daß ich völlig vergaß, was sie mir früher über die verborgenen Ideale

dieses Herzens gesagt hatte. Ihre eigenen Betheuerungen straften jetzt diese Reden von ehedem Lügen. Es waren kindische Phrasen, schwur sie mit leidenschaftlicher Innigkeit. Ich liebe nur Dich, Dich allein und werde Dich lieben, so lange ich athme . . .

Der Erzähler ließ erschöpft das Haupt auf die Brust sinken. Sein Auge funkelte in düsterm Glanze; er blickte fast lauernd nach den getrockneten Blättern und Blumen hinüber, die er vorhin aus der Schatulle genommen.

— Dort, murmelte er wie geistesabwesend, dort liegt der elende Rest, der mir von der ganzen Herrlichkeit übrig geblieben ist, — ein Zweig aus ihrem Brautkranz; und selbst dieser fahle, vermodernde Zweig hat keinen Sinn mehr: er ist todt wie die gesammte Vergangenheit; er ist ein blasses, grinsendes Gespenst, das seinen fluchwürdigen Spott mit mir treibt.

Er legte die Hand vor die Augen. Es entstand eine lange, trostlose Stille. Nur das leise Knistern des Feuers klang unheimlich durch die einsame Dachstube, wie das Kichern boshafter Kobolde.

— Unsinn, sagte Herr Schärtlin, indem er sich jählings emporrichtete. Das Alles ist längst verwunden und begraben. Spotte mich aus, mein Junge, daß ich mit fünfundsechzig Jahren noch nicht gelernt habe, ruhig und gelassen eine alltägliche Geschichte zu erzählen.

Bei diesen Worten lachte er selbst, aber so hohl und gräßlich, daß es mich eiskalt überschauerte.

Er schritt einige Mal hastig im Zimmer auf und ab und ließ sich dann, wie es schien, ziemlich gefaßt im Sessel nieder.

— Ich habe mir's vorgenommen, sagte er mit fester Stimme, und will es durchführen, so schwer es mich ankommen mag. Wenn ich zu Ende bin — ich weiß es im voraus — dann werde ich Gott danken, daß ich diese peinvolle Scheu überwunden habe. Hör' also weiter.

Zwei Jahre lebten wir so wie im Himmel. Im Anfang des dritten Jahres begann Virginie zu kränkeln; sie konnte das rauhe, naßkalte Klima der sumpfigen Niederung nicht vertragen. Wenn ich nicht das Schlimmste befürchten sollte, so mußte ich schleunigst Abhülfe schaffen. Daher strengte ich denn Alles an, um meine Stelle mit einer andern zu vertauschen, die in klimatischer Hinsicht minder bedrohlich schien. So schnell war das indeß nicht zu machen, und da der April vor der Thüre stand, der mit seinen unablässigen Stürmen schon im verflossenen Jahr ganz besonders nachtheilig auf Virginiens Gesundheit gewirkt hatte, so beschloß ich ein Opfer zu bringen und meine Frau schon jetzt dem Bereich dieser heimtückischen Gefahren zu entziehen.

Aber wohin? Meine gute Mutter war inzwischen gestorben — ganz abgesehen davon, daß die hiesige Gegend

keineswegs klimatisch bevorzugt ist. Auch würde ich die weite Reise gescheut haben. Nach einigem Hin- und Hersinnen kam mir der Gedanke an Föhrenstädt, und alsbald stand mein Entschluß fest. Durch die natürliche Wand des Höhenzuges gegen Nord- und Ostwind trefflich geschützt, entsprach dieser Ort ganz dem, was ich zunächst suchte. In der Familie meines treuen Freundes Pyl konnte Virginie eine Unterkunft finden, wie sie günstiger und zweckentsprechender nicht zu wünschen war. Auch in ärztlicher Beziehung befand sie sich hier in den besten Händen.

Ich schrieb an Pyl einen ausführlichen Brief, auf den ich umgehend Antwort erhielt. Er theilte mir mit, daß Virginie sofort ein mit allem Nöthigen ausgestattetes Zimmer in seiner Privatwohnung beziehen könne und drückte mir sein Bedauern aus, daß sein Wunsch, meine Gattin kennen zu lernen, erst jetzt und in Folge eines so unerfreulichen Anlasses in Erfüllung gehe. Gleichzeitig lud er mich ein, die Gelegenheit zu benutzen und wenigstens auf ein paar Tage sein Gast zu sein.

Die ungünstige Jahreszeit, die meine ärztliche Thätigkeit ganz besonders in Anspruch nahm, machte es mir unmöglich, dieser Aufforderung nachzukommen; dagegen reis'te Virginie schon am folgenden Tage ab, von meinen heißesten Segenswünschen begleitet. Es war eine furchtbare Prüfung für mich, sie so lange und gerade jetzt,

da ich für ihre Gesundheit besorgt war, entbehren zu sollen; aber die Angst vor dem Schlimmeren trug den Sieg davon. Sie selbst schien sich mit stummer Resignation in das Unvermeidliche zu fügen; durfte sie doch überzeugt sein, daß ich nur dem Drang einer unerbittlichen Nothwendigkeit folgte, wenn ich einen Entschluß faßte, unter dem ich selbst so qualvoll zu leiden hatte.

Da Virginie auf meinen dringenden Wunsch nur sehr kurze Strecken auf einmal zurücklegte, so währte es fast vierzehn Tage, bis sie am Ziel ihrer Reise anlangte. Ihr erster Brief verrieth eine gewisse Befriedigung, die nur durch den Trennungsschmerz leise getrübt schien. Pyl und seine Frau hatten sie auf das Liebevollste empfangen und so traut und behaglich einlogirt, daß sie sich fast wie zu Hause fühlte. Neben diesen beruhigenden Mittheilungen gereichte es mir zum Trost, daß Pyl nach einer sorgfältigen Diagnose meine Befürchtungen für übertrieben erklärte. Nach Allem, was vorliege, sei er der Ansicht, daß es sich um eine hochgradige nervöse Verstimmung handle, die allerdings der Zeit und der Pflege bedürfe, um vollständig gehoben zu werden, aber bei richtiger Behandlung keinerlei Bedenken verursache. Ein milderes Klima als das bisherige sei Vorbedingung; ich möge doch zusehen, ob ich es nicht einrichten könne, eine passende Stelle in der französischen Schweiz oder im südlichen Tyrol zu erlangen. Falls ich der Empfehlung bedürfe, sei er gern bereit, mir

durch verschiedene einflußreiche Persönlichkeiten, mit denen er in Beziehung stehe, an die Hand zu gehen.

Der Zufall wollte, daß ich noch im Laufe des April eine Offerte erhielt, die meinen kühnsten Wünschen in jedem Punkt gerecht wurde.

Der preußische Consul in Odessa hatte sich an seine Regierung mit dem Ersuchen gewendet, für die Bedürfnisse der dortigen deutschen Colonie einen jungen Arzt engagiren zu wollen, der keine übertriebenen Forderungen stelle und geneigt sei, sich nach Ablauf eines Probehalbjahrs für einen längeren Zeitraum zu verpflichten. Baron Tellwitz, dessen Bruder bei der Besetzung dieses Postens die entscheidende Stimme hatte, veranlaßte diesen, sich an Pyl zu wenden, und Pyl erwiderte, daß er keine geeignetere Persönlichkeit kenne, als mich.

Der Baron, der sich schon mit Rücksicht auf Virginie, die Tochter seines verstorbenen Jugendfreundes, für mich interessirte, unterstützte diesen Vorschlag mit der ganzen Macht seiner Beredtsamkeit. So wurde mir denn von Amtswegen anheimgestellt, persönlich mit dem Consulat in Verbindung zu treten, um mir Mittheilungen über die näheren Verhältnisse zu erbitten.

Die Antwort, die gegen Ende Mai eintraf, lautete so günstig als möglich. Nur eine Klausel verstimmte mich: die Nothwendigkeit der sofortigen Uebersiedlung. Wie Pyl mir durch seine Frau schreiben ließ, schritt die Genesung

Virginiens nur langsam vor; sie bedurfte für die nächste Zeit vor Allem der ungetrübtesten Ruhe. Die lange Reise, zumal in der nun beginnenden heißen Jahreszeit, konnte alle Errungenschaften der letzten Wochen wieder in Frage stellen. Pyl selber, der um Entschuldigung bat, daß er in dem rastlosen Treiben der Saison keine Zeit zu ausführlichen Briefen finde, fügte am Schluß einige Zeilen bei, die eine nachdrückliche Bestätigung Dessen enthielten, was seine Gattin mir etwas breit und umständlich auseinandergesetzt hatte.

Ich kämpfte mit mir. Der Gedanke, die Trennung von Virginien auf unbestimmte Zeit, jedenfalls aber auf drei, vier Monate, verlängern zu sollen, war mir fast unerträglich: aber Pyl, der die Leidende jetzt seit mehr als sechs Wochen beobachtet hatte, mußte wissen, was ihrem Zustand zweckdienlich war. In der Beurtheilung seiner eigenen Angehörigen ist der Arzt überhaupt fast nie competent; das Herz beeinträchtigt die Klarheit der Diagnose; man läuft stets Gefahr, je nachdem man die Hoffnung oder die Furcht mitreden läßt, ein Uebel zu leicht oder zu schwer zu nehmen. Da ich außerdem von Pyl, dessen Ruf nachgerade durch ganz Deutschland erscholl, eine unbegrenzt hohe Meinung hatte, so wäre ich mir wie ein egoistischer Frevler vorgekommen, hätte ich der Stimme meiner Sehnsucht nachgeben wollen. Wußte doch Pyl zur Genüge, wie glühend ich Virginie liebte; wenn also nicht

die dringende Nothwendigkeit vorlag, so hätte er gewiß von einem Rathschlag abgesehen, der mir so trübe Stunden bereitete.

Ich beschloß, in aller Eile meine Angelegenheiten zu ordnen und dann die bis zum äußersten Termin meiner Abreise erübrigende Frist — etwa acht Tage — in Föhrenstädt zu verleben. Wie Dergleichen zu gehen pflegt, hatte ich die Zeit für diese Vorbereitungen zu kurz veranschlagt. Ich fuhr Tag und Nacht, aber das Versäumte war nicht wieder einzuholen. Als ich in Föhrenstädt eintraf, war ich bereits so erheblich im Rückstand, daß ich mich wohl oder übel entschließen mußte, vierundzwanzig Stunden nach meiner Ankunft die Reise fortzusetzen. Selbst so konnte ich mein rechtzeitiges Anlangen in Odessa nur durch die größten Anstrengungen ermöglichen.

Virginie schien in der That sehr angegriffen. Ihr Blick hatte etwas Mattes, Verschleiertes und doch empfing sie mich mit einer Leidenschaftlichkeit, die ich früher nie an ihr wahrgenommen. Fast mit Gewalt mußte ich mich aus ihren Armen lösen, so wild und krampfhaft hielt sie mich umklammert. Und dann stürzten ihr heiße Thränen aus den Augen, und ihre Brust wogte in unbeschreiblicher Aufregung.

— Nimm mich mit, sagte sie, als der erste Sturm sich gelegt hatte. Fern von Dir werde ich sterben und verderben.

Tief ergriffen küßte ich sie auf die Stirne und suchte sie zu beruhigen.

— Nur noch wenige Monate, flüsterte ich schmeichlerisch; dann bist Du wieder frisch und gesund wie ehedem, und Nichts soll uns mehr trennen. Jetzt sei vernünftig und klug und erschwere mir nicht Das, was ich als das einzig Richtige erkannt habe!

Pyl kehrte erst spät am Abend aus der benachbarten Residenz zurück, wo er mit dem Leibarzt des regierenden Herzogs eine wichtige Consultation gehabt hatte. Ich ließ mir inzwischen von seiner Frau Näheres über Virginie und ihr bisheriges Verhalten erzählen. Frau Pyl versicherte mich, daß die Aufgeregtheit, die ich heute an Virginien wahrgenommen, mit ihrem bisherigen Wesen durchaus nicht übereinstimme. Sie sei im Gegentheil völlig gelassen, mitunter sogar etwas niedergeschlagen gewesen und ohne Zweifel jetzt nur in Folge des Wiedersehens und der bevorstehenden längeren Trennung aus dem Gleichgewicht gebracht worden. Ihr Gatte habe wiederholt die Ueberzeugung ausgesprochen, daß der Sommeraufenthalt in den köstlichen Tannenwäldern die volle Genesung herbeiführen werde. Im Uebrigen verweise sie mich auf die näheren Mittheilungen, die ich von Pyl selber zu erwarten habe.

Pyl erschien erst gegen elf Uhr im Familienzimmer; Virginie hatte sich bereits zur Ruhe begeben. Er begrüßte

mich ganz in der alten Weise, mit jener einsilbigen Biederkeit, die ihm eigen war. Eine gewisse Hast, die sich daneben geltend machte, schrieb ich naturgemäß dem Einfluß seines angestrengten Berufes zu.

Als ich ihm sagte, daß ich morgen schon weiter müsse, erwiderte er fast gleichgültig:

— Bist Du so eilig? Nun, im Grund hast Du Recht. Je zeitiger man in einen neuen Wirkungskreis eintritt, um so besser.

Um seine endgültige Ansicht über Virginie befragt, antwortete er kurz:

— Sei ohne Sorge! Die Lunge ist kerngesund. Wenn Du etwas Anderes gefunden hast, so hat Dir Deine aufgeregte Phantasie einen Streich gespielt. Nerven, Nichts als Nerven! Aber Du wirst sehen, die Wälder von Föhrenstädt thuen Wunder.

Nach einer Weile fuhr er sich ein wenig krampfhaft mit der Hand über die Stirne.

— Schade, sagte er, daß Du so früh wieder fort willst. Um welche Zeit reisest Du ab?

— Zwischen sieben und acht.

— Nun, da sehn wir uns noch. Für heute mußt Du mich freundlichst entschuldigen. Ich bin wie gerädert. Du kannst ja noch ein halbes Stündchen mit meiner Frau plaudern.

Er reichte mir die Hand, rief seiner Gattin ein zer-

streutes: Gute Nacht, Clara! zu und schritt dann, nur mühsam ein Gähnen unterdrückend, nach der Thüre.

Ich saß noch bis gegen Mitternacht bei der blonden Clara und ließ mir hundert unwichtige Dinge erzählen, die mich unendlich interessirten, weil Virginie mit ihnen so oder so in Beziehung stand. Es gewährte mir eine süße Beruhigung, meine Frau in der Nähe dieses sanften, anspruchslosen Wesens zu wissen. Ohne daß sie es wollte, gestattete mir Clara den Einblick in ein reiches, tiefes Gemüth. Wenn sie auf ihren Gatten zu sprechen kam, so leuchteten ihre Augen in fast überirdischem Glanz. Was sie sagte, war vielleicht alltäglich und unbedeutend, aber wie sie es sagte! Mit Wehmuth dachte ich daran, daß Pyl mir niemals auch nur die leiseste Andeutung gemacht hatte, er fühle sich in seiner Häuslichkeit glücklich. Sein Beruf schien ihn ganz und gar auszufüllen; sonst würde er mir, dem Freund, der ich wenigstens in den ersten Jahren seiner Verheirathung in regelmäßigem Briefwechsel mit ihm stand, ohne Zweifel ab und zu Veranlassung gegeben haben, mich vom Gegentheil zu überzeugen. Seine Verbindung mit Clara war eine Vernunftheirath, und der Lauf der Zeit hatte augenscheinlich Nichts dazu beigetragen, das Verhältniß umzumodeln. Clara schien indeß innerlich so zufrieden, daß ich kein Recht hatte, sie zu bemitleiden. Sie mochte die Art und Weise ihres Mannes für eine Unabänderlichkeit seines Naturells halten. In der That

gibt es ja Menschen genug, die hinter einem gleichgültigen und fast verschlossenen Aeußern einen reichen Schatz von Liebe verbergen.

Am folgenden Morgen setzte ich meine Reise fort, ohne mich von Pyl verabschieden zu können. Auch Virginie hatte sich auf meinen ausdrücklichen Wunsch nicht vom Lager erhoben. Gefaßter als in den Stunden meiner Ankunft sagte sie mir Lebewohl. Auch ich war so ruhig als möglich, denn ich wollte Alles vermeiden, was einen Rückfall in ihre gestrige Ueberreiztheit zur Folge haben konnte.

Clara, die mir eigenhändig das Frühstück bereitet hatte, erschien jetzt, da ich den Wagen bestieg, auf der Schwelle des Thorwegs. Sie führte ihr dreijähriges Töchterchen an der Hand, ein hübsches, blühendes Kind, das in seiner ganzen Erscheinung nur wenig vom Vater hatte.

— Ich schreibe Ihnen so oft Sie wollen, sagte die junge Frau, als das Fuhrwerk sich schon in Bewegung setzte. Ihrer lieben Virginie ist das viele Correspondiren ohnehin schädlich. Glückliche Fahrt!

Es währte fast drei Wochen, bis ich am Ziel meiner Reise anlangte. Alles ging mir nach Wunsch. Ich fand eine geeignete Wohnung in gesündester Lage und ein so wohlwollendes Entgegenkommen, daß ich mich schon nach kurzer Frist heimisch fühlte. Ein Brief Clara's erreichte

mich in den ersten Tagen des Juli. Er meldete mir Virginiens fortschreitende Genesung, die, wie Clara meinte, längst eine vollständige sein würde, wenn die Sehnsucht nach mir nicht hemmend in den Weg träte. Virginie, die sich körperlich fast ganz frisch fühle, sei in Folge der Trennung mitunter fast tiefsinnig und schließe sich stundenlang in ihr Zimmer ein, ohne irgend wen, selbst sie, die treue, wohlmeinende Freundin nicht, vorzulassen. Ich möge ihr in dieser Beziehung recht eindringlich zureden, mir im Uebrigen jedoch keine Sorge machen. Solche Stimmungen seien zu natürlich; nur ihrem Ueberhandnehmen müsse man vorbeugen.

Unmittelbar darauf traf ein Schreiben Virginiens ein. Die Sprache dieses Briefes war seltsam verworren. Höre mir zu und sage mir dann, was Du an meiner Stelle von diesen Reden gehalten hättest.

Herr Schärtlin öffnete wieder das messingbeschlagene Kästchen und nahm ein zerknittertes Blatt heraus, das er mir schweigend darreichte.

— Lies selbst, sagte er.

Ich hub an wie folgt:

„Frau Pyl hat Dir bereits mitgetheilt, daß es mir gut geht. Ich beschwöre Dich, gib mir nun endlich die Erlaubniß, Dir in unsere neue Heimath zu folgen, denn hier fühle ich mich fremd, fremder als in der Wüste. Es ist mir zu Muthe, als schwebe ein entsetzliches Unglück

über meinem Haupt. Wenn Du mich liebst, so spanne mich nicht länger auf die Folter. Je weiter das Jahr vorschreitet, um so unerquicklicher wird mir diese Gebirgsluft. Wärst Du doch hier geblieben, nur acht Tage, ich weiß bestimmt . . . Doch nein, es ist besser so, viel besser. Schicke mir nur das Geld zur Reise. Ich bin müde wie nie. Den ganzen Tag habe ich an Dich gedacht. Unser Schloß in dem stillen Walde schwebte mir vor . . . weißt Du noch, wie Du mich fragtest, weßhalb ich den Grafen Callas nicht heirathen wollte? Heute las ich in der Zeitung, daß man ihn der österreichischen Gesandtschaft in London attachirt hat. Wahrhaftig, wenn ich so denke, wie herzlos Du bist, Dein armes Weib so einsam zurückzulassen und Hunderte von Meilen weit in die Fremde zu ziehen . . . Doch nein, nicht für mich, sondern für Dich wäre es besser gewesen, ich hätte dem Grafen damals mein Jawort gegeben. Nicht wahr, das ist thörichtes Zeug? Aber in der Einsamkeit verfällt man auf allerlei tolle Gedanken.

Deiner Antwort entgegensehend, in unauslöschlicher Liebe

Deine Virginie."

Als ich geendet hatte, weinte Herr Schärtlin wie ein Kind.

— Es ist gut, sagte er. Was hältst Du davon?

Ich zuckte die Achseln.

— Der Brief klingt allerdings eigenthümlich, ich möchte sagen krankhaft.

— Ja wohl, entgegnete Herr Schärtlin dumpf, — krankhaft, das ist das rechte Wort. Es kam nur darauf an, das Wesen dieser Krankheit zu begreifen. Ich hielt das Ganze für einen Nachklang ihres nervösen Leidens und glaubte mich nun um so dringender verpflichtet, den Vorschriften Pyl's Folge zu leisten. Ich Thor! Ich Wahnsinniger!

Herr Schärtlin bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Erst nach geraumer Zeit gewann er so viel Selbstbeherrschung wieder, um fortzufahren.

— Der nächste Brief Virginiens schlug einen völlig veränderten Ton an. Gemessen und freundlich erkundigte sie sich nach meinem Befinden und dem Gang meiner Erlebnisse. Dann kam eine Schilderung des geräuschvollen Badelebens, das ihr, wie sie versicherte, eine angenehme Zerstreuung gewährte. Hin und wieder brach ein gewisser Humor durch, eine leichte Satire, die ihre Spitze fast unmerklich gegen die Schreiberin selbst kehrte. Von ihrem Wunsch, mir möglichst bald nachzufolgen, war nicht mehr die Rede.

Ich überließ mich bereits den freudigsten Hoffnungen. Dieser Umschwung schien mir das sicherste Zeichen ihrer völligen Wiederherstellung. Ich war entschlossen, falls Pyl meine Voraussetzungen bestätigte, noch im Septem-

der aufzubrechen und die Geliebte in Föhrenstädt abzuholen.

Vier Wochen verflossen mir in ernster Thätigkeit. Ich war frohen Muthes, denn der Mensch fühlt sich nie glücklicher, als wenn das Unheil bereits zum Streich ausgeholt hat. Es war am fünfzehnten August, als mich eine Kunde ereilte, die mich zu Boden schmetterte.

Virginie war todt. Ein hitziges Fieber hatte sie binnen drei Tagen dahingerafft.

Was soll ich Dir sagen, mein Junge? Wenn Du selbst einmal lieben wirst, so wahr, so glühend, so namenlos wie ich, dann, aber nur dann kannst Du begreifen, was mir damals wie heller Wahnsinn durch das Gehirn ras'te. Es war mir, als ob Alles um mich her zerbröckelte und in Schutt fiele. Tage lang fand ich keine Thräne; ich glaubte an dem Uebermaß meines Schmerzes buchstäblich ersticken zu müssen. Die warmen Worte der Freundschaft, mit denen sich Clara meiner erbarmte, schienen mir wie eisiger Hohn; jedes Wort ihres Briefes grinste mich so kalt und sinnlos an, daß ich nicht im Stande war, ihn zu Ende zu lesen.

Dieser Zustand währte fast eine Woche; dann endlich begann ich gerade in Dem einigen Trost zu finden, was meinen Schmerz verewigen zu sollen schien: in der Unendlichkeit meiner Liebe. Was so im herrlichsten Sinne der Kern meines Lebens gewesen war, das konnte nicht

mit einem Mal durch einen äußeren Schicksalsschlag hinweggetilgt sein. Ich schwur mir, auch über das Grab hinaus jeden Gedanken, jedes Gefühl meines Herzens ihr, der Einzigen zu weihen, um derentwillen ich gelebt und gerungen hatte. Die Vorstellung, daß ihr Geist mich umschwebe, daß auch sie die Neigung, die uns verband, in ein besseres Sein hinübergerettet habe, steigerte sich bei mir nach und nach zu einer süßen, wehmüthigen Schwärmerei, und weit schneller, als ich dies jemals für möglich gehalten hätte, fand ich einen stillen, schmerzlich beglückenden Frieden wieder. Ja, wenn ich erwog, daß Pyl sich vielleicht doch getäuscht, daß der Keim eines schweren Leidens vielleicht doch in ihrer zarten Brust geschlummert hatte, so fühlte ich etwas wie Dank gegen die Vorsehung, die in ihrem unerforschlichen Rathschluß das holde Wesen diesem Thal der Thränen entrückte und ihr so die Schrecken eines qualvollen Dahinsiechens und den Kampf der Verzweiflung ersparte. Fern von meinem sehnenden Herzen war sie gestorben, aber die Liebe kennt weder Raum noch Zeit, die Liebe überwindet Alles, selbst das Herbste, den Tod.

Virginie war in aller Stille auf dem Friedhof von Föhrenstädt begraben worden. Was hätte ich nicht darum gegeben, auch nur für eine Minute lang an ihre Gruft treten und an der Stätte, wo sie schlief, ihren theuren Namen flüstern zu können! Aber die Pflicht hielt mich

mit eisernen Banden zurück. Wir hatten bereits vor Wochen die ersten Symptome einer hereinbrechenden Epidemie zu verzeichnen gehabt, und jetzt hatte das Uebel einen Umfang erreicht, der alle nur irgend verfügbaren Hände in Anspruch nahm. Auch war mir andererseits der Gedanke gekommen, eine zu frühzeitige Pilgerschaft an das Grab der Heimgegangenen könne den schönen Traum, den sich meine gläubige Phantasie zusammengesponnen, beinträchtigen. Ein beglückender Wahn, wie der meinige, fühlt ein dunkles Bangen vor dem Anblick des Hügels, der ihm zuzurufen scheint: Und sie ist doch dahin, dahin für ewig!

Clara nahm inzwischen die Hinterlassenschaft der Verstorbenen in liebevolle Verwahrung. Ich hatte sie ausdrücklich darum ersucht; bei meiner nächsten Reise nach Deutschland wollte ich die kostbaren Reliquien in Empfang nehmen.

Der Herbst verstrich und der Winter. Endlich mit dem Beginn des Frühlings war die Epidemie im Wesentlichen erloschen. Ich durfte aufathmen und nahm einen mehrmonatlichen Urlaub.

Von Pyl hatte ich seit dem Tode Virginiens nur wenig gehört. Ein kurzes Schreiben unmittelbar nach dem Hinscheiden der Verewigten war sein letztes Lebenszeichen. Im Uebrigen schien seine angestrengte Thätigkeit ihm selbst für die nächstliegenden Pflichten der Freundschaft keine Zeit zu lassen.

Jetzt erhielt ich in Prag die Nachricht, daß Pyl sich aus Verzweiflung über seine gänzlich zerrütteten Vermögensverhältnisse erschossen habe. Clara schrieb wie eine Verzweifelte. Mein freundschaftlicher Trost, mein Beistand war die letzte Lebenshoffnung, an die sie sich anklammerte.

Ich war tief erschüttert. Unverzüglich brach ich meinen Aufenthalt in Böhmen, der ursprünglich acht Tage währen sollte, ab und eilte so schnell als möglich dem Ort des Verhängnisses zu. Unter dem Fahren hatte ich hinlänglich Zeit, zu überlegen, wie ich die unbestimmten Erwartungen, die Clara an mein Erscheinen knüpfte, rechtfertigen könne. Ich freute mich, in der Lage zu sein, ihr wenigstens in materieller Beziehung beizustehen, denn die Monate der Epidemie hatten mir große Summen eingebracht, was mir jetzt erst so recht zum Bewußtsein kam, da das todte Metall anfing, für mich einen Werth zu erhalten. Nach Allem, was ich aus Clara's nur halbverstandenen Andeutungen enträthseln konnte, hatte Pyl die Heilanstalt bereits unter Bedingungen übernommen, die Nichts weniger als günstig waren. In blindem Vertrauen auf seine Leistungsfähigkeit ließ er sich zu kostspieligen Neuerungen hinreißen, und da er im Uebrigen nicht zu wirthschaften verstand, so brach das Unglück herein, ehe irgend Wer eine Ahnung hatte.

Es war ein trauriges Wiedersehen in Föhrenstädt. Doch fand ich Clara gefaßter, als ich vermuthet hatte.

Sie erzählte mir mit großer Ausführlichkeit, wie sie schon seit langer Zeit dem Wesen ihres Mannes angemerkt habe, daß er große, innerliche Kämpfe bestehe; wie seine Düsterkeit und Verschlossenheit überhand genommen, und er dann eines Abends zu ihr gesagt habe: Ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht; wenn ich nicht mehr bin, dann wende Dich an Heinz Schärtlin, der ist ein Ehrenmann und wird Dir mit Rath und That beistehen. Am andern Morgen sei das Entsetzliche geschehen; mit einer grausenhaften Kaltblütigkeit habe er die Sache so eingerichtet, daß man vorläufig an einen unglücklichen Zufall glauben könne; sie aber wisse nur zu gut, daß Pyl mit voller Klarheit des Willens gehandelt, und auch die Welt werde ihre Auffassung ändern, wenn erst einmal die Wahrheit über Pyl's Vermögensverhältnisse an den Tag komme.

In schmerzlicher Bewegung zog ich mich auf mein Zimmer zurück. Von Virginie hatte ich keine Silbe geredet. Ich wußte nicht, was mir so unabweislich die Lippen schloß. Ich wollte mich eben zur Ruhe legen, als es leise an meine Thür pochte.

Ich eilte zu öffnen. Vor mir stand Ludwig, Pyl's alter Diener. Er sah bleich und abgehärmt aus; in der zitternden Hand hielt er einen dreimal versiegelten Brief.

— Sie sind der Herr Schärtlin? fragte er vorsichtig.

— Der bin ich. Was soll's?

— Sie sind früher gekommen als ich erwartet habe, fuhr Ludwig fort. Der selige Herr hat mir noch kurz vor dem Unglück, das ihn betroffen, diesen Brief da gegeben. Ludwig, sagte er, das ist ein hochwichtiges Schreiben, von dem mehr abhängt, als Du Dir vorstellen kannst. Ich vertraue es daher nicht der Post an, denn es hat keine Eile; ich aber könnte es in der Zwischenzeit verlegen oder verlieren. Deshalb übergeb' ich es Dir, meinem erprobten Diener. Hebe den Brief auf, bis Herr Schärtlin persönlich hierherkommt. Und er wird kommen über kurz oder lang. Bis dahin bewahrst Du das strengste Stillschweigen. Kein Mensch auf Erden darf darum wissen, denn der Brief enthält ein Geheimniß, das meine Ehre angeht. So sagte der selige Herr, und ich habe den Brief verwahrt wie ein Heiligthum. Es hat mir schon Sorgen bereitet, ich möchte vielleicht eher sterben, eh' ich das Schreiben an Sie abgegeben; aber Gott sei Dank, nun sind Sie da, und da hat mich's denn auch nicht ruhen lassen. Noch heute mußte ich dem Willen meines seligen Herren nachkommen, und deshalb entschuldigen Sie die Belästigung.

Dem alten Burschen standen die Thränen in den Augen, als er jetzt näher trat und mir den Brief überreichte.

— Es ist gut, sagte ich.

Der Diener entfernte sich. Mit fiebernder Hast erbrach ich die Siegel . . .

Herr Schärtlin hielt inne und nahm ein vergilbtes Papier aus dem Nußbaumkästchen.

— Auch diese Reliquie habe ich aufgespeichert, sagte er mit erzwungener Fassung. Dann las er wie folgt:

An meinen Studiengenossen Heinz Schärtlin!

Wenn diese Zeilen Dir zu Gesicht kommen, ist die Hand, die sie schrieb, vielleicht lange vermodert. Höre, Heinz, Dir muß ich's bekennen, obgleich Du schwerlich begreifen wirst, was mich zu diesem Geständnisse drängt. Meine unglückliche Frau hat die Ueberzeugung, daß ich in Folge einer Unvorsichtigkeit das Leben einbüßte; geräth es schlimm, so kommt ihr vielleicht der Gedanke, es sei die Zerrüttung meines Vermögens, die mich in den Tod getrieben. Wie dem auch sei, laß ihr den Glauben, denn er ist immer noch tröstlicher als die Wahrheit. Meine Stellung in Föhrenstädt ist freilich auf die Dauer unhaltbar geworden; aber Du wirst mir zutrauen, daß ich mir nicht um einer solchen Erbärmlichkeit willen die tödtliche Kugel ins Hirn jage. Nein, es ist das Bewußtsein einer großen, unerträglichen Schuld, das mir die Pistole in die Hand drückt. Heinz, lieber, theurer Heinz, wenn ich mich in diesem verzweifelten Augenblick dem Wahn überlassen darf, daß Du Dich beim Lesen dieser Zeilen meiner in alter Freundschaft erinnerst und mir im Geist über das Grab hinaus einen Gruß der Liebe sendest, so werde ich ruhiger sterben. In Deine

Hände befehle ich mein Gedächtniß. Wirf diesen Brief in die Flammen und vergieb mir, was ich jemals wissentlich oder unwissentlich an Dir gesündigt habe ...

Herr Schärtlin nahm den Faden seiner Erzählung wieder auf:

— Form und Inhalt dieses Schreibens, sagte er, berechtigten zu der Vermuthung, daß der wahre Grund zu Pyl's entsetzlicher That in einer Geistesstörung zu suchen sei. Nur so wußte ich mir die dunkle, phantastisch aufgeregte Sprache des Briefs zu erklären. Auch das, was ich aus Clara's Mund über ihn erfahren hatte, schien hierauf hinzudeuten. Ich hielt jedoch meine Vermuthung geheim, denn ich wußte nicht, ob die unglückliche Frau daraus Trost schöpfen würde.

Im Laufe des folgenden Tages fand ich Zeit und Stimmung, mir von Clara die Hinterlassenschaft Virginiens einhändigen zu lassen. Außer ihren Kleidungsstücken und Büchern war es eine Anzahl von Kleinigkeiten, die ich ganz besonders lieb und werth schätzte, weil Virginie sie im täglichen Gebrauch gehabt hatte. Dahin gehörte vor Allem die Schatulle aus Nußbaumholz. Hier pflegte Virginie ihre Briefschaften und Papiere aufzubewahren, und mit einem gewissen liebenswürdigen Eigensinn hatte sie mir stets die Erlaubniß verweigert, in dieses kleine Heiligthum einen Blick zu werfen.

— Das sind meine Geheimnisse, pflegte sie lachend

zu erwidern, wenn ich in sie drang. Etwas muß die Menschenseele für sich haben, für sich ganz allein, sonst verliert sie die Aufrichtigkeit gegen sich selbst. Wenn ich einmal nicht mehr bin, kannst Du Deine Neugierde auch in diesem Punkte befriedigen . . .

Wie hätte ich damals geahnt, daß ihre Worte so buchstäblich in Erfüllung gehn sollten!

Von Schmerz und Wehegefühl überwältigt, schloß ich das Kästchen auf und durchforschte den Inhalt. Obenauf lag ein Taschenbuch mit gepreßter Lederdecke, ein Geschenk ihres verstorbenen Vaters. Dann kamen verschiedene mit rothem Band umschnürte Fascikel mit der Aufschrift „Briefe“ und zuletzt ein kleines Octavheft, auf dessen Titelseite die Worte standen: „Tagebuch. Föhrenstädt.“ Das waren also ihre letzten Aufzeichnungen. Mit zitternder Hand schlug ich die ersten Blätter auf; aber es war mir unmöglich, auch nur zwei Zeilen im Zusammenhang zu lesen. Wie beglückend, wie selig hatte ich mir meine Rückkehr nach Föhrenstädt ausgemalt! Und jetzt stand ich einsam und verlassen vor diesen stummen Resten, aus denen mich ihr Geist in unendlichem Schmerze zu grüßen schien.

Ich erhob mich und schritt langsam im Zimmer auf und ab, um den Sturm meiner Verzweiflung niederzukämpfen. Da kam mir der Gedanke, die kostbaren Reliquien zu mir zu nehmen und hinauszuwandern nach Vir-

giniens Grab. Der milde Zauber der Natur, der sich so oft an mir bewährt hatte, er würde, so dachte ich, auch diesmal seinen beruhigenden Balsam in meine Wunden gießen und mir das Gefühl der Einsamkeit, das mich in dem dumpfigen Zimmer fast erstickte, durch das Bewußtsein der Allnähe des Ewigen lindern und sänftigen.

Kaum war diese Idee mir lebendig geworden, als ich nicht mehr begreifen konnte, wie es mir möglich gewesen, hier in dieser freudlosen Oede der Mauern an das Heiligthum Virginiens heranzutreten. Mit einer ängstlichen Hastigkeit, als könne ich's nicht erwarten, den Frevel wieder gut zu machen, eilte ich ins Freie und nahm den Weg nach dem Friedhof. Es war ein lauwarmer Lenztag, der Himmel von weißen, flockigen Wolken überzogen, durch die nur hin und wieder ein ungedämpfter Strahl der Sonne leuchtete. Wie ich den abgelegenen Bergpfad hinaufstieg, der, quer durch die Fahrstraße schneidend, in wenigen Minuten zur Höhe führt, da war mir fast zu Sinne, als müsse bei der nächsten Wendung des Weges das Tarnow'sche Schloß auftauchen und die gewaltige Felswand, an die sich der Garten anlehnte. Mit selbstquälerischer Lust versenkte ich mich in diese unvergeßlichen Bilder, ohne nach rechts und links aufzuschauen; und als ich endlich die Blicke hob, da stand ich vor der eisernen Gitterthür des Kirchhofs und las die goldene Inschrift über dem Eingang: „Selig sind, die in dem Herrn sterben."

Einen Augenblick machte ich Halt, wie um mich zu sammeln. Drunten aus dem bläulichen Duft der Frühlingslandschaft grüßten die schimmernden Häuser des Städtchens, halb von Ulmen und Obstbäumen verdeckt, froh und traulich, als brauche der Mensch nur zu wollen, um glücklich zu sein: und hier oben breitete sich wie eine Antwort auf die Frage des Thales die Stätte der Todten aus, von demselben Sonnenlicht umfluthet, das drunten in den Wipfeln der Bäume spielte.

Die Pforte drehte sich geräuschlos in ihren Angeln. Langsam schritt ich zwischen den Gräbern einher, das Herz von einem unbeschreiblichen Druck zusammengepreßt, als sollte mir erst jetzt, da ich im Begriff stand, an ihren Hügel zu treten, der Tod Virginiens unwiderruflich gewiß werden. Ein Denkstein aus Marmor, in sanfter Neigung auf die Gruft gelegt, bezeichnete die Stätte, wo man das Glück meines Lebens in die Tiefe gesenkt hatte. Mit unheimlicher Gier las ich die eingemeißelte Inschrift, — zwei, drei, vier Mal und immer wieder, denn ich verstand nicht, was mir aus diesen kalten, unbarmherzigen Zeilen entgegenstarrte. Gestorben! Ich wiederholte das Wort laut und es klang mir so fremd, so unfaßlich, daß ich vor dem Ton meiner eigenen Stimme zusammenschauerte. Gestorben! Und ich war im Stande, das nachzusprechen, ohne daß mir das Herz in Stücke brach!

Ich setzte mich am Rande des Hügels nieder und

stützte den Kopf in die Hand, immer die Blicke auf die unbegreifliche Inschrift gerichtet. Je länger ich hinstarrte, um so seltsamer ward mir zu Muthe. Der Krampf, der mir die Seele zusammengeschnürt hatte, begann sich zu lösen: das ganze Leben mit seinen Freuden und Leiden glitt wie ein vergänglicher Traum an meinem innern Blick vorüber, und eine süße Todesmüdigkeit nahm mir alle Sinne gefangen. Was war der äußere Besitz eines geliebten Wesens, verglichen mit der ewigen, unauslöschlichen Gluth dieser Liebe selbst! Die Treue der ewigen Erinnerung, die den Tod überwindet, erschien mir in diesem Augenblick wahrhafter und wirklicher als das irdische Dasein selber, und je mehr ich mich in diese tröstende Schwärmerei vertiefte, um so gelassener und ruhiger fühlte ich mein Blut durch die Adern rinnen. Ich wiederholte mir, was ich mir schon früher geschworen und nur während der letzten Tage unter dem Einfluß dieser unmittelbaren schmerzlichen Eindrücke vergessen hatte: meine Liebe fortleben zu lassen bis zum letzten Hauch meines Athems, und mit der Heimgegangenen eine geistige Gemeinschaft aufrecht zu erhalten, die kein Zufall und keine Anwandlung des Schmerzes mir erschüttern sollte. Von der Allgewalt dieser Gefühle hingerissen, beugte ich mich über das Grab und küßte den goldschimmernden Namen; dann strich ich mir über die Augen, wie um den letzten irdischen Kummer von hinnen zu scheuchen, und nahm die Blätter

und Briefe hervor, die ich jetzt in dieser neuen, geweihten Stimmung mit verdoppelter Andacht zu lesen hoffte.

Seit diesem Tag sind viele, viele Jahre ins Land gegangen; mein Haar ist ergraut, meine Augen sind trübe geworden: aber wenn ich des unsäglichen Jammers gedenke, der wenige Minuten nach dieser Stimmung des Friedens und der Ergebung durch meine Seele schnitt, dann packt es mich noch heute mit den eisernen Fingern des Wahnsinns und wühlt mir durch das Gehirn, daß ich laut rasen möchte vor Qual und Elend.

Virginiens Aufzeichnungen — und hier hast Du das Räthselwort meines Lebens — enthüllten mir ein furchtbares Geheimniß, das ich bis zu dieser Stunde im tiefsten Abgrund meiner Seele verborgen hielt und nur Dir, Dir, meinem einzigen Freund auf Erden, bekennen will, obgleich Du es dann erst völlig verstehen wirst, wenn Du Dein Herz in heißer, grenzenloser Liebe verloren hast. Pyl und mein einzig geliebtes Weib . . . ach, theurer Freund, Du ersparst mir das Schrecklichste! Du eräthst und fühlst Dich gleich mir von allen Dämonen der Hölle geschüttelt...

Der alte Herr schien seine letzte Fassung verloren zu haben. Die kleine, mit Zetteln und Briefen gefüllte Mappe, die er mir jetzt dumpf stöhnend entgegenstreckte, wankte und schlotterte in seiner Rechten, wie eine Flagge im Sturm. Er bedeutete mich heftig, von dem Inhalt

des Portefeuilles Kenntniß zu nehmen. Ich selbst zitterte vor Erregung, als ich die Taffetschnur aus der silbernen Kramme zurückschob. Herr Schärtlin kehrte sich ab, um mir die qualvoll arbeitenden Züge seines Angesichts zu verbergen — vielleicht auch, um nicht länger Zeuge des Eindrucks zu sein, den das unerhörte Verbrechen auf mein jugendliches Gemüth machte ...

Ich blätterte ...

Wie das schnöde Verhältniß sich eingeleitet und angeknüpft hatte, darüber gaben die peinvollen Dokumente nicht den geringsten Aufschluß. Wohl aber ging zur Genüge daraus hervor, daß auf beiden Seiten eine verzehrende, alle Schranken durchbrechende Leidenschaft entbrannt war, die sich durch keine Rücksicht der Freundschaft, der Ehre oder des Mitleids zurückdämmen ließ. Was Virginie in ihrer wilden, aphoristischen Weise niedergeschrieben hatte, das sah beinahe aus wie das Tagebuch einer Irrsinnigen. Die kurzen Briefe Pyl's lauteten noch rasender und verworrener. Ich will das Wesentlichste und Merkwürdigste in der Reihenfolge, wie es mir später in die Hände fiel, als ich den Nachlaß meines unvergeßlichen Freundes sichtete, an dieser Stelle mittheilen. Er hatte, von unerklärlichen Empfindungen getrieben, die Vernichtung der trübseligen Papiere immer wieder hinausgeschoben und war so vom Tode überrascht worden, ehe er die längst gehegte Absicht verwirklichen konnte.

Die Aufzeichnungen Virginiens.

Föhrenstädt, 10. Juli.

... Hoch über dem Curhause, von Kastanien und Linden umrauscht, liegt das Schloß... Ein öder Bau, aber doch wunderbar stimmungsvoll in seiner schroffen Erhabenheit... Ich sitze jetzt jeden Morgen auf der einsamen Vortreppe und schaue ins Thal hinab. Das ist so der rechte Platz für ein krankes, trostloses Herz. Drüben die blauen Berge... wie fern, wie unerreichbar, ein Bild der träumenden Sehnsucht... Gott der Gnade, die Sehnsucht! Sie läßt mich nicht los, so glühend ich trachte und ringe. Alles schwindet, nur ihr Stachel wühlt ewiglich...

Föhrenstädt, 12. Juli.

Der Undank ist das Entsetzlichste, was ich kenne. Haß, Rachsucht, Neid — Alles Dies verzeihe ich, denn es ist menschlich. Der Undank ist teuflisch...

Und dieser schwärzeste Frevel, der den Menschen beflecken kann, diese Bosheit ohne Grenzen beherrscht mich von Stunde zu Stunde verhängnißvoller... Was fehlt mir zum Glück, als die reine, gläubige Seele?

Wie heiß, wie aufopfernd, wie wahnsinnig werde ich von Heinrich geliebt! Und doch bin ich elend, elend bis zum Herzbrechen.

Am 13. Juli.

Ein furchtbares Schicksal! Jahr um Jahr dahinrollen zu sehen in den gähnenden Abgrund der Vergangenheit und nicht eine Sekunde lang begriffen zu haben, weshalb man die Luft des Himmels athmet! Muß es denn gelebt sein? Ach nur ein einziges Mal volles Genügen! Einmal den Kelch des Glückes in wilden, stürmischen Zügen trinken, — und dann hinab in die dunkle Tiefe... Einmal nur, und sollte es mein zeitlicher und ewiger Tod sein!

---

15. Juli.

Ich kann nicht anders — und wenn mich alle Engel des Himmels verdammen! Je mehr ich darüber nachsinne, um so klarer wird mir, daß ich mich namenlos betrogen habe. Ich Unselige! Ich Verblendete! Nein, nein, und hunderttausendmal Nein! Ich liebe ihn nicht! Ich kann ihn nicht lieben — und doch, mein Herz ist so voll von Liebe! — Armer, unglücklicher Heinrich! Weshalb mußtest Du auch so sinnlos nach meinem Besitz trachten? Ja, wärst Du, wie Er...! Das Leben wäre ein Rausch, ein wonniger Taumel — ein göttlicher, seelenbestrickender Traum... Gleichviel, ich muß ausharren.

Am 25. Juli, Abends.

Endlich, endlich, endlich! Ich weiß, was Liebe, was

glückliche Liebe ist! Das Höchste im Himmel und auf Erden ist nicht zu theuer erkauft mit der wühlenden Qual des Gewissens, nicht zu theuer mit dem Verlust der Ehre und dem ewigen Tode!

Föhrenstädt, 27. Juli.

Ich bin die Verworfenste unter der Sonne, aber ich bin selig. Du traute Einsamkeit in der Tiefe des Fichtenwaldes... Murmelnde Quelle... Seine Küsse brennen wie das höllische Feuer — die Gluth verzehrt mir das Mark, das Hirn, das Herz in der Brust. Alles still um uns her... Kein Mensch ahnt, wie lieb wir uns haben — o so namenlos, so unaussprechlich, so wahnsinnig lieb! Alles vergesse ich, Alles begrab' ich in seinen Armen. Sein Auge blickt mir bis in den Grund der Seele, und jeder Zug, den er dort liest, ist Liebe, Ehrfurcht, Anbetung, Vergötterung... Ich vermag nicht zu fassen, daß diese Wonne ein Verbrechen sein soll, die Wonne des ersten, himmlischen Glückes... Und doch, wenn sie wüßten... sie würden mich fliehen, wie eine Verpestete, sie würden mich ausstoßen und jede Stunde verfluchen, die sie in meiner Nähe geathmet... Ehebrecherin... Das Wort klingt entsetzlich... und ich kann noch lächeln!

---

28. 7.

Heinrich... Was frage ich nach dem Wohl und Wehe

des Betrogenen! Nein, nein, es geht mir bitter zu Herzen... Ich Ruchlose! Ich Fluchwürdige!

Am 3. August.

Wenn Heinrich kommt, — wie werde ich ihm begegnen? Lachend oder stumm? Heuchlerisch oder gleichgültig? Peinvoller Gedanke! — Aber Er, Er — o, er liebt doch nur halb so glühend als ich, sonst würde er Weib und Kind und Heimath in die Schanze schlagen und mit mir fliehen — fliehen bis an die äußersten Marken der Menschheit. Die Wüste wird mir zum Paradies, wenn ich die Qualen der Noth und des Mangels an seiner Seite erdulden darf.

Föhrenst., 6. August.

Welche Nacht... Sternumglänzte Wipfel... Ich sterbe... Ueber dem Thal die bleichen, schimmernden Nebel... Er ist meine Welt, meine Zukunft, mein Gott...

Aus den Briefen Pyl's.

26. 7.

Um zwölf Uhr an der Quelle! Mein heißgeliebtes, wonniges Weib, ich zittere vor Sehnsucht, Dich wieder ans Herz zu schließen! Laß die bangen Gedanken und lebe nur mir und unserer Liebe. Alles ist eitel, und wenn Dein herrliches Auge im Tod erloschen ist... Fort mit

dem trostlosen Bild! Unsere Liebe lebt ewig, denn das ist die wahre Gluth, die allem Qualm der Weisheit zum Trotz emporlodert.

Am 27. Juli.

— Er ist mein Freund, sagtest Du gestern? Nein, Virginie, Du Holde, Du Himmlische! Er ist mein unversöhnlichster Todfeind. Ich hasse ihn wie das Verhängniß... und um so glühender als ich schweigen muß... Ja doch, er war mir einst werth — aber das Schicksal ist unerbittlich...

Am 1. August.

Einzig Geliebte! Hast Du auch Alles vernichtet, wie Du versprachst, oder bist Du in jeden Zettel, den ich Dir zustecke, verliebt wie ich in die Deinen? Um Himmelswillen, sei vorsichtig, aus Mitleid, aus Gnade! Clara würde zu Grund gehen und mein armes Kind... Nein, Du Süße, wir können auch in diesen Schranken uns glücklich fühlen, wir können genießen, was ein Gott uns gewährt — und der Armen und Elenden schonen... Heute Abend!

Außer diesen Briefen und Blättern fand sich in der Schatulle ein Bild des Treulosen vor, dasselbe, das Herr Schärtlin mir beim Beginn seiner Erzählung

gezeigt hatte. Von Virginiens Hand las ich auf der Rückseite: Mit Dir durch Nacht und Grauen, durch Sünde und Tod!

Es währte geraume Zeit, bis mein unglücklicher Freund sich von dem zermalmenden Eindruck der Erinnerungen, die während der letzten Stunde auf ihn eingestürmt waren, hinlänglich befreit hatte, um seinen trübseligen Bericht zu Ende führen zu können.

Noch einmal wandte er sich zu mir her und erzählte wie folgt:

— Die Sonne sank, und über den Ruheplatz der Todten breitete sich das Dunkel. Ich lehnte nach wie vor am Grabhügel des Weibes, das ich nun zwiefach verloren hatte — unfähig, mich zu regen, starr und leblos wie die stummen Schläfer im kühlen Kirchhofsgrunde. Nur mein Herz zuckte und krampfte in namenlosem Weh, als wollte es mit Gewalt meine sterbliche Hülle zerbrechen und mich so still und gelassen machen wie die glückseligen Todten.

Der Nachtwind hob die dunstigen Wolkenschleier; die Sterne traten klar an dem tiefdunklen Himmel hervor, — und ich lag noch immer trost- und hoffnungslos in dem Kampf mit meinem unbeschreiblichen Elend. Im Osten kam der Mond herauf und goß sein gespenstisches Licht über die Leichensteine und Kreuze. Die Cypressen und Trauerweiden rauschten und flüsterten wie bange, mensch-

liche Stimmen; aus dem nahen Gehölz klangen die heiseren Rufe der Nachtvögel; aber mich schreckte kein Laut, kein Lichtschimmer, keine Anwandlung des Grauens aus meiner stumpfsinnigen Lethargie auf. Ich hätte vielleicht die ganze Nacht in diesem Zustande hingebrütet, wenn mir nicht plötzlich der Gedanke durch's Hirn gezuckt wäre, mein furchtbares Geheimniß könne enträthselt werden, falls ich der Welt gegenüber mich nicht beherrschte. Diese Erwägung, die nur ganz traumhaft in mir aufgetaucht war, gab mir sofort wie durch ein Wunder meine Besinnung zurück. Ich sprang empor, barg die zerstreut umherliegenden Papiere in meiner Brusttasche und wankte, die Schläfen im Fieber erglühend, der Stadt zu.

Clara hatte sich schon zur Ruhe begeben; ich war mir daher selbst überlassen und konnte, so weit mein Zustand dies erlaubte, mit mir zu Rathe gehn, was zu thun sei. Das erste Gefühl, das mir jetzt, da ich einigermaßen zur Besinnung kam, durch alle Adern tobte, war ein dämonischer Drang nach Rache. Ich hätte in diesem Augenblick nicht etwa den Rest meines Lebens, denn das wollte in meinem Fall sehr wenig besagen, nein, ich hätte jede Erinnerung an meine fröhliche Jugend, jede Hoffnung auf Rast, ich hätte mein eigenes Ich darum gegeben, wenn ich im Stande gewesen wäre, den Räuber meines Glückes wie einen tollen Hund über den Haufen zu stoßen oder

ihm mit den Zähnen das Herz aus dem Leibe zu reißen. Der Gedanke, daß Pyl todt sei, war mir entsetzlicher als Alles, was ich bisher erlitten, entsetzlicher als der Verlust Virginiens und ihr ruchloser, fluchwürdiger Verrath. Je mehr ich mich in die Vorstellung vertiefte, wie zwiefach elend ich sei, weil die beiden Frevler, die sich an mir versündigt, jedem Vorwurf, geschweige denn einer Rechenschaftsforderung entgangen seien, um so entschiedener verwandelte sich mein Schmerz und meine Wuth in sinnlose Raserei. Ich wollte hinabeilen in das Zimmer Clara's und sie verantwortlich machen für die Missethat ihres Mannes, sie und ihr Kind, in dessen Adern sein treuloses Blut floß. Vielleicht war es nur die körperliche Erschöpfung, die mich abhielt, diese heillose Idee zu verwirklichen. Dafür aber malte sich meine Phantasie die grauenhaftesten Bilder aus. Ich sah mich im Geist, wie ich das unschuldige Kind an der Kehle ergriff und würgte, bis ihm die Augen blutgeschwellt aus den Höhlen traten und sein Gesicht blau wurde unter dem Druck meiner verzweifelten Fäuste. Und dann schlug ich seinen Schädel wider die steinerne Wand, daß das Gehirn bis zur Decke spritzte, und trat den wimmernden Knäuel mit Füßen und rief röchelnd: Nimm das für den Verrath Deines Vaters! Und dann stürzte ich mich auf die ohnmächtige Mutter und fluchte ihr, daß sie in ihrer Verblendung das drohende Unheil nicht vorausgesehen,

und bohrte ihr hohnlachend die Augen aus, weil diese blöden, nachtumhüllten Augen die erste und vornehmste Schuld an meinem Elend trugen.

Mitten im Taumel dieser blutigen Hirngespinnste hatte ich die Papiere Virginiens wieder in die Schatulle geschlossen und den Schlüssel zu mir gesteckt; dann sank ich auf das Lager und entschlief. Diese Nacht war die grauenvollste meines Lebens. Nur Gott weiß, was ich damals gelitten.

Am folgenden Morgen war die Klarheit meines Bewußtseins wenigstens so weit zurückgekehrt, daß ich das Unedle eines Hasses, der sich gegen Pyl's unschuldige Familie zu kehren drohte, mit einer gewissen Beschämung empfand. Unter dem Vorwand wichtiger Geschäfte verließ ich in aller Frühe das Haus und streifte lange Zeit planlos im Lande umher, fortwährend von den Furien meiner Gedanken verfolgt und mehr als einmal mit der Versuchung kämpfend, meine blinde Rachsucht an Clara und ihrem Kind, der Warnungsstimme meiner Vernunft zum Trotz, dennoch auszuführen und dann meinem Leben ein Ende zu machen.

Erst nach und nach begann die Fluth der Verzweiflung zu ebben, und meine Seele ward milderen Regungen zugänglich. Ich rief mir die ganze Vergangenheit Zug für Zug ins Gedächtniß zurück; ich suchte trotz meines inneren Widerstrebens nach Milderungsgründen für den

Frevel, der mich so unwiderruflich zu Boden geschmettert hatte, — und ich fand sie.

Ein Theil der empörenden Schuld fiel auf mich zurück, denn ich hatte mir angemaßt, Virginiens Glück zu begründen, obgleich sie mir offen und ehrlich bekannt hatte, daß die Möglichkeit dieses Glückes außerhalb meiner Sphäre liege. Ward mein Schmerz durch diese Erwägungen nicht gemildert, so schwand doch das blinde Verlangen nach Rache, und je mehr ich mich von diesem niedrigen Drang abwendete, um so klarer erkannte ich, daß selbst seine volle Befriedigung für meine Wunden nur Gift gewesen wäre. Was ich auch beginnen mochte, es gab kein anderes Heil für mich, als die stumme Ergebung. Nach Verlauf von vierzehn Tagen, deren letzte Hälfte ich in einem benachbarten Dorfe verbracht, kehrte ich nach Föhrenstädt zurück mit dem festen Entschluß, das Vertrauen der unglücklichen Clara nicht zu täuschen, sondern ihr nach besten Kräften mit Rath und That zur Seite zu stehen.

Alles, was mich bewegte, vergrub ich in den Tiefen meiner Brust und niemals habe ich auch nur mit einem Zucken der Wimper verrathen, was der Brief Pyl's und der Inhalt der Schatulle mir offenbart hatte. Mit allem Eifer betrieb ich während der folgenden Monate die Regelung der Pyl'schen Vermögensverhältnisse. Es gelang mir, ein über Erwarten günstiges Arrangement zu

erzielen, so daß die Wittwe nach Verkauf des gesammten Anwesens ein Vermögen übrig behielt, das für ihre und der Tochter Bedürfnisse reichlich genügte. Die kleine Anna ist später ein sehr kluges und sinniges Mädchen geworden und hat einen jungen Theologen geheirathet, mit dem sie, so viel ich weiß, noch jetzt in glücklicher Ehe lebt. Clara hat nie erfahren, daß ich es war, der sie vor dem Schicksal einer gänzlichen Verarmung bewahrte, denn ihr Dank wäre mir unerträglich gewesen. So habe ich doch wenigstens vor meinem Gewissen wieder gut gemacht, was ich in einer Stunde geistiger Ohnmacht, wenn auch nur in Gedanken, gesündigt habe. In diese Schatulle aber begrub ich, als ich nach Odessa zurückgekehrt war, Alles, was ich von Virginien an Briefen und ähnlichen Andenken besaß, wie in eine ewig verschlossene Gruft. Das Mobiliar unserer Wohnung, das ich zum größten Theil bereits nach Odessa übergeführt hatte, verkaufte ich, und alles Andere überließ ich der Wittwe Pyl's, die für Virginie eine herzliche Freundschaft empfunden hatte und jeden Gegenstand aus dem Nachlaß der Verstorbenen heilig und theuer hielt.

Die nächstfolgenden Jahre verbrachte ich auf wissenschaftlichen Reisen, allezeit mit den Gespenstern der Erinnerung kämpfend. Endlich nach langen, rastlosen Wanderungen fand ich hier in der einsamen Dachstube, die ich als junger Student bewohnt, ein Asyl. Ich be-

schloß, hier den Rest meiner Tage in stiller Thätigkeit zu verbringen, um, wenn ich fühlen würde, daß mein Ende herannahe, das Grab meines Glückes noch einmal zu öffnen und dann seinen Inhalt den Flammen zu übergeben. Noch im Herbst meines Lebens hat mir das Schicksal die Freude gegönnt, in Dir einen treuen, geliebten Freund zu finden, der trotz der Verschiedenheit der Jahre, die uns zu trennen scheint, für das ernste, verschlossene Wesen des alten Sonderlings ein warmes Verständniß und ein fühlendes Herz besitzt. Jetzt weißt Du Alles, und nun wirst Du besser und richtiger urtheilen können, ob ich wohl daran that, wenn ich mich von dem lauten, blendenden Treiben der Außenwelt abschloß und in die Tiefen der Wissenschaft und meiner eigenen Gedanken versenkte. Mein Herz ist noch reich an Liebe; aber es giebt Schmerzen, die niemals verstummen wollen. Für sie hat der Himmel nur einen Trost: die Einsamkeit.

Herr Schärtlin schwieg. Das Feuer in dem geborstenen Ofen war lange herabgebrannt. Draußen hatte sich der Sturmwind erhoben, und schaurig aufathmend rüttelte er an den Läden und Scheiben. Es war, als ob der Geist der Vergangenheit in unsichtbarer Majestät durch das stille Gemach schritte.

Ich brachte kein Wort über die Lippen. Fast eine Viertelstunde lang saß ich in tiefes Nachdenken versunken

dem ehrwürdigen Greis gegenüber, und ließ die ernsten Töne seiner Erzählung in meiner Seele ausklingen. Dann nahm ich schmerzlich ergriffen Abschied.

Ein eisiger Schneewirbel brauste mir ins Gesicht, als ich ins Freie trat. Aber noch fast eine Stunde lang schweifte ich durch die verödeten Straßen, immer die milden, wehmüthigen Züge des alten Herrn vor den Augen, der da droben in dem einsamen Zimmer am Grab seines Glückes saß.

Erst später habe ich dem vollen Umfang, nach erfahren, wie edel und aufopfernd er an der Wittwe seines verrätherischen Freundes gehandelt. Die Mutter der blonden Marie, die im Herbst des folgenden Jahrs meine Frau wurde, war keine Andere als Anna, des unglücklichen Pyl einzige Tochter.

Ohne die unermüdliche Beihülfe Schärtlin's wäre Clara, die sehr wenig Energie und Selbstständigkeit besaß, zweifellos dem Elend verfallen. Und so danke denn auch ich auf dem Umweg mannigfacher Verkettungen dem großherzigen Dulder die Begründung meines Lebensglückes. Ehre und Liebe seinem Andenken!



Vittorio.



Es schlug Mitternacht. Ich trat an das offene Balkonfenster und blickte hinaus auf den schweigenden Spiegel der Lagune.

Hoch im wolkenlosen Azur stand die Scheibe des Vollmonds. An den Marmortreppen der Riva degli Schiavoni perlte und plätscherte es wie von flüssigem Silber. Die Kuppel von Santa Maria della Sallute schien über und über mit magisch blitzendem Schnee bedeckt. Silber und Schnee überflutheten die ganze unbeschreibliche Märchenpracht, — von den fernsten Dächern der Giudecca bis zu den trotzigen Ballustraden der Giardini Publici. Nur im Canale Grande schlief eine bläuliche Dämmerung, und die gewaltigen Massen von San Giorgo Maggiore schwammen grau und wesenlos wie eine Traumgestalt auf den funkelnden Wassern. Dabei flirrte und wogte und rauschte es in der Luft, als ob alle Frühlingsgeister plaudernd und kosend durch die lichterfüllten Räume dahinzögen. Die Wimpel der gespenstigen Schiffe, die am Strande der Riva vor Anker lagen, flatterten langsam im Hauche des Südwindes, der balsamisch zu mir herüberwehte und die

Lampe auf meinem Arbeitstisch in zitternde Schwingungen versetzte.

Ich hatte wieder einmal das köstliche Märchen des Apulejus, die uralte Geschichte von Amor und Psyche gelesen. Vor meinen Blicken schwebte die holde Gestalt der Königstochter, die um ihrer Liebe willen so standhaft die schwersten Prüfungen litt, und ihr freundliches Auge schien mich zu grüßen aus jedem Lichtstrahl der trauten, geheimnißvollen Mondnacht.

Ich gedachte der Worte eines französischen Denkers, die ich jüngst unter meinen Excerpten gefunden: „Die Liebe ist der eigentliche Urstoff aller Kunst“ — und einer verwandten Stelle Arthur Schopenhauer's, die da nachweist, wie kein künstlerisches Thema diesem ewig sprudelnden Quell wahrer Poesie an echt menschlichem Interesse gleichkommen kann. Es liegt tief in der Natur der Liebe begründet, daß die Dichter aller Nationen seit Jahrtausenden nicht müde werden, das Transscendente und Pathetische ihrer Entzückungen und Schmerzen in zahllosen Beispielen darzustellen, denn selbst durch den täglichen Gebrauch wird ein Vorwurf nicht abgenutzt, der wie die Sonne alles irdische Sein durchleuchtet und die wichtigste Angelegenheit in sich schließt, die das Herz auf dieser zerstiebenden Scholle zu regeln hat.

Hundert Probleme wanderten in seltsamer, traumhafter Buntheit an meiner Seele vorüber. Mit einem

Male erschien mir Psyche's himmlische Geduld in einem andern Lichte.

Was hat sie denn Großes gethan? sprach ich zu mir selbst. Ihr Kampf war leicht, denn sie wußte sich von Cupido geliebt. Um ihr Leid und ihre unendliche Treue in den vollen Glanz des Heroismus zu stellen, hätte der Mythus ihr die Bürde des Zweifels aufladen und ihr die Rolle der Betrogenen und Verlassenen zutheilen müssen! Aber zu solcher Grausamkeit versteht sich das heitere Alterthum nur selten, und wenn eine Ariadne wirklich von ihrem Theseus hintergangen wird, so findet sie schon nach zweimal vierundzwanzig Stunden den göttlichen Dionysos, der sie tröstet. Nein, die Treue der verschmähten und betrogenen Liebe gehört nur der Romantik an; mit den Rittern und den Troubadouren ward sie geboren, und mit dem letzten provençalischen Mandolinenklang hauchte sie ihr flüchtiges Leben aus.

Jetzt begann sich die blaue Fluth der Lagune unter dem Hauch der Nachtluft in Millionen blitzender Wellen zu kräuseln. Ein breiter Strom geschmolzenen Silbers rauschte unter dem Bogen des Ponte della Paglia in den engen Kanal hinein. Vom Lido her schien ein Feuerregen aus der Tiefe zu zittern, und die Wimpel der Dreimaster zuckten wie blasse, phantastische Blitze.

Es ergriff mich eine unwiderstehliche Sehnsucht ins Freie. Wenn solch ein Mondlicht schimmert, — sagt der

Sänger der Irischen Melodien, dann ist es gottlos, zu schlafen . . .

Ich löschte also das Licht, das bei dem fast taghellen Glanze Selenens ohnehin überflüssig erschien, und eilte die Treppe hinab.

Meine Schritte hallten einsam auf den Marmorplatten des schlummernden Quais wieder. Der Dogenpalast ragte in magischer Farbenpracht wie ein Gemälde Canaletto's zum sternbesäeten Himmel auf. Durch die Arkaden der Piazzetta klagte der Nachtwind, und dann und wann hob in den dämmernden Nischen der Markuskirche eine schlafende Taube träumend die Flügel. Sonst war Alles wie ausgestorben.

Ich wandelte nach dem Molo.

Von den leise schaukelnden Fluthen unmerklich hin und her gewiegt, lagen die Gondeln und Barken in ernster, fast melancholischer Ruhe nebeneinander. Die eisernen Schnäbel schienen in weißlicher Flamme zu brennen. Schwermüthig sang zu dieser nächtlichen Opferglut das plätschernde Wasser sein monotones Meßlied.

Ich trat an die Treppe.

— Gondola! rief ich in die schweigende Nacht hinaus.

Auf den Fahrzeugen rührte sich Nichts. Hinter meinem Rücken aber ertönte ein halblautes: Ecco, Signore! —, und eine schlanke Gestalt in der schmucken Tracht der

venezianischen Gondoliere schritt aus den Säulengängen der Zecca langsam auf mich zu.

— Ah, Ihr seid es, Vittorio, sagte ich, den Gruß des Ankömmlings erwidernd. Um so besser. Rudert mich ein wenig hinaus nach dem Lido. Die Nacht ist so wonnig, daß ich keine Lust verspüre, mich wie ein Apothekergehülfe in die dumpfigen Decken meines Bettes zu wickeln.

— Da habt Ihr Recht, Signore, versetzte der Gondolier, indem er die Kette aus dem Ring zog. Ich schlafe auch lieber am Tage, wenn die sengende Sonne über die Piazza brodelt...

— Ihr meldet Euch oft zum Nachtdienst? fragte ich etwas zerstreut, indem ich einstieg und mir's bequem machte.

— Dreimal in der Woche.

— Und von rechtswegen träfe Euch die Reihe nur einmal?

— So ist es, entgegnete er kopfnickend, während er die Gondel aus der erdrückenden Umarmung der beiden Nachbarfahrzeuge geschickt heraus bugsirte.

— Und was treibt Ihr so die lange Nachtzeit hindurch? begann ich nach einer Pause. Es fügt sich doch häufig, daß Ihr stundenlang auf der Lauer liegt?

— O, wir sind stets unserer Drei; da vergeht die Zeit schneller als Ihr Euch denkt, Signore. Man raucht, man plaudert, man hängt seinen Gedanken nach...

Er sagte das mit so seltsamer Betonung, daß ich ihm unwillkürlich ins Antlitz schaute.

Vittorio war ein ernster, schweigsamer Bursche von sechs- oder siebenundzwanzig Jahren. Da mir sein zurückhaltendes, ich möchte fast sagen vornehmes Wesen gefiel, so hatte ich bei meinen Streifereien durch die Lagunenstadt wiederholt seine Dienste in Anspruch genommen. Wir waren in gewissem Sinn gute Bekannte, ohne daß ich indeß je etwas Näheres über seine Lebensverhältnisse erfahren hätte.

Wie er jetzt so dastand, den kräftigen Oberkörper über das Ruder gebogen, das bleiche Antlitz mit den großen, tiefdunkeln Augen vom vollen Glanze des Mondes beleuchtet, die Lippen fest auf einander gepreßt, glich er mehr einem phantastisch belebten Broncebild, als einem Sohn der heitern und farbenprächtigen Meereskönigin Venezia.

Wir fuhren an der Insel San Giorgio vorüber auf die Südostspitze der Giardini zu, um von dort aus in sicherm Fahrwasser den Strand jenes gewaltigen Erddammes zu erreichen, der die Lagune von der offenen See trennt.

Die marmornen Tempel Palladio's wichen langsam zurück, und die blaue, funkensprühende Fläche zwischen der Gondel und dem Gestade ward breiter und breiter.

Jetzt lag das ganze unvergleichliche Panorama in

seiner vollen Märchenpracht vor unseren Blicken. Ich bat Vittorio, für ein paar Minuten das Ruder einzuziehen und die Gondel planlos schaukeln zu lassen. Schweigend kauerte ich am Boden des Fahrzeuges und hielt die Hand in die kühle Fluth hinab, die glitzernd um meine Finger schäumte.

— Was meint Ihr, Vittorio, sagte ich mit einem Anflug von Schwärmerei — das wäre eine Nacht, um sie an der Seite der Liebsten zu verträumen.

Er antwortete nicht. Müde und schläfrig rauschte das Wasser am Kiele, wie ein melancholisches Wiegenlied.

— Seid Ihr verheirathet, Vittorio? begann ich nach einer Weile von Neuem.

— Nein, Herr, versetzte der Gondolier eintönig.

— Das wundert mich; man sagt, die Gondoliere heirathen mit dem zwanzigsten Jahre. Ueberdem seid Ihr ein schöner, stattlicher Mann, Vittorio. Euch konnte es nicht fehlen, und wenn Ihr bei der Tochter des reichsten Kaufherrn angeklopft hättet.

Er schüttelte wehmüthig den Kopf.

— So hoch haben sich meine Gedanken nie verstiegen, Signore. Ich weiß, daß Gleich nur zu Gleich paßt.

— Nun, mich dünkt, auch unter den Schifferstöchtern fände sich mehr als ein hübsches Gesicht, das Eurer werth wäre. Oder zieht Ihr es vor, den Don Giovanni zu

spielen und heute die Nannetta und morgen die Giulietta zu küssen?

Um die Lippen Vittorio's zuckte ein seltsames Lächeln.

— Ich weiß wohl, sagte er fast spöttisch, ihr Nordländer bezichtet den Süden des Unbestandes und der Treulosigkeit... Aber Ihr irrt, Signore... Auch wir verstehen die echte Liebe, die erst im Grabe ihr Ende findet.

Seine Stimme hatte bei den letzten Worten etwas Feierliches angenommen.

Ich starrte einen Augenblick wie traumversunken in die flirrende Tiefe und sagte dann halb scherzhaft, halb herausfordernd:

— Das sind Dinge, über die Ihr nicht mitreden könnt. Wer fast dreißig Jahre alt geworden ist, ohne geliebt zu haben...

Der Gondolier spielte scheinbar gleichgültig an der Ruderstange.

— Habt Ihr große Eile, Signore? fragte er endlich.

— Eile? Weshalb?

— Ich meine, ob es Euch darauf ankommt, möglichst schnell den Lido zu erreichen, oder ob es Euch recht ist, wenn wir noch eine halbe Stunde hier zwischen den Inseln liegen?

— Ich habe Nichts zu versäumen, und die Nacht ist hier eben so herrlich als drüben am Strande. Weshalb fragt Ihr?

— Wenn Ihr Zeit hättet, versetzte Vittorio zögernd, so möchte ich Euch wohl eine Geschichte erzählen, die Euch vielleicht.... Aber gewiß, Signore, Ihr findet meine Idee sonderbar...

— Durchaus nicht! Im Gegentheil! Ihr Venezianer seid alle geborene Raccontatori.

— Ich weiß auch in der That nicht, wie ich dazu komme, fuhr Vittorio fort, indem er die Hände über den Knieen verschränkte. Aber seht Ihr, Signore, just weil Ihr ein Fremder seid und Allem so fern steht und in kurzer Frist Venedig für immer verlaßt...

Er unterbrach sich. Es war, als suche er vergeblich nach Worten, um eine räthselhafte, ihm selbst unerklärliche Empfindung auszudrücken.

— Nun also? begann ich nach einer Weile. Verlaßt Euch darauf, Ihr werdet an mir einen Zuhörer finden, wie Ihr ihn besser nicht wünschen könnt, besonders, wenn die Geschichte Euch selbst und Euer Schicksal angeht.

— Ja, Herr, das thut sie! rief er mit bebender Stimme. Bis zur Stunde weiß Niemand, wie Alles gekommen ist. Selbst mein Bruder Andrea tappt völlig im Dunkeln. Alle vierzehn Tage hat er eine neue Partie für mich und begreift nicht, daß ich sie ausschlage. Ahnte er den wahren Zusammenhang, er würde sich hüten, mit Seifenblasen auf die Quadern der Murazzi zu schießen.

Jetzt hielt er inne, als sei er in seinem Entschlusse

wankend geworden. Dann schüttelte er heftig den Kopf und sah mir mit einem Ausdruck unbegrenzten Vertrauens ins Angesicht.

— Herr, sagte er, auch Ihr werdet mich anfänglich einen Thoren nennen — aber wenn Ihr Alles gehört habt, wenn Ihr so recht eigentlich wißt, wie mir um's Herz ist, dann werdet Ihr doch verstehen, daß ich einsam bleiben muß bis ans Ende meines Lebens. Ich habe in der Gazzetta di Venezia Eure Novelle gelesen von der schönen Agathe und dem jungen deutschen Gelehrten ... Es war freilich nur eine Uebersetzung — Uebersetzungen sind trügerisch, wie das Sprichwort sagt — aber so viel ist mir doch klar geworden, daß Ihr ein fühlendes Herz habt und nicht mit klugen Reden über Dinge hinwegzugleiten versucht, die doch nun einmal in der Natur liegen, so gut wie Blitz und Donner, Sturm und Sonnenschein, Krankheit und Tod.

— Aber woher wißt Ihr, daß gerade ich der Verfasser dieser Novelle bin? fragte ich, im höchsten Grade verwundert.

— Habt Ihr mir nicht damals, als wir von Burano zurückkehrten, Eure Karte gegeben? Ihr hattet kein Geld bei Euch und bestelltet mich auf den andern Morgen in Eure Wohnung. Eurem Arbeitszimmer sieht auch ein Blinder an, daß Ihr Euch mit Studiren und Schreibereien beschäftigt. So wußt' ich, daß ich den Rechten vor mir hatte und nicht etwa einen Namensvetter.

— Dagegen läßt sich Nichts einwenden, versetzte ich mit wachsendem Erstaunen.

— Ebbene, fuhr Vittorio fort — daß ich's Euch nur gestehe — wie ich diese Geschichte gelesen hatte, da faßte ich eine Art Freundschaft zu Euch, und ich gelobte mir, Euch bei der ersten Gelegenheit mein Herz auszuschütten. Ihr mögt das närrisch finden, aber es ist so. Einem Venezianer gegenüber hätt' ich nie ein Wort über die Lippen gebracht: zu Euch, dem Forestiere, hab' ich Vertrauen ...

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Fast verlegen starrte ich nach oben in das flimmernde Blau, das sich jetzt hier und da mit milchweißen Flocken bedeckte, die wie geronnener Mondschein geisterhaft nach Osten schwammen.

— Ich war ein Bursche von achtzehn Jahren, fuhr Vittorio fort, als ich ihr zum ersten Male begegnete. Sie hieß Claudia und war die Tochter einer armen Wittwe, die am Rialto Orangen und Feigen feilbot. Sie war damals ein frisches, halbwüchsiges Ding, zwölf Jahre alt, mit schelmisch blitzenden Augen und langem, prachtvollem Haar, das ihr in dicken Zöpfen über den Rücken herabhing. Ich sehe sie noch wie heute. Es war eine Wettfahrt auf dem Canalazzo ... Sie stand am Brückengeländer, mühsam auf die kleinen, runden Arme gestützt, denn die Brüstung war hoch und breit und die Beinchen kurz, und wer da sehen wollte, der mußte sich eifrig daran

halten, sonst wurde er von seinen gaffenden Nachbaren hinweggedrängt.

Va bene also. Ich kam zufällig neben sie zu stehen, und sehe, wie sie sich abquält und mit gierig funkelnden Augen in die Tiefe schaut.

— Piccola, sagte ich freundlich, indem ich ihr die Hand auf die Schulter legte, so wirst Du's auf die Dauer nicht aushalten. Soll ich Dich 'raufheben?

Sie schaute mich halb verwundert, halb freudig an und nickte. Vorsichtig hob ich sie auf die Brüstung.

— So, sagte ich, nun halt' Dich an meiner Jacke fest, daß Du nicht herabstürzest.

Sie erröthete, sah mich von Neuem mit ihren schwarzen, fragenden Augen an, daß es mir wie ein Blitz durch die Seele ging und legte dann das Aermchen um meinen Nacken, als kennte sie mich seit lange.

Nun, Signore, Ihr werdet mich verstehen, wenn ich Euch sage, daß ich von der ganzen Wettfahrt nicht mehr gesehen habe, als Ihr. Fortwährend hatte ich mit den süßen Schauern zu kämpfen, die mich durchrieselten, sobald sie die geringste Bewegung machte. Ließ mir mein fieberndes Blut für einen Moment Ruhe, so war ich vollauf beschäftigt, ihr ins Antlitz zu schauen, oder die liebe Gestalt zu betrachten. Sie war ärmlich gekleidet und trug weder Schuhe noch Strümpfe, aber trotz alledem lag ein Hauch von Festlichkeit und Glanz über ihr, der mich berauschte.

Von Zeit zu Zeit ließ sie einen Ruf des Vergnügens oder der Ueberraschung erschallen. Ach, ihre Stimme! Keine Glocke der bella Venezia hatte mir jemals so süß und bestrickend geklungen als das Metall dieser Kehle! Wißt Ihr, Signore, es lag etwas so Geheimnißvolles in ihrem Ton, etwas so seltsam Verschleiertes, daß ich trotz aller Seligkeit fast traurig wurde. Ihr versteht mich wohl nicht?

— Doch, doch, Vittorio, versetzte ich theilnehmend — ich kenne diese Stimmen. Sie wirken wie der Liebestrank einer Hexe...

— Recht so, Signore, wie der Liebestrank einer Hexe! Man muß immer und immer wieder an den wehmüthig bezaubernden Wohllaut zurückdenken, als hätte man das Tollkraut der Strega im Leibe...

Gut also. Die Regatta ging zu Ende und meine Piccola kletterte von der Ballustrade herab. Jetzt erst erfuhr ich ihren Namen.

— Wie heißt Du? fragte sie mich, indem sie das dürftige Kleidchen zurecht zupfte.

— Vittorio Zampieri, antwortete ich herzklopfend. Und Du?

— Claudia Padovana. Du bist ein guter Junge, Vittorio. Ich hatte den besten Platz auf der ganzen Brücke. Mille grazie!

Wie mir bei diesen Worten zu Muthe war! Wenn

mich der heilige Vater in Person vor allen Cardinälen und Monsignoren belobt hätte, ich wäre nicht glücklicher gewesen, als bei der leicht hingeworfenen Rede des zwölfjährigen Kindes.

Inzwischen war es dämmerig geworden. Am Fondaco dei Tedeschi zündeten sie bereits die Laternen an.

— Wo wohnst Du? fragte ich schüchtern.

— Nicht weit von hier. In der vierten Straße der Merceria.

— So laß uns zusammen gehn. Das ist auch mein Weg. Ueberdies fürchte ich, es möchte Dir etwas zustoßen, wenn Du so spät . . .

Sie lachte hell auf.

— Denkst Du, wir leben hier unter Räubern und Spitzbuben? rief sie spöttisch. Was soll mir zustoßen mitten im Herzen der bella Venezia? Aber wenn Du willst, können wir immerhin miteinander gehn; es ist kurzweiliger.

Wir eilten die Stufen hinab und bogen rechts in die Hauptstraße ein.

Die Schaufenster und Bazare waren bereits glänzend erleuchtet. Alle zehn Schritte blieb Claudia stehen, um hier die funkelnden Schätze eines Juweliers, dort die prächtigen Roben eines Modemagazins zu bewundern. Sie klatschte dabei vor Freude in die kleinen Hände und wußte sich nicht genug zu thun in Ausrufen des Staunens

und des Entzückens. Ich stand schweigend an ihrer Seite, die Augen fest auf ihr strahlendes Antlitz geheftet — und immer seliger ward mir um's Herz — und immer schmerzlicher . . .

So gelangten wir nach einer halben Stunde vor ein hohes, verräuchertes Haus unfern des Ponte Grigio.

— Hier wohnen wir, sagte Claudia kleinmüthig. Drüben in der Merceria ist's freilich schöner, aber die Mutter ist arm, und die paar Narance, die sie täglich verkauft, beschaffen uns nur gerade das Nöthigste.

Sie seufzte. Dann strich sie lachend über das volle, dunkle Haar, schüttelte lustig den Kopf und reichte mir die Hand, um sich zu verabschieden.

— Felice notte, flüsterte sie mit einer schalkhaften Verbeugung, und nochmals tausend Dank!

Und damit öffnete sie die Hausthür und schlüpfte flink wie ein Wiesel in die dumpfige Flur hinein.

Ich stand wohl noch zehn Minuten lang wie angewurzelt und musterte das Haus, das meine holde kleine Freundin barg, mit sehnsüchtig neugierigen Blicken. Wie gesagt, es war eine häßliche, alte Spelunke — aber mir schien jeder Zoll des zerbröckelnden Mauerwerkes von einem überirdischen Lichte zu funkeln. Jetzt ward es droben an einem der Fenster hell — ohne Zweifel war das Claudia, meine süße, angebetete Claudia. Ich drückte beide Hände wider die Lippen und warf ihr hundert

Küsse zu. Dann versank ich wieder in mein seltsames Brüten. Die Erlebnisse des Tages zogen wie leibhaftig an meinem Auge vorüber. Endlich riß ich mich los und eilte durch die Merceria dem Markusplatz zu, in dessen Nähe meine elterliche Wohnung belegen war.

Werdet Ihr mir glauben, Signore, wenn ich Euch sage, daß ich die Piazza kaum wieder erkannte? Alles schien mir so wundersam verändert, so himmlisch verklärt, daß ich mit offenen Augen zu träumen meinte. So majestätisch wie jetzt hatte der Glockenthurm nie in die blaue Luft emporgeragt. Selbst die grauen Pflastersteine schimmerten wie carrarischer Marmor, und die Flammen der Candelaber hüpften und flatterten in ihren Glaskugeln, daß es eine Lust war.

Gut also, ich war verliebt. Tag und Nacht hatte ich fürder keinen andern Gedanken als Claudia. Wenn ich auf der Barke meines Vaters hinüber ruderte nach Mestre oder nach Chioggia, dann grüßte mich ihr schelmisches Lachen aus jeder Welle. Wenn ich heimkehrte, und der Himmel mir zu Häupten in tausend blitzenden Lichtern brannte, dann war mir zu Muthe, als strahle mich in jedem Sterne ihr tiefdunkles Auge an — nur daß ihre Augen mir weit herrlicher dünkten, als die lodernden Flammen des Firmaments. Ich war ein Narr, werdet Ihr denken .... aber Ihr kennt eben Claudia nicht!

Ich sah sie von nun an fast täglich am Rialto bei den Orangenkörben ihrer Mutter; ich sprach wohl auch ab und zu ein paar Worte mit ihr: aber ohne Zeugen trafen wir uns nur sehr selten, und nie war von etwas Anderm zwischen uns die Rede, als von den gleichgültigen Dingen des gewöhnlichen Lebens. Sie wußte gar nicht, wie sehr ich sie liebte, und wenn damals wirklich hin und wieder eine Ahnung in ihr aufstieg, so war sie noch zu jung, um zu begreifen, was das sagen will: Ich liebe Dich von ganzer Seele!

So kam das Jahr 1866 und der Krieg gegen Oesterreich. Venedig ward italienisch. Im folgenden Frühjahr zog ich die Uniform des Rè Galantuomo an und wanderte mit vielen meiner Kameraden nach Treviso, wo wir zwei Jahre lang in Garnison blieben. Anfänglich wollte mir der Dienst in der bunten Jacke durchaus nicht munden: die goldene Freiheit an der Riva degli Schiavoni war so viel schöner gewesen, und Claudia fehlte mir an allen Ecken und Enden. Aber allmählig gewöhnte ich mich daran, und je schwerer die Trennung auf der Seele lastete, um so rosiger malte ich mir das Wiedersehen.

Zu Anfang des dritten Jahres ward unser Regiment denn wirklich nach Venedig verlegt.

Santo Dio, wie mir das Herz schlug, als wir über die endlose Lagunenbrücke nach dem Stationsgebäude

rollten und durch das alte, wohlbekannte Straßengewirr nach der Kaserne marschirten!

Ich war unterdessen Korporal geworden, und der Rock des Königs stand mir nicht zum schlechtesten. Die schönen Trevisanerinnen hatten mir, ohne Eitelkeit gesprochen, mehr als einen verliebten Blick zugeworfen, und wenn Claudia nicht gewesen wäre . . . Nun, Ihr versteht mich.

Die erste freie Stunde, die ich auftreiben konnte, benutzte ich zu einem Gang nach dem alten Hause am Ponte Grigio.

Nach langem Hin- und Herfragen erhielt ich die Auskunft, Claudia's Mutter sei vor sechs Wochen gestorben; das junge Mädchen wohne jetzt bei einer halbblinden Tante hinter der Kirche von San Moisè. Uebrigens würde ich sie am sichersten im Cortile des Dogenpalastes aufsuchen, denn seit dem Tode ihrer Mutter, die ihr nicht das Geringste hinterlassen habe, sei sie unter die Wasserträgerinnen gegangen und von früh Morgens bei den Brunnen beschäftigt.

Ich eilte, so schnell ich konnte, nach dem Palazzo Ducale und faßte auf der Treppe der Riesen Posto.

Es war etwa vier Uhr Nachmittags. An den beiden Brunnen im Binnenhofe herrschte ein lebhaftes Gedränge. Alte Weiber und junge Mädchen schrieen und plapperten unter einander wie die Möwen am Strande. Die Einen

beugten sich über den Rand der Cisterne, um ihre kupfer-
nen Gefäße aus der Tiefe zu ziehen; die Anderen waren
damit beschäftigt, die gefüllten Eimer an die eisenbe-
schlagene Stange zu haken und sich die schwanke Doppel-
last auf die Schultern zu legen; noch Andere standen
müßig umher und warteten geduldig, bis die Brunnen-
umfriedigung frei sein würde.

Claudia war nicht unter ihnen. Ich konnte mir
auch in der That nicht vorstellen, wie sie sich in dem
häßlichen, spitzen Hut der Cisternenmädchen ausnehmen
würde, und die Trägerinnen, die seit einer Viertelstunde
durch die Colonnaden des Palazzo in den Hof gekommen,
hatten ohne Ausnahme die spitzesten und scandalösesten
Exemplare.

Schon dachte ich, der alte Schreiber am Ponte Gri-
gio, der mir die betreffende Auskunft ertheilt, habe mich
zum Besten gehabt, als ein volles, schlankes Mädchen von
königlicher Schönheit elastischen Schrittes durch den jen-
seitigen Eingang quer über den Hof wandelte. Sie trug
einen kleinen florentinischen Strohhut mit Epheu und
Rosen geschmückt. Die prächtigen Zöpfe hingen wie früher
über den Rücken herab, und das hochgeschürzte Kleid zeigte
die Füße bis über die Knöchel.

Hastig sprang ich empor. Ich versichere Euch, Sig-
nore, ich mußte mich am Geländer der Treppe halten,
um nicht die Stufen hinunter zu stürzen. So hold und

liebreizend hatte ich sie mir doch nicht vorgestellt! Alles Blut strömte mir nach dem Herzen, und vor den Augen schwamm es mir, als sähe ich die ganze Welt durch selige Thränen.

Langsam schritt ich auf sie zu. Ich begegnete ihr, noch ehe sie den Brunnen erreicht hatte.

— Herr Gott, Vittorio! stammelte sie verwirrt. Fast hätte ich Dich nicht wieder erkannt! Du hast Dich sehr verändert!

— Grüß Gott, liebe Claudia! flüsterte ich trunken vor Freude, während ich ihr die Hand entgegenstreckte. Wie unbeschreiblich schön Du geworden bist!

Sie ward über und über roth, erwiderte jedoch meinen Händedruck auf's herzlichste und fragte mich, wie es mir all die Zeit über ergangen sei.

Ich gab ihr in kurzen Worten Bescheid und erzählte ihr dann, daß ich bereits in dem alten Hause am Ponte Grigio gewesen sei, um sie aufzusuchen.

Sie seufzte.

— Ja, sagte sie nachdenklich, das ist jetzt vorbei. Seitdem sie die gute Mutter hinausgefahren haben, bin ich nicht wieder in die Gegend gekommen . . . Und, fügte sie nach einer Pause lächelnd hinzu, es ist auch schöner hier draußen an der lustigen Riva! Nachmittags, wenn sie auf der Piazza musiciren, dringen die fröhlichen Klänge herüber bis hier in den Cortile, und ich stehe dann manch-

mal Viertelstunden lang unter den Colonnaden und höre den stolzen, rauschenden Weisen zu. Ist das ein Leben auf dem Marcusplatze, Vittorio! Der Rialto mit all seinen glitzernden Buden kommt mir dagegen recht ärmlich vor!

Ich erwiderte Nichts. Ein fast unmerkliches Gefühl von Mißbehagen kroch mir über die Seele.

— Ach, dachte ich im Stillen, wohnte sie doch noch in der alten Spelunke am Ponte Grigio!

Vom Uhrthurm an der Piazza schlug es jetzt halb Fünf.

— Ist Dein Tagewerk noch nicht bald zu Ende? fragte ich mit einem Blick auf die beiden Eimer, die sie inzwischen auf die Granitplatten des Bodens gestellt hatte.

— Noch eine Stunde, dann bin ich fertig, entgegnete sie freundlich. Wenn Du dann willst, können wir ein wenig die Riva hinabschlendern. Ich möchte gern etwas Näheres über Deine Erlebnisse hören.

— Du bist gut, Claudia, rief ich entzückt. Wo erwarte ich Dich?

— Auf der Piazzetta beim geflügelten Löwen.

Ich treibe mich also eine Stunde auf dem Marcusplatze herum und füttere die Tauben oder betrachte aus alter Anhänglichkeit die Mosaikbilder in den Frontwölbungen der Kathedrale. Hundertmal laufe ich nach der Säule, um zu sehen, ob Claudia nicht vielleicht früher

gekommen ist, als sie versprochen hat. Hundertmal schaue ich nach den goldenen Zeigern des Orologio. Endlich, um dreiviertel auf Sechs, kommt sie über den Platz her, schön wie Madonna, und nickt mir schon von Weitem, daß die Rosen auf dem zierlichen Strohhute lustig auf und nieder schwanken.

Sie war inzwischen daheim gewesen und hatte ihr bestes Kleid angelegt, ein hellblaues, duftiges Gewand, das ihrer jugendlichen Erscheinung etwas wunderbar Festliches verlieh.

— So! sagte sie, indem sie ihre Hand in meinen Arm legte. Das war ich Deiner stattlichen Uniform schuldig. Und nun vorwärts, Vittorio! Wohin führst Du mich?

— In wenigen Minuten beginnt auf der Piazza das Abendconcert, sagte ich mit einem Blick auf den Uhrthurm.

— Nein, nein, versetzte sie hastig; ich mische mich nicht gern unter die geputzten Herren und Damen. Das rauscht Alles in Sammet und Seide einher und strotzt von Gold und Diamanten, daß Unsereins sich daneben vorkommt wie eine rechte Bettlerin.

— Aber Claudia, Du siehst so schön und reizend aus, daß Du Dich kühn neben jede Fürstin der Welt stellen darfst.

— Nein, nein, wiederholte sie abwehrend. Laß uns

lieber nach den Giardini fahren! Wenn ich das Knittern und Knistern der Atlasgewänder höre, wird mir's so eigen um's Herz, Vittorio . . . Ich kann Dir nicht sagen wie. Kurz und gut, ich mag nicht!

Sie warf trotzig den Kopf zurück und verzog den Mund, als ob sie die peinlichste Zumuthung zurückwiese.

— Gut also, gehen wir nach den Giardini!

— Gehen? Wollen wir nicht lieber eine Gondel nehmen?

Ich hatte nur sehr wenig baares Geld in der Tasche, und die nächste Löhnung war erst in acht Tagen fällig: aber für Claudia hätte ich meine Seele dem Teufel verschrieben, geschweige denn meine letzte Habe verausgabt.

Wir fuhren nach den Giardini und schlürften dort nach altvenetianischer Weise unsern caffè nero. Ich sag' Euch, Signore, Ihr hättet sie sehn müssen, mit welcher königlichen Grazie sie auf dem eisernen Sessel Platz nahm und die Füßchen wider das Tischbein stemmte! Und wie behandelte sie den armen Cameriere, der in seiner Zerstreutheit den Zucker vergessen hatte! Es war, als sei sie ihr Leben lang gewohnt gewesen, zu herrschen und zu befehlen. Jedes barsche Wort klang in ihrem Munde so natürlich und ungezwungen! Und der Bursche ward in der That ganz demüthig und verlegen, als hätte ihn eine Principessa zurechtgewiesen. Doch ich mache Euch ungeduldig, nicht wahr, Signore?

— Was denkt Ihr, Vittorio! Euer Bericht interessirt mich in jeder Silbe!

— Nun, Ihr wißt ja, versetzte er lächelnd, alle venetianischen Raccontatori sind etwas weitschweifig. Ihr müßt mir's zu gute halten.

— Erzählt nur ganz so, wie's Euch um's Herz ist, Vittorio. Ich wiederhole Euch, Ihr werdet nie einen dankbareren Zuhörer finden als mich.

— Va bene, fuhr er mit einem Kopfnicken der Befriedigung fort. Wir blieben also bis zum Einbrechen der Dunkelheit und ließen uns dann langsam zurückrudern. Ich brachte sie über die Piazza nach ihrer Wohnung hinter der Kirche von San Moisè und schlenderte dann noch eine Stunde allein am Strande des Molo entlang, das trunkene Herz so erfüllt von dem Zauber ihres Wesens, daß ich kaum athmen konnte.

Nun, Signore, Ihr könnt Euch denken, daß ich keine Gelegenheit versäumte, sie wiederzusehen. Ich traf sie fast regelmäßig des Nachmittags im Cortile, und wenn ich es irgend ermöglichen konnte, so holte ich sie bald nach den Giardini, bald nach dem Rialto und bald nach den Fondamenta Nuova ab. Ehe acht Wochen verstrichen, war Alles klar zwischen uns. Ich fragte sie, ob sie mein Weib werden wolle, und statt aller Antwort schlang sie die Arme um meinen Hals und küßte mich, daß mir die Sinne vergingen.

Ein Jahr noch hatte ich dem Könige zu dienen: dann wollte ich die Uniform an den Nagel hängen und den Säbel mit dem Ruder vertauschen. Ihr wißt, Signore, das Gewerbe eines Gondoliers ist kein leichtes und glänzendes, aber es ernährt seinen Mann, und das Herz fühlt sich freier und fröhlicher auf der blauen, wogenden Fluth, als hinter den dumpfigen Mauern der Kaserne.

Vittorio blickte stolz um sich her, wie ein Fürst, der von der Zinne seines Palastes auf sein Reich herniederschaut und dem Freunde ein selbstbewußtes: „Dies Alles ist mir unterthänig!“ zuflüstert. Dann sog er drei, vier Mal mit voller Brust die köstliche Nachtluft ein und fuhr mit schmerzlich gepreßter Stimme fort:

— Das war die frohe und glückliche Hälfte meiner Geschichte; was nun kommt ist peinlich und traurig, wie ein Abschied auf Nimmerwiedersehen.

Es war im Oktober, so um die Zeit, wenn die meisten Forestieri in Venedig eintreffen. Unter den Arkaden des Markusplatzes wimmelt es dann von jung verheiratheten Pärchen, und auf dem Molo stelzen die Inglesi herum, wie die Sumpfreiher bei Fusina.

Benissimo. Ich komme Euch also eines Nachmittags nach dem Dogenpalast, um ein Viertelstündchen mit ihr zu plaudern und sie zu fragen, ob sie mich des Abends nach dem Arsenal begleiten will, wo ich häufig in Dienstangelegenheiten zu thun hatte.

Was denkt Ihr, was ich erleben muß?

Wie ich so durch die Arkaden schreite, sehe ich sie drüben am Brunnen unweit der Riesentreppe, den Arm auf den Cisternenrand gestützt, wie eine Rahel — und vor ihr steht ein hoher, stattlicher Mann in blondem Vollbart, die Hände über den Rücken gekreuzt, ein wohlgefälliges Lächeln auf dem Gesicht und offenbar eifrig damit beschäftigt, ihr allerlei Dummheiten vorzuschwatzen. Und jetzt lachte sie hell auf und warf ihm einen Blick zu, wißt Ihr, Signore, einen Blick, der mir durch Mark und Seele schnitt. Er schüttelte den Kopf und drohte ihr dann scherzhaft mit dem Finger, während sie sich hocherröthend zu ihren Eimern beugte und die Ketten in Ordnung brachte. Da in diesem Augenblicke zwei oder drei andere Wasserträgerinnen auf die Cisterne zuschritten, so schien der Fremde — denn daß er ein Ausländer war, hätte ich ihm auf hundert Schritte angesehen — die Fortsetzung der Conversation nicht für rathsam zu halten. Er nickte dem sichtlich verwirrten Mädchen wohlgefällig zu und schritt dann, die Hände wieder wie vorher auf dem Rücken gekreuzt, durch den jenseitigen Ausgang ins Freie.

Ich hatte während dieser ganzen Scene regungslos dagestanden. Ein unsagbares Gefühl von Weh und Eifersucht schnürte mir Brust und Kehle zusammen. Es war, als ob ich schon damals geahnt hätte, daß mit dieser Stunde mein Unheil beginnen sollte.

Ohne zu wissen, was ich sagen würde, schritt ich auf Claudia zu. Sie veränderte flüchtig die Farbe, faßte sich jedoch schnell und begrüßte mich mit gewohnter Herzlichkeit.

Ich hielt es für rathsam, meine Empfindungen zu verbergen. Ich wartete daher, bis sie ihre Eimer gefüllt hatte und ein wenig abseits getreten war. Dann fragte ich so gleichgültig als möglich:

— Wer war der Forestiere, mit dem Du eben geredet hast?

Sie machte sich an ihrer Tragstange zu schaffen und zögerte einen Augenblick. Dann lachte sie hell auf.

— Ein närrischer Mensch, sagte sie kopfschüttelnd. Ich stehe da arglos am Brunnen und denke Nichts Böses, da tritt er auf mich zu und sagt mit der ernstesten Miene von der Welt: Quanto siete bella! Wie schön Ihr seid! Ist das nicht komisch, Vittorio?

— Sehr komisch, versetzte ich bitter. Und was hast Du erwidert?

— Ich? Nun, ich habe ihm gehörig gedient. Was geht Euch meine Schönheit an, sagte ich; kümmert Euch um die Schönheit Eurer Engländerinnen und bringt ein ehrliches Mädchen nicht in Ungelegenheit . . .

— Wie so in Ungelegenheit?

— Eh, corpo di Dio, entgegnete sie hocherröthend, er fragte mich, wo ich wohne, und wer meine Eltern

seien und hundert andere Dinge, die man dem ersten besten hergelaufenen Fremdling nicht so ohne Weiteres beantwortet . . .

Ich biß mich auf die Lippen, aber ich erwiderte Nichts. Mit Gewalt gab ich dem Gespräch eine andere Wendung, ohne indeß den Druck, der auf mir lastete, bemeistern zu können. Ich mußte mir klar darüber sein: der Fremdling war ein gefährlicher Nebenbuhler, denn der stolze, selbstbewußte Ausdruck seines Gesichts und die Vorzüge seiner edlen, wohlgebildeten Gestalt hatten mich selbst in ungewöhnlichem Maße für ihn eingenommen, so sehr ich Ursache hatte, ihn zu hassen und zu verabscheuen.

So vergingen acht Tage.

Eines Abends schweiften wir wieder durch die glänzend erleuchteten Straßen der Merceria. Wie immer, blieb Claudia vor jedem Schaufenster stehen, um mit den Kostbarkeiten aller fünf Welttheile zu liebäugeln.

— Sieh nur, die herrlichen Ohrringe mit den prachtvollen Smaragden! rief sie plötzlich, indem sie mich wie verzückt am Arm packte. So habe ich mir sie immer gewünscht, gerade so, auf beiden Seiten die Engelsköpfchen und die drei goldenen Ketten . . .

— Sei nicht thöricht, entgegnete ich bittend. Die Ohrringe kosten mindestens ihre dreihundert Lire. Wozu machst Du Dir also das Herz schwer?

Sie ließ den Kopf sinken.

— Es ist doch recht Schade, sagte sie weinerlich, daß Du nie Geld hast, Vittorio!

Es war mir zu Muthe, als hätte mir Einer mit der Faust ins Gesicht geschlagen. Doch bezwang ich mich und entgegnete ruhig:

— Du sprichst wie ein Kind, Claudia! Geh' und frage die Damen der vornehmen Welt, ob dieser nichtige Flitter glücklich macht! Was hast Du denn schließlich, wenn Dir so ein müßiges Spielzeug am Halse troddelt? Würde Dir Speise und Trank auch nur um eine Idee besser munden? Würdest Du Dich froher und glücklicher fühlen? Würdest Du schöner sein?

— Ja, Vittorio, ich wäre glücklicher, versetzte sie mit bebender Stimme. Es muß ein himmlisches Gefühl sein, so recht aus dem Vollen zu schöpfen! Weißt Du, ich schäme mich ordentlich vor mir selbst, wenn ich bei jedem Soldo, den ich ausgebe, fragen muß: kannst Du das auch, bist Du auch nicht zu arm für diese oder jene Anschaffung? — Es ist eine wahre Pein, sich ewig nach der Decke strecken zu sollen.

— Es ist das Schicksal der meisten Menschen, sagte ich traurig. Im Schweiße Deines Angesichts sollst Du Dein Brod essen. Man muß sich das, wie gesagt, nur nicht zu sehr zu Herzen nehmen. Wenn ich erst Gondolier bin, kommen wir vielleicht noch zu Etwas, und dann

sollst Du auch meinetwegen goldene Ohrringe mit Smaragden haben.

Ich sagte das so scherzhaft und leichthin, aber im Innern war mir's so weh, ach so weh, Signore, ich kann's Euch nicht schildern! Zwanzig Jahre meines Lebens hätt' ich darum gegeben, wenn ich ein paar Tausend Lire in der Tasche gehabt hätte. Ich grollte ihr, daß sie mir diesen Kummer bereitete, und doch sah sie bei alledem so holdselig und liebenswerth aus, und die Eitelkeit stand ihr so gut, daß ich hätte niederknieen und sie anbeten mögen.

Drei Tage später begegne ich ihr auf dem Campo San Stefano. Was meint Ihr, Signore, was mir unter ihren dunklen Haaren entgegenblitzt? Ein paar Ohrringe, ganz wie die aus der Merceria!

Ich denke, der Schlag soll mich rühren! Denn daß die Geschichte nicht mit rechten Dingen zuging, das lag auf der Hand.

— Woher hast Du die Ohrringe? fragte ich, nur gewaltsam meine Erregung verbergend.

— Welche Ohrringe? stammelte sie, nach dem Geschmeide fassend. Ach so, die...?

— Ja, die! wiederholte ich nachdrücklich.

— Ach, wahrhaftig... fast hätt' ich vergessen, Dir zu erzählen! Vorgestern war mein Ohm aus Vicenza da —

Du weißt, er ist mein Pathe — und da ich ihm sagte, daß ich Braut sei...

— Claudia, sagte ich ernst, Du belügst mich. Der alte Geronimo hat eine große Familie und keine zehn Lire übrig, geschweige denn dreihundert...

Sie warf trotzig den Kopf in den Nacken.

— Du magst es nun glauben oder nicht — es ist so: der Ohm hat mir die Ohrringe gekauft, und von dem werde ich ein solches Geschenk doch wohl annehmen dürfen.

— Und Du lügst doch, versetzte ich, heftiger werdend. Ich will Dir sagen, von wem Du die Ohrringe hast: von dem verdammten Inglese — und wenn Du mir jetzt noch offen und ehrlich ins Auge sehen kannst, so thu's!

Sie ward roth und dann wieder blaß und schlug die Augen auf's Mieder. Dann sah sie mir keck ins Gesicht und sagte:

— Nun, und wenn selbst — was wäre dabei? Er ist ein sehr artiger und höflicher Herr, und wenn's ihm Spaß macht...

— Aber Du bist meine Braut, raunte ich mit zitternder Stimme, verstehst Du, und ich leide nicht, daß meine Braut sich von einem Andern den Hof machen läßt! Du wirst ihm den Schmuck noch heute zurückschicken! Oder halt — es ist besser, daß Du gar nicht mehr mit ihm in Berührung kommst! Gib mir die Dinger her — ich

werde dafür sorgen, daß sie an ihre rechte Adresse gelangen.

— Du weißt ja nicht einmal, wie er heißt, antwortete sie spöttisch.

— So — aber Du weißt es wohl um so besser?

— Was kann ich dafür, wenn er mir seinen Namen sagt, versetzte sie achselzuckend.

— Du kannst ihm den Rücken kehren und Dir seine Zudringlichkeiten verbitten! Du weißt am Ende wohl auch, wo er wohnt?

— Warum nicht?

— Claudia! Bringe mich nicht zur Verzweiflung!

— Aber was willst Du denn eigentlich?

— Gib mir die Ohrringe und sage mir, wo ich ihn finde!

— Wo denkst Du hin? Willst Du ihn beleidigen?

— Ich werfe ihm lieber den ganzen Sündentand ins Gesicht, als daß ich fürderhin diese infamen Bewerbungen dulde. Mach' schnell, ich muß nach dem Arsenal!

— Aber Vittorio!

— Gib die Ohrringe her! Augenblicklich, sage ich!

— Ich denke nicht daran!

— Claudia!

— Meinst Du vielleicht, Du hättest ein Recht darauf, mir jede Lebensfreude zu rauben? Nein, so weit sind

wir denn, Gott sei Dank, noch lange nicht! Addio, und auf Wiedersehen in besserer Stimmung!

Mit diesen Worten eilte sie hastig von dannen und ließ mich stehen wie einen dummen Jungen, dem der Lehrer eine wohlverdiente Lektion ertheilt. Ich bebte am ganzen Leibe. Was sollte ich thun? Jeder Nerv empörte sich mir gegen ihr schnödes, leichtfertiges Benehmen, und doch wußte ich nicht, wie ich's anfangen sollte, um ihr das Unziemliche ihrer Handlungsweise klar zu machen. Die Geschichte stieg mir so sehr zu Kopfe, daß ich's während der nächsten vier Tage nicht über mich gewann, das grausame Geschöpf aufzusuchen, trotz meiner Furcht, der Fremde möge meine Abwesenheit benutzen, um Terrain zu gewinnen.

Am fünften Tag in der Frühe erhielt ich einen Brief, in dessen ungeübten Schriftzügen ich die Hand Claudia's erkannte.

Sie bat mich himmelhoch um Verzeihung, daß sie mich wider Wissen und Willen gekränkt habe; und sie wollte die Ohrringe ja gewiß nicht wieder tragen, wenn es mir weh' thue — aber zurückgeben könne sie das Geschenk nun doch einmal nicht, da der Forestiere wirklich ein gar bescheidener und artiger Herr sei und gar Nichts dabei gedacht habe. Ich möge nur um Alles wieder gut sein und sie heute Abend nach dem Rialto abholen, um die Regatta mit anzusehen.

Ich war wie erlöst. Vier Tage von ihr fern zu sein, ohne zu wissen, ob sie mir zürnte, ohne ihre Stimme zu hören und den Glanz ihrer schelmischen Augen zu sehn — das war eine Aufgabe, die mir härter ankam als aller Schmerz, den ihre Eitelkeit mir bereiten konnte.

Ich holte sie gegen vier Uhr im Haus ihrer Tante ab, wie sie dies in einer Nachschrift bestimmt hatte, und führte sie auf dem wohlbekannten Weg nach den Stufen der ehrwürdigen Marmorbrücke, auf der sie mir als zwölfjähriges Mädchen zum ersten Male begegnet war.

Wir plauderten viel von der Vergangenheit, von dem verwitterten Hause am Ponte Grigio, von ihrer seligen Mutter und jener Gondelwettfahrt, die ich nie vergessen werde, und sollte ich leben bis ans Ende aller Tage.

Es war noch früh, und wir hatten vollauf Muße, uns den besten Platz zu wählen; und ich wählte natürlich die Stelle, wo mein einzig geliebtes Mädchen vor nahezu sechs Jahren auf der Brüstung gesessen und ihren Arm um meinen Nacken geschlungen hatte. Jetzt war sie groß und schlank und bedurfte keiner Hülfe und Stütze mehr... Könnt Ihr's glauben, Signore, — der Gedanke stimmte mich ordentlich wehmüthig.

Die Regatta begann. Claudia freute sich wie ein Kind. Sie war freundlicher und liebenswürdiger als je und drückte mir ein über das andere Mal verstohlen die

Hand, so daß mein armes, kindisches Herz vor Wonne zusammenzuckte wie das Meer, wenn die Schauer der Morgenbrise darüber hinwegspielen. Alles war gut — die verwünschten Ohrringe wurden mit keiner Silbe erwähnt — es war mir genug, daß Claudia es über sich vermocht hatte, den gleißenden Schmuck daheim zu lassen ...

Da mit einem Male wend' ich den Kopf — und was seh' ich?

Der verdammte Inglese lehnt einige Stufen weiter aufwärts am Pfeiler, das Augenglas auf der Nase, und begafft mein Mädchen mit einer Unverschämtheit, die mir das Blut nach dem Hirn treibt.

Jetzt bemerkt ihn auch Claudia, wird über und über roth und stammelt etwas von dem dichten Gedränge drüben am Ufer und von der großen Hitze, und was sie sonst noch so aus purer Verlegenheit über die Lippen bringt.

Ich sag' Euch, Signore, hätte ich nicht die Rücksicht auf den Rock des Königs genommen, den man niemals in ungebührliche Händel verwickeln soll, ich wäre auf den Fremdling losgestürzt, hätte ihn bei der Kehle gepackt und alle fünfzig Stufen hinuntergeworfen. Die Wuth schäumte mir nur so durch die Adern. Ich begnügte mich indeß damit, Claudia beim Arm zu fassen und schleunigst hinwegzuführen. Im Gehen sah ich noch, wie um die feingeschnittenen Lippen des Fremden ein fast unmerkliches

Lächeln zitterte: aber just diese kühle Gelassenheit steigerte meine Eifersucht bis zum Wahnsinn.

— Der elende, niederträchtige Schuft! knirschte ich durch die Zähne, während wir in die Merceria einbogen. Wenn Gott ihn gut beräth, dann gibt er ihm ein, sich nicht wieder in meine Nähe zu wagen! Ich könnte thun, was ich büßen müßte.

— So laß ihn doch, sagte Claudia beschwichtigend. Bin ich nicht Deine Braut? Was kann er uns anhaben?

Ich blieb den ganzen Tag über verstimmt. Trübe, schmerzliche Ahnungen umspannen mir die Seele mit ihren bleigrauen Schleiern. Claudia's Bemühungen, mich aufzuheitern, verfehlten durchaus ihre Wirkung; ja sie trugen nur dazu bei, die Pein meines Herzens zu steigern, da aus ihren Reden hervorging, daß sie den Fremden wiederholt hinter meinem Rücken gesprochen hatte. Sie gestand mir denn auch, daß er ihr mehrmals im Cortile des Dogenpalastes begegnet sei, und verwickelte sich schließlich so, daß sie zu dem letzten Hülfsmittel schuldbewußter Frauen, den Thränen, ihre Zuflucht nehmen mußte.

Der Forestiere war ein schwedischer Gutsbesitzer und hieß Federigo Menved, oder wie sie dort oben sagen, Frederik. Er spielte sich als Kunstkenner auf, besuchte täglich die Akademie und malte nach der Natur. Da die Verhältnisse unserer Lagunenstadt ihm besonders zusagten, so ging er mit dem Plane um, sich hier dauernd

niederzulassen und einen kleinen Palazzo am Canal Grande zu kaufen.

Dies Alles hörte ich so aus Claudia heraus, und wo sie stockte, da fragte ich, und es gewährte mir ein gewisses Behagen, mich an dem eigenen Jammer zu sättigen. Schließlich, wie gesagt, brach sie in Thränen aus, — ach, und das Weinen machte sie nur um so schöner, und ich wurde ganz närrisch vor Liebe und Eifersucht.

Vier, fünf Wochen vergingen ohne einen besonderen Zwischenfall. Den Fremden bekam ich nur selten zu sehn, und wenn ich ihm ja an der Piazza oder am Strande begegnete, so nahm ich weiter keine Notiz von ihm und blickte grade aus, als ging' ein Stück Luft vorüber.

Der Claudia gegenüber suchte ich mich so viel als möglich zu beherrschen; auch gab sie mir, im Grunde genommen, wenig Veranlassung, auf das unliebsame Kapitel zurück zu kommen. Und doch, ich weiß nicht wie mir geschah, — aber ich fühlte, es war nicht Alles wie sonst. Wenn ein Gewitter in der Luft liegt, dann drückt es Einem schon stundenlang vorher auf's Hirn, und die Möwen werden ängstlich und flattern um den Thurm von San Giorgio wie weiße Gespenster. So war mir zu Muthe, wenn ich an Claudia dachte; und doch schien die Sonne noch hell und wolkenlos.

Eines Abends saßen wir zusammen in ihrer Wohnung und plauderten, so gut es gehn wollte, von der

Zukunft. Es war mir bei solchen Gesprächen jetzt immer so eigen um's Herz: ich hätte am liebsten nur von ganz gleichgültigen Dingen geredet. Die alte, halbblinde Tante lag im Lehnstuhl und schlief; — aber ich benutzte diesen Schlummer nicht wie sonst, meine Claudia unbeachtet in die Arme zu schließen, sondern stützte ernst und nachdenklich den Kopf in die Hand und spielte mit dem Faltenwurf der Tischdecke.

Plötzlich umschlang mich Claudia in wilder Leidenschaft, küßte mich heiß und innig auf den Mund und legte dann wie ermüdet ihr Haupt an meine Brust.

— Du Guter, Lieber, flüsterte sie erregt, wie weh thut es mir doch, daß ich Dir nicht jede Stunde, die wir zusammen waren, heiter und glücklich gemacht habe!

Ich streichelte ihr sanft die glühenden Wangen.

— Ach, fuhr sie fort, und wer weiß...! Ich bin ein thörichtes, schwaches Geschöpf.... Ich bereite Dir vielleicht noch recht viel Kummer und Sorge.... Wahrhaftig, Vittorio, ich bin viel zu schlecht für Dich — Du verdientest eine viel Bessere.

Ihr seltsames Wesen befremdete mich.

— Was hast Du? fragte ich, indem ich sie auf die Stirn küßte.

— Nichts, Nichts, rief sie heftig. Und dann umarmte sie mich wieder und küßte mich und schluchzte, daß ihre brennenden Thränen mir über's Gesicht tropften.

Ich beruhigte sie so gut ich vermochte, und als ich eben mitten in meiner salbungsvollen Rede war, da lachte sie wieder und sagte muthwillig: — Ach, laß nur, das war nur so eine Idee von mir. Jetzt ist Alles vorüber. Erzähle mir lieber von Treviso und den schönen Mädchen, denen Du die Köpfe verdreht hast! Hörst Du?

Nun, ich behielt meine Trostrede für mich, aber um's Erzählen war mir's auch nicht zu thun. Als ich nach einer Stunde mich verabschiedete, war mir so elend und trübselig zu Muthe, als hätte ich aus dem Munde Claudia's nie ein freundliches Wort vernommen.

In ereignißloser Gleichförmigkeit ging das Jahr zu Ende. Mein Dienst führte mich zu wiederholten Malen nach Padua und Ferrara, und so geschah es, daß ich Claudia mitunter acht Tage lang nicht zu Gesicht bekam. Uebrigens schrieb sie mir während meiner Abwesenheit ziemlich regelmäßig.

In der letzten Woche des Januar hatte ich in Treviso zu thun. Ich machte mich auf einen drei- bis viertägigen Aufenthalt gefaßt, erhielt jedoch schon nach vierundzwanzig Stunden den Befehl, nach Venedig zurückzukehren.

Es war gegen neun Uhr Abends, als ich in der Bahnhofshalle einfuhr. Da ich mich bei meinem Vorgesetzten erst am andern Morgen zu melden hatte, so beschloß ich, noch eine Stunde ins Caffè Svizzero am

Marcusplatze zu gehn, um einen Nero zu trinken und die neuste Gazzetta zu lesen. Ich schlug den Weg nach dem Campo San Paolo ein. Von dort führt eine Reihe kleiner Seitengäßchen an die Riva del Vino, wo sich die Ueberfahrtsstelle befindet.

Wie ich so in Gedanken versunken fürbaß schreite und eben die Stufen einer halbzerfallenen Brücke erklimme, schlagen mit einem Male die Klänge einer rauschenden Tanzmusik an mein Ohr. Ich orientire mich. Richtig, da drüben an der Biegung des Canals liegt das Ballhaus des Carlo Pezzini, ein ziemlich verrufenes Lokal, fast nur von leichtfertigen Frauenzimmern oder von Kleinbürgerinnen besucht, die sich über die Zweideutigkeit dieser Gesellschaft hinwegsetzen.

Ich hatte viel von der prachtvollen Einrichtung dieses Ballhauses fabeln hören, und da ich, wie gesagt, Nichts zu versäumen hatte, so dachte ich: halt, Vittorio, das siehst Du Dir jetzt einmal an. Ein armer Teufel wie Du hat so wie so nicht viel Gelegenheit, sich in glänzend erleuchteten Räumen zu bewegen, und kennen muß man das doch, wenn man nicht wie ein unerfahrenes Kind durch die Welt taumeln will.

Versteht mich wohl, Signore! Es fiel mir nicht im Traum bei, mich unter die Tänzer zu mischen. Das konnte und wollte ich nicht, schon mit Rücksicht auf den Rock des Rè Galantuomo. Aber ich wußte von meinem

Bruder, daß Herr Carlo Pezzini eine Gallerie mit prachtvoll ausgestatteten Loggien errichtet hatte, aus denen man das Treiben unten im Saale beobachten konnte, ohne von den Tänzern bemerkt zu werden. In einer solchen Loggia gedachte ich eine Stunde lang Posto zu fassen und allenfalls einen Sorbetto zu nehmen, denn trotz der frischen Januarluft war mir die Kehle so dürr und trocken, als hätte ich von frühmorgens an Rekruten aus Rovigo einexercirt, die bekanntlich nicht zu den anstelligsten gehören.

Ich biege also links ab in das winkelige Gäßchen, von dessen fernstem Ende mir ein großer Stern in flatternden Gasflammen entgegenleuchtet. Immer voller brausen die Klänge der lustigen Tanzweisen durch die stille Januarnacht; immer heiterer und aufgeräumter wird mir zu Muthe. Jetzt steh' ich am Thore und werfe einen Blick in die glänzende Vorhalle. Eine Pracht, sag' ich Euch, stolzer und reicher als in den Palästen unserer Nobili. Rechts und links in den Nischen lebensgroße Marmorstatuen, das Deckengewölbe mit kostbaren Gemälden überkleidet, auf beiden Seiten des Treppenaufgangs mannshohe Candelaber aus Bronce, Alles mit Teppichen belegt, — kurz, wie in dem Märchen vom verzauberten Prinzen ....

Ich nehme mein Billet und lasse mir von einem Lakaien die Loggia zeigen, in der sich mein Platz befindet.

Wie geblendet trete ich ein. Ein wahres Lichtmeer fluthet mir aus der Tiefe des Saales entgegen, und dazwischen flirrt und schwirrt es von seidenen Schleppen und alabasternen Schultern, von blitzenden Augen und rothem Golde, daß mir schier die Sinne vergehen.

Ich setze mich an die Brüstung, gleich rechts bei der Gardine, bestelle beim Cameriere einen Granita und schaue nun über den Epheu, der mit seinen duftigen Ranken von außen her über die Polster der Balustrade schwankt, hinunter in das tolle funkelnde Treiben.

So vergehn fünf Minuten. Da mit einem Male glaube ich, das Herz müsse mir stille stehn. Krampfhaft klammere ich mich an die Stuhllehne, um nicht zusammen zu brechen. In einer der wildesten Tänzerinnen erkenne ich Claudia.

Santo Dio, Signore, die Lagune hat seit jenem Abend gar manches Mal Fluth und Ebbe erlebt: aber wenn ich so daran denke, so schüttelt's mich noch heute wie damals, und hier, seht Ihr, hier — hier sticht und wühlt es, als wäre noch keine Stunde darüber hingegangen. Es war mir, als müßte ich laut aufschreien, wie ein gepeinigtes Thier, dem die Peitsche seines Tyrannen ins Fleisch reißt, und doch brachte ich keinen Ton über die Lippen. Ich stierte nur so in den Saal hinunter, wie ein Irrsinniger, und dabei schlugen meine Zähne widereinander, als wenn ich das höllische Fieber hätte.

Nach einer Weile sah ich auch ihn, den fluchwürdigen Verführer, und es war unerhört, wie er selbst in dieser schnöden Umgebung seine Hoheit bewahrte und von Zeit zu Zeit vor sich hin lächelte, als sei er über all dem Tand und über all den Qualen, die er mir bereitete, unendlich erhaben.

Wie lang ich so da gesessen, ich weiß es nicht. Es lag über mir wie eine Art Erstarrung, wie eine halbe Bewußtlosigkeit. Wäre es sonst auch möglich gewesen, daß ich den Elenden ruhig gewähren ließ?

Endlich trat Claudia mit hochglühendem Gesicht auf ihn zu, hing sich an seinen Arm und schaute ihm glückselig lächelnd ins Auge. Er nickte, sagte etwas und führte sie dann langsam dem Ausgange zu.

Wie vom Donner gerührt, sprang ich auf. Meine erste Regung war, auf den verhaßten Nebenbuhler loszustürzen und ihn zu Boden zu schlagen. Bald aber behielt ein anderes Verlangen die Oberhand. Was half es mir, wenn ich meine Braut äußerlich zurückeroberte, während sie in Wahrheit vielleicht schon seit Monaten für mich verloren war? Konnte ich mit einem Gewaltakt ihre Gesinnungen bessern? Nein, ich mußte sie unbedingt ihrem Schicksal überlassen. — Aber sehen wollte ich, wie weit dieses Verhältniß gediehen war. Ich beschloß, dem verrätherischen Paar heimlich zu folgen.

Die Nacht war dunkel und die Straßenbeleuchtung

ist in diesen Gegenden nicht die beste. Mein Vorhaben war daher nicht schwer zu bewerkstelligen. Ich wartete oben auf der Treppe, bis ich die blauseidene Schleppe Claudia's durch das Portal wogen sah. Dann trat ich meine furchtbare Entdeckungsfahrt an.

Sie schlugen die Richtung des Ponte Rialto ein, — er stolz und majestätisch wie immer, sie zärtlich an seinen Arm geschmiegt, ich etwa dreißig Schritte hinterdrein. Von Zeit zu Zeit blieben sie stehn, wie man pflegt, wenn man in eifrigem Gespräch begriffen ist. Ich drückte mich dann in einen Thorweg und hielt den Athem an: aber sie redeten zu leise, als daß ich sie hätte verstehn können.

Nach zwanzig Minuten erreichten wir die Brücke. Ach, Signore, was glaubt Ihr, was ich empfand, als ich an der Stelle vorüberschlich, wo ich zweimal an ihrer Seite die Wettfahrt auf dem Canalazzo mit angesehn hatte! Es war mir, als wandelte ich über einen Kirchhof, der mein Liebstes verschlungen, — — nein, schlimmer als das, schlimmer als das! Und nun kommt das Schönste. Vom Rialto aus nahmen sie nicht den Weg nach der Piazza, sondern gerade aus die Richtung nach Santa Maria Formosa, wo der Fremdling wohnte, — und nun wußte ich Alles.

Woher ich die Kraft nahm, mag Gott wissen, aber ich folgte ihnen auch jetzt noch, und ich sah, wie sie sich

immer zärtlicher an seinen Arm schmiegte und die Schultern hoch zog, als friere sie, — und dann vor seinem Hause stehen blieb, während er den Schlüssel aus der Tasche zog, — und dann hineinglitt, als müsse das so sein, als habe sie nie wo anders gewohnt, als sei sie sein Weib, oder seine — — Dio Santo, es bringt mich um! —

Er preßte das Gesicht fest in die Hände und stöhnte wild auf. Dann strich er das Haar aus der Stirne und sah mich an, — mit einem Blick voll unsäglicher Trauer.

— Ja, Herr, fuhr er fort, die Thüre fiel ins Schloß, und der Schlüssel drehte sich knarrend und kreischend, als wollte er meinen Jammer verhöhnen. Ich aber stürzte langewegs auf's Pflaster und verlor die Besinnung. Erst nach Mitternacht kam ich zu mir. Zwei lustige Gesellen, die an mir vorbeigingen, stießen sich an und meinten, der italienische Soldat sei nirgends muthiger als im Kampf mit der Flasche, denn sie hielten mich für bezecht. Und wahrlich, es war mir nicht besser, als käme ich von einem wilden, wüsten Gelage, das mir höllisches Gift in die Adern gegossen.

Mühsam raffte ich mich auf und schleppte mich heim. Am ganzen Leibe zerschlagen sank ich auf mein Bett und entschlummerte, — aber der Gedanke an das Entsetzliche verließ mich keinen Augenblick. Immer und immer wieder

trat mir die vornehm lächelnde Gestalt des Fremden entgegen, der mir das Glück meines Lebens geraubt hatte: und mein Herz schwoll in unsäglichem Haß, und ich zerwühlte die Kissen meines Lagers mit den Nägeln, wie ein Wahnsinniger, der seinen Gegner unter den Fäusten zu halten glaubt. Und dann sah ich wieder das holdselige, blühende Gesicht Claudia's mit den dunkeln, schelmischen Augen, und sie nickte mir schalkhaft zu und beugte sich über mich und flüsterte mir ins Ohr: — Geh, Vittorio, Du bist ein kläglicher Liebhaber! Federigo versteht besser zu küssen: Santa Maria, mir ist fast der Athem vergangen in seiner wilden, feurigen Umarmung! — Und dabei lachte sie hell auf und schlug mir mit ihrem kleinen, blitzenden Fächer auf die Stirne, daß ich meinte, ein rothglühender Stahl zische mir durch's Gehirn. Alle Anstrengungen des Willens blieben diesen qualvollen Phantasiespielen gegenüber machtlos. Wenn ich mich stöhnend auf die andere Seite warf und im Halbschlaf zu zählen anfing, um meines Elends Meister zu werden, dann verwandelte sich der Seufzer, der sich aus meiner Brust losrang, in den Auftон der großen Bratsche, und die Zahlen hüpften als Takte der Musik um mich her, und dazwischen rauschte die seidene Schleppe Claudia's, wie eine blaue, gespenstische Flamme, — und wenn mein Herz hämmerte, daß mir schier der Athem ausging, dann wußte ich nicht, war das mein fieberndes,

zuckendes Blut, oder das lustige Stampfen ihrer Tanzschuhe . . .

Nun, Signore, der Mensch kann viel aushalten, und auch ich hab' es ausgehalten, obgleich ich manchmal dachte, jeder Nerv müsse mir aus den Fugen gehn. Ich wurde nicht einmal krank, sondern that ruhig meinen Dienst, — aber dumpf und sinnlos wie eine Maschine, ohne zu wissen, was und weßhalb . . .

Am vierten Tage bekam ich einen Brief von Claudia. Ich kannte seinen Inhalt, ehe ich ihn erbrochen hatte. Sie schrieb mir, ich möge sie zu vergessen suchen, denn sie könne niemals die Meine werden. Ihr Herz gehöre zwar mir, denn sie habe nie einen Menschen so lieb gehabt, als mich, und sie liebe mich noch: aber das Schicksal wolle es nicht, und so müsse sie mir Lebewohl sagen. Es sei ihr nun ein für allemal nicht gegeben, sich in diese engen, freudlosen Verhältnisse zu finden: sie verlange nach Glanz und Reichthum; sonst sei ihr das Leben zuwider. Dann bat sie mich noch um Verzeihung, daß sie mir Kummer bereite, aber es sei besser jetzt abzubrechen als später, und ich würde ja wohl leicht ein Mädchen finden, das mich ihren Verlust verschmerzen lehre.

Ich las und steckte den Brief in die Tasche und ging ruhig meinen Geschäften nach. Ich war unfähig, über die Sache nur nachzudenken. Eine Art Stumpfsinn umstrickte mein ganzes Wesen: ich hörte und sah, was um mich

her vorging und hatte doch das Gefühl, als gehe mich das Alles nicht an, als wandle ich fremd durch eine fremde Welt.

Ein Feigling, werdet ihr denken. Warum zog er den Räuber seines Glücks nicht zur Rechenschaft? Warum packte er den Panther nicht an der Gurgel, um ihn zu erdrosseln?

Ich sagte Euch schon, die erste Regung, die durch mein empörtes Herz zuckte, als ich in dem Ballhause Claudia an seiner Seite erblickte, war eine tödtliche Wuth, ein ungestümes Verlangen, ihn zu erwürgen, wie man einen bissigen Hund erwürgt .... Aber, — ich weiß nicht, Signore, ob Ihr mich verstehen werdet, — ich konnte es trotz alledem nicht über mich gewinnen, Hand an ihn zu legen. Wenn ich ihm nun wirklich ein Leids zugefügt hätte, was wäre damit gewonnen gewesen? Er hatte ja mir gegenüber keine Verpflichtungen, und wenn er sich um Claudia bewarb, so war es an ihr, ihn abzuweisen. Da sie ihm Gehör schenkte, so konnte kein Zorn und keine Rache dies Unglück wieder gut machen: im Gegentheil, sie würde ihn vielleicht heißer geliebt haben, wenn ich ihn getödtet hätte. Ach, und dann, Signore, wenn Claudia sich an seiner Seite wirklich glücklicher fühlte, als mit mir? Wißt Ihr, ich liebte sie doch zu namenlos, als daß ich fähig gewesen wäre, ihr ein Weh anzuthun. —

Er schwieg und wandte den Kopf, um seine Erregung zu bergen. Ich sah, wie es ihm um die Lippen zuckte.

— Nun, und was ist aus Claudia geworden? fragte ich nach einer Pause.

— Seine Geliebte.

— Und Ihr habt sie trotz alledem noch nicht vergessen? Ihr seid thöricht genug . . .

— Ja, Herr, ich liebe sie noch und werde sie lieben, so lang' ich athme.

— Bei Gott, Ihr seid mir ein Räthsel, Vittorio! Wie ist es möglich? Ein Mädchen, das Euch verschmäht, das Euch den ehrlichen Ernst Eurer Neigung vor die Füße wirft, um die Dirne eines Andern zu werden . . .

— O, ich weiß, was Ihr sagen wollt, unterbrach er mich abwehrend. Aber liebt man denn aus Ueberzeugung, oder aus Achtung, oder aus irgend einem Grunde, der sich in Worte fassen läßt? Ich liebe sie, weil ich muß, — und wenn sie noch tiefer sänke, ich würde trotz alledem jeden Lufthauch beneiden, der um ihr dunkles Haar spielt! —

Ich blickte nachdenklich in die schimmernde Fluth. Die Erzählung des Gondoliers hatte mich tief ergriffen. Eine solche Liebe hatte ich nie für möglich gehalten, am wenigsten bei einem Naturkinde der venezianischen Lagune.

Vittorio erhob sich jetzt, legte das Ruder über den Pflock und gab der Gondel die Richtung nach dem Lido.

Ich ließ ihn gewähren. Vom Campanile hatte es zwar bereits vor geraumer Zeit Eins geschlagen, aber die Nacht war so himmlisch, und meine Phantasie arbeitete so lebhaft, daß der Gedanke an Schlaf mir wie eine Thorheit vorkam.

Pfeilschnell glitt das leichte Fahrzeug über die millionenfach gekräuselte Fläche. Mein Auge ruhte bald auf der flimmernden Furche, die wir zurückließen, bald auf den lichten Conturen der zahllosen Kuppeln und Thürme Venezia's, hinter denen breit und langsam ein weißlich brodelndes Gewölk aufstieg.

Zehn Minuten mochten wir so direkt in südlicher Richtung fort gerudert sein, als ich etwa dreihundert Fuß von unserer Gondel entfernt, ein zierliches Boot erblickte, das hinter San Giorgio hervorgesteuert kam und gleich uns den Kurs nach dem Lido verfolgte. Im Vordertheile des Kahnes lehnte eine weibliche Gestalt, den Ellbogen auf den Rand des Fahrzeugs gestützt, während ihr Begleiter die Ruder führte und nur von Zeit zu Zeit, wie in Gedanken versunken, inne hielt. Von dem kleinen Mast wehte ein lustig flatternder Wimpel. Das Ganze war so sehr in Duft und Mondlicht gebadet, daß ich die Gesichtszüge der beiden nächtlichen Schwärmer nicht zu unterscheiden vermochte.

— Seht Ihr, Vittorio, rief ich scherzend, wir treffen hier Gesinnungsgenossen. Die Poesie ist also doch nicht so völlig ausgestorben, als die schwarzgallige Bosheit uns einreden möchte.

Er wandte den Kopf.

— Das ist sie! stammelte er, und sein Antlitz ward noch bleicher als zuvor.

— Wer? Claudia?

Er nickte.

— Unmöglich! Wie könnt Ihr das wissen, — auf diese Entfernung!

— Ich kenne das Fahrzeug und die schwedische Flagge. Sie ist es, und er ist bei ihr.

— Welch ein merkwürdiger Zufall! Und was suchen sie hier?

Er zuckte die Achseln.

— Es ist nicht das erste Mal, daß sie die Nacht auf der Lagune verbringen. Ihr spracht ja noch eben von Gesinnungsgenossen.

Ich schwieg. Vittorio ruderte emsig weiter. Bald hatten wir das Boot überholt.

— Wohnt sie bei ihm? fragte ich endlich.

— Ja, versetzte er dumpf. Seit drei Jahren.

Das weiße Gewölk war inzwischen hinter den Kuppeln Venedigs höher und höher emporgequollen und hatte den ganzen nordwestlichen Himmel überzogen. Jetzt erhob sich

ein pfeifender Windstoß, der die ganze Lagune in schäumenden Aufruhr versetzte.

— Oho, rief Vittorio, indem er sich umblickte. Das könnten wir gerade gebrauchen! Verdammt, ich habe über mein thörichtes Reden ganz verabsäumt, den Horizont im Aug' zu behalten!

Ein neuer Windstoß schüttelte die Gondel noch empfindlicher als das erste Mal. Gleichzeitig zuckte ein lodernder Blitzstrahl quer durch die immer dunkler und wuchtiger heraufdrängenden Dunstmassen, und ein ferner Donner rollte langsam und unheilverkündend durch den dröhnenden Himmelsraum.

— Per Dio, Signore, sagte Vittorio, indem er mit verdoppelter Kraft das Ruder einstemmte, das ist eine ärgerliche Ueberraschung. Um diese Jahreszeit ...

Ein dritter Windstoß, noch wilder und heulender als die vorigen, nahm ihm das Wort vom Munde. Jetzt verschwand auch der Mond, und eine aschgraue Dämmerung lagerte sich über der ängstlich bebenden Natur.

— Würdet Ihr Euch nicht mehr getrauen, die Riva zu erreichen? fragte ich mit einem prüfenden Blick auf das düster qualmende Firmament.

— Unmöglich, Signore! In fünf Minuten bricht der Sturm los. Ich will Gott danken, wenn ich Euch wohl behalten zu Lido bringe.

Und immer von Neuem tauchte sich das biegsame Ruder in die grollende Fluth, und zischend verfolgte der Kiel seine Bahn.

In banger Erwartung verstrichen so drei, vier Minuten. Es war als ob das Unwetter zum Streich ausholte. Die Luft lag regungslos über den Wassern, und nur ab und zu schauerte ein seltsames Leuchten über die unheimlich drohenden Wolkenberge.

Da plötzlich erhob sich ein jähes Geheul, und die Gondel legte sich auf die Seite wie eine angeschossene Seemöwe. Große, klatschende Tropfen fielen rechts und links wie Steine in die wogende Fluth, und ein, zwei, drei Mal lohte der Himmel auf, als stehe das Universum in Flammen. Gleich darauf brüllte der Donner so betäubend durch die klirrende Luft, daß ich unwillkürlich den Kopf senkte, wie der Soldat bei der ersten feindlichen Salve.

Vittorio arbeitete mit bewunderungswürdiger Energie. Die Lagune ging so hoch, daß er alle Kraft und Geschicklichkeit anstrengen mußte, um nicht vom Ruderstande in die schäumende Tiefe geschleudert zu werden.

Jetzt brach auch der Regen hernieder, wild und prasselnd, wie ein Schauer dämonischer Wurfgeschosse. Blitz auf Blitz durchras'te den feuchten Dampf der Atmosphäre, und die Schläge dieser elektrischen Kanonade folgten sich so ununterbrochen, daß das Ohr nur ein ein-

ziges, ungeheueres Aufbrüllen der Natur zu vernehmen glaubte.

Noch hatte indeß der Sturm nicht seinen Höhegrad erreicht. Ich sah mich um. Da lag der Lido noch etwa hundert Ellen entfernt, wie eine dämmernde Wand, — und jetzt gewahrte ich beim Aufleuchten des Blitzes die Landungsstelle, genau in der Richtung, die unser Kiel einhielt.

Zwei Minuten später waren wir glücklich zur Stelle. Der kleine Hafen nahm uns in seine schirmende Bucht auf. Vittorio warf die Kette um einen der eisernen Pflöcke und zog die Gondel ans Ufer.

— Was nun? fragte ich aufathmend.

Vittorio antwortete nicht. Regungslos lehnte er neben mir an der Brüstung und starrte hinaus in die tosende Lagune, die sich bald in blendender Tageshelle vor uns ausbreitete, bald in undurchdringliche Nacht versank.

— Sie sind verloren, murmelte er gepreßt durch die Zähne.

Jetzt erst erinnerte ich mich, daß unser Fahrzeug nicht das einzige war, das dem schützenden Port des Lido zusteuerte. Die Gestalt Claudia's, wie ich sie aus der Erzählung Vittorio's kennen gelernt hatte, trat mit überwältigender Lebendigkeit vor mein Bewußtsein, und mein Herz schlug höher, als ich jetzt bei einem neuen Auf-

flackern des Firmamentes die armselige Nußschale gewahrte, die noch in beträchtlicher Entfernung vom Strande mit den empörten Elementen kämpfte.

— Er versteht nicht zu rudern, rief Vittorio in fiebernder Aufregung. Da .... da .... Um aller Heiligen willen, sie gehen zu Grunde!

Im nächsten Augenblick stand er bei seiner Gondel. Eins, zwei, drei hatte er die Kette vom Pflock gelöst und das Fahrzeug vom Ufer gestoßen. Mit nerviger Faust ergriff er das Ruder, und eh' ich noch wußte, wie mir geschah, erblickte ich ihn schon wieder fern ab in der höher und höher aufschäumenden Wasserwüste.

Nach zehn Minuten übermenschlichen Ringens hatte der Todesmuthige den taumelnden Nachen erreicht.

— Hier, Signore! rief er mit Donnerstimme. Aufgeschaut! Faßt den Rand meiner Gondel!

Ein geller Aufschrei antwortete ihm. Claudia hatte ihn erkannt.

Frederik Menved zog die Ruder ein, legte sich in seinem Fahrzeug langwegs auf den Boden und versuchte der rettenden Gondel habhaft zu werden.

Nach verschiedenen fruchtlosen Anstrengungen gelang es ihm endlich, die eiserne Rampe zu ergreifen, an der man das Felze — die Ueberdachung — befestigt. Mit herkulischer Kraft zwang er die beiden Kähne aneinander. Vittorio zog das zitternde Mädchen langsam herüber.

Frederik folgte. Dann überließ man das kleine, ächzende Fahrzeug seinem Schicksal.

— An den Boden, Signore! commandirte Vittorio.

Der Schwede gehorchte schweigend. Claudia klammerte sich krampfhaft an die Polster und verbarg ihr Gesicht in den Armen.

Und nun warf Vittorio mit vier, fünf wuchtigen Ruderschlägen sein Fahrzeug in die Richtung nach dem Landungsplatze.

Ich war wie von einem zermalmenden Drucke erlöst, als ich die schlanke, edle Gestalt des jungen Mannes wieder auf den Füßen erblickte. Seine Kraft schien sich mit jeder Sekunde zu steigern. Nicht wie ein schwacher, zerbrechlicher Mensch, der um Rettung fleht, sondern wie ein Fürst der Lagune kam er einhergezogen, und es war, als gelte das Flammen und Brüllen der losgelassenen Naturgewalten nur der Verherrlichung seines Triumphes. Hatte ich Anfangs für ihn gebangt, so erquickte ich mich nun fast an diesem furchtbar schönen Schauspiele, — und der Gedanke an Claudia trug vollends dazu bei, mich phantastisch aufzuregen.

Jetzt waren sie nur noch zwanzig Ellen entfernt und jetzt, jetzt mußten sie landen.

Da erhebt sich eine ungeheure Sturzwelle, die pfeilgeschwind hinter der keuchenden Gondel nachrollt. Wie einen Ball schleudert sie das Fahrzeug in den Sand des

Ufers, daß sich das Eisen am Schnabel drei Schuh tief einbohrt und abbricht wie Marzipan. Vittorio, den die rasende Masse so recht unmittelbar beim Schopfe packt, wird über die Gondel hinweg auf den Strand geschleudert, daß ich meine, jeder Knochen im Leib müsse ihm zertrümmert werden.

Dann tritt plötzlich eine verhältnißmäßige Ruhe ein. Frederik Menved nimmt die ohnmächtige Claudia auf den Arm und klettert mühsam aus dem geborstenen Nachen, während ich bestürzt auf den armen Gondolier zueile, der noch immer kein Glied rührt.

Ich lege ihm die Hand auf die Schulter und rufe ihn beim Namen. Er gibt keine Antwort. Ich versuche ihn aufzurichten. Umsonst. Ueber meine Hand aber rieselt es feucht und warm, und wie ich näher zusehe, ist sie von Blut überströmt. Das Herz steht mir fast stille.

— Signore, ruf' ich dem Schweden zu, der sich noch immer mit Claudia beschäftigt, ich denke, hier wird Ihre Hülfe nöthiger sein.

Frederik Menved tritt hastig heran. Er ist bleich, bleich wie der Tod.

— Ich fürchte, er stirbt, sage ich halblaut.

Da tönt ein herzzerreißender Schrei an mein Ohr. Eine zitternde Gestalt wirft sich vor Vittorio auf die Kniee und umklammert ihn, wild aufschluchzend, mit beiden Armen. Sie verbirgt ihr Haupt an seiner Brust, sie

küßt ihm die schweigsamen, schmerzlich verzogenen Lippen, sie löst ihr volles, schwarzes Haar und sucht damit das hervorquellende Blut zu stillen.

Frederik Menved sieht ihre Liebe, ihre Verzweiflung und läßt sie gewähren. Ich stehe da wie gelähmt. Endlich raffe ich mich zusammen, rüttele mit zwei, drei kräftigen Worten den Schweden aus seiner Erstarrung und führe das trostlose Mädchen mit sanfter Gewalt von dem Unglücklichen hinweg. Dann heben wir ihn vom Boden und tragen ihn vorsichtig nach der nächsten Hütte. Es währt einige Zeit bis der ehrliche Fischer, an dessen Thüre wir pochen, begreift, worum es sich handelt. Endlich zeigt er sich willig und zündet Licht an. Wir legen den noch immer Bewußtlosen auf das Bett und beginnen zagenden Herzens die Untersuchung.

Claudia ist uns inzwischen auf dem Fuße gefolgt. Sie kniet in der Ecke des dürftigen Zimmers, die Hände im Schooß gefaltet, die Wange wider die kalkbeworfene Mauer gelehnt. Ihr triefendes Haar hängt wirr um die schönen Schultern. Durch ihre ganze Gestalt geht von Zeit zu Zeit ein Schauern und Zucken. Sie preßt dann ihr Antlitz heftiger wider die Wand und stöhnt, als leide sie unendliche Qualen.

Der gute Fischer hat unterdessen Wasser und Landwein gebracht. Frederik Menved, der einige medicinische Kenntnisse besitzt, versichert, die Wunde am Kopf, aus

der noch immer reichlich das Blut strömt, sei nicht lebens-gefährlich: wenn Vittorio keinen inneren Schaden genommen habe, so werde er ins Bewußtsein zurückkehren.

Wir besprengen ihm das Gesicht, wir flößen ihm einige Tropfen Wein ein. Frederik Menved verbindet ihn. Claudia kniet noch immer schweigend in der Ecke und zittert, als ob sie friere.

So vergeht eine Stunde. Da endlich schlägt Vittorio die Augen auf.

— Wie fühlt Ihr Euch, armer Junge? frage ich den Erwachenden in sorglichem Tone.

Wie Claudia das hört, fährt sie blitzschnell empor.

— Er lebt! ruft sie mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke des Entzückens. Er lebt!

Und dann eilt sie auf ihn zu und kniet am Bett nieder und birgt ihr thränenüberströmtes Antlitz in den fiebernden Händen.

Ueber die Züge Vittorio's leuchtet ein seliges Lächeln. Er wirft ihr einen Blick zu, als wolle er sagen, — aber nein, was in diesem Blick lag, das läßt sich nicht in Worte fassen. Es war ein Blick voll unendlicher, himmlischer Liebe zu dem Weibe, das ihn so treulos verrathen hatte.

Und wieder weilte mein Auge auf dem ernsten Gesicht Frederik Menved's, und er verzog keine Miene, sondern starrte wie geistesabwesend vor sich hin.

— Fühlt Ihr Schmerzen? fragte ich jetzt den Verwundeten, indem ich seine Hand erfaßte.

Er nickte.

— Und wo?

Er deutete auf die Stirne.

Claudia hatte sich inzwischen erhoben und verfolgte jede Bewegung Vittorio's mit einer ängstlichen Gier, die ihren Augen etwas Geisterhaftes verlieh.

— Faßt Euch in Geduld, sagte ich beschwichtigend. Sobald das Unwetter sich legt, fahren wir nach Venedig hinüber und holen Euch einen Arzt. Jetzt versucht ein wenig zu schlafen.

Der Fischer hatte uns etwas Speise und Trank vorgesetzt. Ich war ernstlich hungrig geworden, und so langte ich zu. Auch Frederik Menved aß einige Bissen, während Claudia nicht von Vittorio's Seite wich und nur hastig ein Glas Wein hinunterstürzte.

Mit dem ersten Morgengrauen hatte sich das Unwetter völlig verzogen. Als wir um halb sechs ins Freie traten, lachte uns ein tiefblauer Himmel an und die Riva schwamm im Golde der aufgehenden Sonne. Da die Lagune sich völlig beruhigt hatte, so luden wir den Kranken vorsichtig in eine Barke und steuerten dann, von zwei kräftigen Ruderern geführt, der Piazzetta zu.

Meine Wohnung war die zunächst gelegene. Ich ließ den Verwundeten daher ohne Weiteres hinaufschaffen.

Vor dem Ponte della Paglia legte Frederik Menved mir die Hand auf die Schulter.

— Mein Herr, sagte er in französischer Sprache, ich habe die Ehre, mich zu verabschieden. Sie werden noch von mir hören. Darf ich inzwischen um Ihre gegenaue Adresse bitten?

Ich reichte ihm meine Karte. Er verbeugte sich und machte dann Kehrt.

Und Claudia?

Claudia schritt schweigend neben der Tragbahre her, das Auge starr auf Vittorio gerichtet; und als ich die Hausthüre öffnete, glitt sie an der Seite der Facchini hinein, ohne sich nach Frederik Menved auch nur umzuschauen.

Seltsam! Diese zwei Menschen trennten sich wie infolge einer längst getroffenen Vereinbarung, ohne einen Hauch des Zerwürfnisses, aber auch ohne ein Wort des Abschiedes. Sie haben sich niemals wiedergesehn.

Fast drei Wochen hindurch lag Vittorio im heftigsten Fieber. Claudia pflegte ihn mit der Aufopferung einer Schwester. Tag und Nacht saß sie an seinem Lager: es bedurfte fast der Gewalt, um ihr hin und wieder eine Stunde der Ruhe aufzunöthigen.

Gegen Ende der vierten Woche erhielt ich einen Brief aus Bologna. Das Schreiben kam von Frederik Menved und lautete also:

Mein Herr!

Ich weiß nicht, ob Sie über meine Beziehungen zu Claudia hinlänglich unterrichtet sind. Vielleicht hat sie Ihnen erzählt . . . vielleicht auch nicht. Es wird Ihnen genügen, wenn ich Ihnen sage, daß ich dem Mädchen gegenüber gewisse Verpflichtungen habe. Wollen Sie also die Güte haben, ihr mitzutheilen, daß ich bereit bin, ihr jede Unterstützung zu gewähren, die sie zu einer Neubegründung ihrer Existenz für wünschenswerth halten mag. Außerdem erlaube ich mir, für Vittorio, meinen großherzigen Retter, eine Tausendfrancnote einzulegen. Bitte, überreichen Sie ihm dieselbe als ein von Ihnen kommendes Geschenk. Ich habe für diesen Wunsch triftige Gründe.

Einstweilen zeichne ich mit vollkommener Hochachtung

Frederik Menved.

Als ich Claudia von dem Inhalte dieses Schreibens, soweit es auf sie Bezug hatte, in Kenntniß setzte, weinte sie lange und bitterlich.

— Nimmermehr! sagte sie endlich, indem sie die brennenden Augen trocknete. — Das hieße mein Elend und meine Schande fortsetzen, und Gott, der Herr, weiß doch, was ich darum gäbe, wenn ich die Vergangenheit auslöschen könnte, wie ein qualmendes Licht!

— Aber Ihr seid arm, Claudia, und das glänzende

Leben am Canal Grande hat Eure Lust und Fähigkeit zur Arbeit gewiß nicht gesteigert. Versteht doch recht: er verlangt ja Nichts dafür, nicht einmal Euren Dank. Er will Euch nur gegen Noth und Mangel geschützt wissen.

— Nein und tausendmal nein! Ihr sollt sehen, wie sehr Ihr Euch in mir täuscht. Ich werde arbeiten wie ein Sträfling — und ach, wie freudig will ich das Schwerste tragen, wenn nur Er mich nicht von sich stößt!

— Ihr denkt also im Ernste daran...? fuhr ich unwillkürlich heraus.

Claudia erblaßte. Ein unbeschreiblicher Zug wehmüthiger Ergebung spielte um ihren Mund.

— O, ich verstehe Euch, sagte sie feierlich; aber fürchtet Nichts: ich weiß nur zu gut, daß meine Ansprüche ein für allemal verscherzt sind! Wähnt Ihr, ich sei ehrlos genug, seine unendliche Güte und Liebe selbstsüchtig zu mißbrauchen? Er hält an mir fest, trotz meiner Verworfenheit; sein reines, edles Herz hat mir großmüthig verziehen, und da es sein Wille ist, so werde ich bei ihm bleiben: aber nicht als sein Weib, sondern als seine Magd, als seine Sklavin, die keinen andern Beruf kennt, als still und duldend die Schuld ihrer Verblendung abzubüßen.

Ich war überrascht. Herrn Frederik Menved aber bedeutete ich in einem ausführlichen Schreiben, daß

Claudia von seinem jedenfalls aus bester Absicht hervorgegangenen Anerbieten Nichts wissen wolle.

Als der junge Gondolier wieder völlig genesen war und längst seine alte Wohnung jenseits der Piazza wieder bezogen hatte, bat er mich eines Tages in sehr getragenem Tone um eine Unterredung.

Ich gewährte ihm die gewünschte Audienz um so bereitwilliger, als ich seit nahezu acht Tagen Nichts von ihm gehört hatte.

Mit fast mädchenhafter Verlegenheit eröffnete er mir, daß er und Claudia nach langem Streiten den Entschluß gefaßt hätten, mich in einer hochwichtigen Frage zum Schiedsrichter zu wählen.

— Ihr wißt, sagte er, was ich für Claudia empfinde. Ich kenne kein anderes Glück als ihren Besitz; ohne sie ist mir das Leben eine öde, glanzlose Wüste. Auch in ihrem Herzen ist die alte Neigung wieder erwacht, und mit der Liebe kam der Schmerz und die Reue, und der Wunsch, das trübe, traurige Einst für ewig zu begraben. Aber sie weigert sich standhaft, mein Weib zu werden. Sie behauptet, es sei keinem Ehrenmann zuzumuthen, die abgedankte Geliebte eines Andern und noch dazu unter solchen Umständen zum Altare zu führen. Das erniedrige und beflecke ihn. Und in der That, Signore, wenn ich manchmal so daran denke und mir Alles klar mache, dann stürzt mir's zu Kopfe, und es wirbelt mir

durch's Gehirn, als müsse ich närrisch werden. Aber vermag ich's zu ändern? Und hängt mein Herz darum weniger an dem Traum meiner Jugend? Nun, sie hat endlich eingewilligt, die Sache Euch und Eurer Entscheidung anheim zu geben. Sprecht, Signore: kann ein Mann, der Pflicht und Recht achtet, ein Mädchen heirathen, das ... Mit einem Wort, kann ich Claudia Padovana zum Weibe nehmen?

Ich gestehe, daß ich durch diese Ansprache einigermaßen verblüfft war.

— Seht Ihr, begann ich nach einer Pause des Nachdenkens, das ist eine Frage, deren Beantwortung Jeder in seinem eigenen Herzen aufsuchen muß. Ich für mein Theil bekenne Euch offen, ich wäre nie und nimmer im Stande, diese schwerste Beleidigung, die einem Manne zu Theil werden kann, zu verschmerzen. Indeß ...

— O, Signore, wenn Ihr sie liebtet wie ich! rief Vittorio mit wehmüthig funkelnden Augen.

— Das ist's, was ich sagen will. Wenn Claudia sich wirklich von Grund aus entsühnt und gebessert hat, wenn die innere Stimme Euch zuräth, wenn Ihr die feste Ueberzeugung hegt, daß Ihr den entscheidenden Schritt nie bereuen werdet ...

— Nie, versetzte Vittorio.

— So sei es ferne von mir, Euch mit abstrakten

Begriffen zu Leibe zu gehen und Euch Principien entgegen zu schleudern, die . . . im Grunde vielleicht nur Vorurtheile sind. In Gottes Namen, macht sie zu Eurer Frau, und werdet so glücklich, wie Ihr's verdient! —

Und so geschah es.

Die rothe Jula.



Ich hatte den Vormittag über eifrig an dem Manuscript meiner „Griechischen Götterlehre“ gearbeitet und lag jetzt, eine Cigarre im Munde, langwegs auf dem Sopha, als es heftig an die Thür pochte. Ehe ich noch „Herein“ rufen konnte, stürmte mein Freund Rudolf ins Zimmer, warf mit der ihm eignen burschikosen Kühnheit den breitkrämpigen Calabreser auf den Tisch und rief im Tone eines Verzückten:

— Ich habe sie wieder gesehen, nach sechs Jahren der Trennung, der Thorheit, der Treulosigkeit! O, ich Esel, ich kannibalischer, niederträchtiger Esel! Ich sage Dir, es gibt von Portugal bis China kein Frauenzimmer, das werth wäre, ihr die Schuhriemen aufzulösen! Und ich konnte sie haben, ich brauchte nur zuzugreifen! Wahrhaftig, Ernst, ich verdiene, daß Du mich ohrfeigst, rechts und links, wie ein Kind, das in muthwilliger Zerstörungslust sein schönstes Spielzeug zertrümmert hat!

— Es soll mir nöthigen Falls auf die kleine Gefälligkeit nicht ankommen, entgegnete ich verwundert. Aber

willst Du Dich nicht deutlicher ausdrücken? Oder sind Deine Exclamationen als Monolog gemeint?

— Im Gegentheil, ich komme in der ausgesprochenen Absicht, mein Elend in Dein brüderliches Herz auszuschütten. Wie Du mich siehst, bin ich in einer Aufregung ... Hast Du keine Cigarren mehr? Die Kiste da ist leer ...

— Drüben auf dem Büchergestelle rechts ... Hier auf dem Schreibtisch ist Feuer.

— Danke... Also... Du erinnerst Dich doch meiner Edith, der schlanken, reizenden Blondine, die ich als junger Student vergötterte? ...

— Curiose Frage! Ist sie nicht die Heldin Deiner überschwänglichsten Verse...? Uebrigens wohnt sie mir seit einigen Monaten schräg gegenüber... dort in dem grauen Hause mit den meergrünen Jalousien.

— Und das sagst Du mir erst jetzt? Schnödes, verdorrtes Professorengemüth! Mehr als drei Wochen hindurch bin ich Dein täglicher Besucher! Es ist toller als toll!

— Hast Du Dich während dieser drei Wochen vielleicht ein einziges Mal nach ihr erkundigt?

— Es ist wahr, ich hatte andere Dinge im Kopf. Aber wie konnte ich auch ahnen, daß sie mich so bezaubern würde! Offen gestanden, ich glaubte, meine Neigung sei längst in Rauch aufgegangen.

— Das glaube ich nach wie vor. Dein Enthusiasmus wird gerade so lange vorhalten, bis Du eine Andere siehst, die Dich in ähnlicher Weise begeistert. Uebrigens weißt Du wohl, daß sie verheirathet ist?

— Ja, das wollt' ich noch sagen, ihr Mann ist ein schauerliches Subjekt; ich begreife nicht, wie sie einem solchen Gecken ihre entzückende Hand reichen konnte. Als Du mir nach Madrid schriebst, meine Jugendflamme sei glücklich verlobt, da stellte ich mir unter diesem Baron von Weißenburg eine stolze, ritterliche Erscheinung vor, und nun finde ich ein kleines, erbärmliches Männchen mit blinzelndem Geiergesicht und kläglich gewichstem Schnurrbärtchen.

— Er ist ein sehr geistvoller und gebildeter Mann, entgegnete ich lachend.

— Ich hasse ihn, ich verabscheue ihn.

— Weßhalb?

— Er hät mir das Glück meines Lebens geraubt! rief Rudolf pathetisch.

— Das Glück Deines Lebens? Wer hinderte Dich denn, dieses Glück zu erobern? Edith war frei, sie interessirte sich für Dich, um nicht mehr zu sagen. Aber anstatt ihr in redlicher Minne zu dienen, wie sich das für einen soliden Ritter geziemt hätte, kehrst Du ihr eines schönen Morgens den Rücken, schnallst Dein Bündel und ziehst als poetisch-erotischer Vagabund in die weite Welt hinaus. Im

schwedischen Hochgebirge küßtest Du die blonde Dagmar, in Andalusien die dunkeläugige Moriska, am Golfe Parthenope's die Sorrentinerin und in Konstantinopel irgend eine Favoritin des Großvezirs, was weiß ich! Konntest Du unter diesen Umständen verlangen, daß das gekränkte Mädchenherz Dir treu blieb und den Schatz ihrer Liebe verwahrte, für den Fall, daß es dem gnädigen Cavalier beifallen sollte, wieder anzufragen?

— Du hast Recht. Ich begreife mich selbst nicht! Während der sechs Jahre meiner Abwesenheit habe ich an alles Andere eher gedacht, als an eine Verbindung mit Edith. Ich betrachtete sie nur als eine poetische Figur, deren Charakterzüge sich vortrefflich in Novellen und Terzinen verwerthen ließen. Ihre Persönlichkeit als solche war mir gleichgültig. Aber das beweist nicht das Mindeste. Muß eine Verblendung denn ewig dauern? Kommt die Erkenntniß nicht mit den Jahren? Heute habe ich sie gesehen, — sie schritt am Arme ihres Gatten durch die Anlagen des Stadtparks, — und diese eine Begegnung hat hingereicht, um die sechs Jahre der Thorheit aus meinem Herzen zu tilgen. Ich sage Dir, Ernst, ich bin in das Mädchen verliebt, wie ein achtzehnjähriger Knabe.

— In das Mädchen! Sie ist eine Frau! Du scheinst das immer und immer wieder zu vergessen.

— Für mich ist und bleibt sie ein Mädchen. Du bildest Dir doch nicht ein, daß ich mich durch irgend ein

Vorurtheil in meinem Kampf um die Siegeskrone beirren lassen könnte? Ich liebe sie, ich will sie besitzen, um jeden Preis! Bei der ersten, besten Gelegenheit stürze ich mich ihr zu Füßen... Ich erobere sie im Sturm, — ich entführe sie . . .

— Du redest sehr zuversichtlich. Vor allen Dingen mußt Du doch erst einmal Zutritt im Weißenburg'schen Hause haben . . .

— Nichts leichter als das . . .

— Nicht so leicht als Du glaubst. Der Baron weiß um Eure Vergangenheit. Er hat mancherlei von Dir gehört und gelesen . . .

— Was beweist das . . .?

— Das reicht aus, um ihn mißtrauisch und eifersüchtig zu machen. Ueberdies weiß ich positiv, daß er Dir und Deinem schriftstellerischen Entwickelungsgang eine Aufmerksamkeit widmet, die bei aller Verehrung für Dein Genie nicht normal genannt werden kann. Er studirt Dich mit Rücksicht auf Deine ehemalige Neigung zu Edith und ist Psychologe genug, um einzusehen . . .

— Du scheinst ja merkwürdig au fait zu sein . . .

— Du siehst, welch' ein vortrefflicher Freund ich bin. Ich weiß in Deinen Privatangelegenheiten besser Bescheid, als Du selber.

— Kennst Du den Baron persönlich?

— Nur sehr oberflächlich. Ich habe kaum mehr als

drei Worte mit ihm gewechselt. Dagegen verkehre ich häufig mit seinem Bruder, und so höre ich denn zuweilen . . .

— Aha, unterbrach er mich, ich verstehe. Er hat also einen Bruder... Das wäre was... Könntest Du mich nicht mit diesem Bruder bekannt machen?

— Warum nicht? Aber für Deine diabolischen Zwecke würde Dir das wenig nützen. Man hat einen gewissen Horror vor Dir... Du giltst für einen frivolen Freigeist, dem Nichts heilig ist.

— Pah, das bildest Du Dir ein.

— Nun, Du wirst mir zugeben, daß gewisse Reden, die Du geführt hast, nicht geeignet sind, Deine bürgerliche Moralität in ein besonders günstiges Licht zu stellen. Wir leben in keiner Weltstadt. Die Klatscherei ist hier zu Hause wie kaum in dem ersten besten Krähwinkel der Provinz. Edith weiß z. B., was nach Deiner ersten italienischen Reise im großen Saale des „Kronprinzen" vorgefallen ist.

— Was war das? Ich entsinne mich nicht.

— Mein Gott, hast Du ein kurzes Gedächtniß! Erinnere Dich doch! Es war am dritten Tag Deines Hierseins. Wir feierten die Heimkehr des Vagabunden mit einer solennen Bowle. Einer von uns, ich glaube, es war Gebhardt, fragte Dich, ob Du nun hier bleiben und Deine vielbesungene Edith heimführen würdest. Du sagtest, das

Heirathen sei Dir zu umständlich und zu prosaisch. Du wollest lieber warten, bis Edith eine anderweitige Wahl getroffen habe, um dann Hausfreund zu werden. Die Andern lachten. Gebhardt meinte, das könne Dein Ernst nicht sein. Du widersprachst. Er behauptete, diese Antipathie gegen das Heirathen sei eine falsche Genialität, eine Affectation ohne jede innere Berechnung. Du wurdest übermüthig. Mein Wort darauf, riefst Du, indem Du das volle Glas erhobst, das Leben und seine äußeren Formen sind mir so gleichgültig, daß es mir im Nothfalle auch nicht darauf ankommen soll, das Mädchen zu heirathen. Damit Du siehst, Gebhardt, daß ich ein gemüthlicher Kerl bin... Hier... Wo sind die Würfel?... Schau her... Das Schicksal soll entscheiden. Werfe ich gerade, so mache ich ihr einen wohlstilisirten Antrag: werfe ich ungerade, so werde ich Hausfreund. Im ersten Fall zahlst Du sechs Flaschen Champagner, im zweiten zahl' ich sie. Bist Du's zufrieden? Gebhardt wollte Einwände machen, aber die Uebrigen erklärten den Vorschlag für acceptabel, und so mußte der Idealist vom reinsten Wasser gute Miene zum bösen Spiel machen. Du warfst ungerade. Also Hausfreund! riefst Du triumphirend. Die Rolle ist doch angenehmer und origineller, als die eines spießbürgerlichen Ehegemahls. Gebhardt, ich zahl' den Champagner: Du bist nun eigentlich moralisch verpflichtet sie zu heirathen...! — Entsinnst Du Dich nicht?

— Ich habe so eine dunkle Idee, erwiderte Rudolf.

— Nun, Edith hat die Sache gewiß nicht vergessen, und Du wirst begreifen, daß dieser Vorfall an sich schon hinreicht, um Dich im Weißenburg'schen Hause unmöglich zu machen.

— Verdammt, Du hast Recht. Aber gleichviel! Ich lasse mich nicht so ohne Weiteres in die Flucht schlagen, wie ein schlottriger Schulfuchs. Die Schwierigkeit reizt nur meinen Unternehmungsgeist. Mensch — (er faßte mich bei diesen Worten an der Schulter und schüttelte mich, daß mir fast der Athem ausging) — ich sage Dir, Du mußt mir helfen oder ich kündige Dir die Freundschaft.

— Ich werde mich hüten, Dir zu einer Thorheit die Hand zu bieten . . .

— Aber ich versichere Dich, — ich... ich liebe den Engel aufrichtig und wahr, ich... ich könnte gleich eine Ode an ihre schönen, himmelblauen Augen improvisiren...

— Um so schlimmer.

Er trat ans Fenster und trommelte mit den Fingern wider die Scheiben.

— Ewige Götter, rief er mit einem Mal, da ist sie! So wahr ich lebe, Ernst, ich schwöre Dir, sie muß mein werden oder ich gehe zu Grunde! Sieh nur, diese Anmuth, diese reizende, leuchtende Weiblichkeit!

Edith lehnte drüben an der Brüstung des Balcons. Sie sah im dunkelgrünen Promenadekleid wirklich aller-

liebst aus. Der rosagefütterte Sonnenschirm verlieh ihrem Antlitz eine zauberische Nüance, die mein abenteuerlicher Freund sofort als Verklärung, Heiligenschein und ähnliche Ueberschwänglichkeiten begrüßte.

Jetzt öffnete sich die Balconthüre. Eine junge Dame in staubgrauer Toilette erschien an der Seite des Barons. Sie war schlank und wohlgewachsen, aber, unter uns gesagt, recht häßlich. Der breite Mund, die starke, nichts weniger als edel geschnittene Nase, die niedrige Stirne und das röthliche Haar verliehen ihrem Gesicht einen unsympathischen Ausdruck, der nur durch die Gluth eines großen, dunkeln Auges einigermaßen gemildert wurde. Es war Julie, Edith's jüngere Schwester, — von der akademischen Jugend in respectwidriger Weise die „rothe Jula“ geheißen. Ich kannte sie seit lange als ein sinniges und gebildetes Mädchen, hatte mich jedoch, von ihrem Aeußeren wenig angezogen, nie eingehend um sie bekümmert.

Rudolf schien, während ich die beiden Damen musterte, seine ganze Aufmerksamkeit auf den Baron zu concentriren.

— Der Verruchte! Der Elende! rief er ein über das andere Mal so laut, daß ich fast fürchtete, man möchte über die Stille der Straße hinüber seine Exclamationen verstehen ... Welches Recht hat dieses Scheusal auf den liebenswürdigsten Engel, der je die Luft dieser Erde geathmet? Ich könnte ihn erwürgen, zerfleischen, erdrosseln!

Er ballte die Faust gegen das Opfer seines seltsamen Hasses, wie sie der gepeinigte Sklave gegen den geißelnden Vogt ballt. Seine Züge trugen den Stempel einer Erregung, die zu gewaltig war, als daß sie erkünstelt sein konnte. Zum Glück deckten uns die Gardinen. Man bemerkte uns nicht.

— Um Himmels willen, sagte ich, indem ich vom Fenster zurücktrat, — Du tobst ja wie ein Wahnwitziger. Hättest Du bei Zeiten zugegriffen, anstatt den schönen Römerinnen die Köpfe zu verdrehen, so wärst Du jetzt der beatus possidens, und der arme Baron hätte das Nachsehen. Wie die Dinge liegen, wirst Du Dich ins Unvermeidliche fügen und dem Räuber Deines Glücks wohl oder übel verzeihen müssen.

— So, meinst Du? entgegnete Rudolf lachend. Nun, ich sehe, trotz unserer langjährigen Bekanntschaft hast Du noch keine blasse Idee von der mir innewohnenden Energie. Was ich mir einmal in den Kopf gesetzt habe, das muß durchgeführt werden, und sollte der Erdball dabei in Splitter gehen. Nein, sieh nur, sieh nur, wie wonnig sich der Engel über die Brüstung beugt! Diese Grazie, diese göttliche Anmuth! So wahr ein Gott lebt, ich erobere das Allerheiligste, und führte der Weg durch die Hölle!

Ich erwiderte Nichts. Er stand in stummer Verzückung und verschlang das liebreizende Bild mit glühenden Blicken.

— Hilf mir jetzt einmal überlegen, sagte er nach einer Weile. Du scheinst meine Absichten immer noch für Scherz zu halten.

— Ich hoffe, daß Du Dich bis morgen einigermaßen abgekühlt hast.

Er lachte verächtlich.

— Du hoffst, Philister? versetzte er langsam. Ja, ja, so seid ihr gewöhnlichen Menschen. Immer vernünftig, immer sittsam, immer philosophisch. Gott verdamme mich, wenn ihr einen Schuß Pulver werth seid!

— Du bist überaus höflich.

— Ich bin eine offene, ehrliche Natur. Noch einmal, willst Du mir beistehen?

— Es wäre vergebliche Mühe, entgegnete ich achselzuckend. Ich weiß absolut kein Mittel, das nicht alsbald Verdacht erregen würde.

— Keines? Besinne Dich! Ich wiederhole Dir, daß ich vor keinem Opfer zurückschrecke.

— Alle Opferwilligkeit bleibt hier fruchtlos. Die Schranken, die Dich von Edith trennen, sind unübersteiglich.

Er schlug sich mit der Faust wider die Stirn.

— Daß mir Nichts einfällt! murmelte er dumpf vor sich hin. Ich sehe, mit Dir ist Nichts anzufangen.

Ich mußte lachen.

— Ein Mittel wüßte ich, — aber es wird Dir

schwerlich behagen... Auch wäre es so frivol, daß selbst ein Mensch von Deinen Gesinnungen mich nicht zu Ende reden ließe.

— Sprich! rief er in stürmischer Lebhaftigkeit. Ich gebe Dir im Voraus mein Ehrenwort, daß ich jede Bedingung eingehe ...

— Spiele nicht so leichtfertig mit Deinem Ehrenwort, — es könnte Dich reuen!

— Nein, niemals! Laß nur um aller Heiligen willen Deine vermaledeiten Moralpredigten und komm' zur Sache. Was soll ich thun, daß ich selig werde?

— Du müßtest Ediths Schwester, die rothe Jula, heirathen. Dann würdest Du eo ipso unverdächtig und könntest ...

Er unterbrach mich noch stürmischer als zuvor.

— Meisterhaft! Meisterhaft! Aber warum gleich heirathen? Ich könnte mich ja blos mit ihr verloben.

— Das reicht nicht aus, um das wünschenswerthe Vertrau'n zu erwecken.

— Du hast Recht. Ich stehe nun einmal im Renommée einer unerhörten Verworfenheit. Man würde die verborgene Absicht wittern und verstimmt werden. So ein Mädchen nach einigen Monaten sitzen zu lassen, ist ja selbst für minder begabte Naturen eine Kleinigkeit. Uebrigens will ich meine Edith so wie so dauernd besitzen: — mit einem Liebesfrühling von wenigen Wochen

ist mir durchaus nicht gedient. Gut, es bleibt dabei: ich heirathe sie.

— Bist Du toll? fragte ich erschrocken. Ich hatte die Sache immer noch halb und halb für Scherz gehalten.

— Keineswegs. Du sollst mich einen Hundsfott nennen, wenn ich nicht binnen vier Wochen glücklicher Bräutigam bin.

— Mensch, ich glaube, Du hast unter den Brandpfeilen der afrikanischen Sonne Deinen Verstand verloren! Und wenn Fräulein Julie Dir einen Korb gibt?

— Pah, sie wird nicht.

— Bist Du so siegesgewiß?

— Ich bitte Dich, ein Mädchen von solchem Schlage! Die rothe Hexe wird Gott danken, daß die Laune des Schicksals sie auf so anständige Weise von dem unvermeidlichen Loose des Sitzenbleibens errettet.

— Das arme Geschöpf! Wenn sie eine Ahnung hätte! Weißt Du was, Rudolf? Ich werde sie warnen. Ich halt' es für meine Pflicht . . .

— Kennst Du sie näher? Bist Du mit ihr verwandt, verschwägert und so weiter?

— Nein.

— Nun also! Was hast Du Dich um meine Privatangelegenheiten zu kümmern? Ich sage Dir rund heraus, daß ich mir jede Einmischung verbitte. Wenn Du mir helfen willst, gut, — aber jede Bemühung im entgegen-

gesetzten Sinne werde ich als eine blutige Beleidigung betrachten.

— Im Grund hast Du Recht. Mach', was Du willst. — Was frommt es auch, wenn ich hier ein Unheil vereitle! In der Zwischenzeit sündigst Du anderwärts das Zwanzigfache.

— So hör' ich's gern! Du bist doch kein Philister; ich revocire. Und nun — apropos, erst noch Dein Ehrenwort, daß es Dir mit Deiner Nichtintervention ernst ist.

— Wozu?

— Ich bitte darum. Ich muß Gewißheit haben.

— Gut, mein Wort darauf.

— Ich danke Dir. Und nun leb' wohl. Kommst Du heut' Abend in den Kronprinzen?

— Wohl möglich.

— Schön, ich bin auch da. Hoffentlich kann ich Dir dann von einem ersten Erfolge berichten.

— Warum nicht gar! Wo willst Du jetzt hin?

— Zur Verlobung. Wenn es zu machen ist, stürme ich die rothe Jula noch heute.

Kopfschüttelnd sah ich ihm nach. Dann vertiefte ich mich wieder in die Geheimnisse meiner griechischen Götterlehre.

Im großen Eckzimmer des Kronprinzen war eine lustige Gesellschaft versammelt. Es schlug bereits Zehn,

als ich über die Schwelle trat. Ich hatte mich gegen meine Absicht bei der Arbeit verspätet und erntete dafür ein allgemeines Mißtrauensvotum. Rudolf nahm mich sofort bei Seite und flüsterte mit hastiger Stimme:

— Alles in Ordnung. Die einleitenden Schritte sind gethan. Auf dem Heimweg will ich Dir das Nähere erzählen.

— Wie? Du willst mich einweihen? fragte ich verwundert.

— Habe ich nicht Dein Ehrenwort, daß Du schweigen wirst?

— Leider. Aber ich schwöre Dir, mit ganz derselben mathematischen Zuversicht kannst Du darauf rechnen, daß ich auch nicht einen Finger rühre, um Deine verabscheuungswürdigen Pläne zu unterstützen.

— Ist auch nicht nöthig. Du sollst nur meine Gewandtheit, mein diplomatisches Talent bewundern. Jeder Künstler begehrt nach einem Publikum. Du sollst das meinige sein.

— Was habt Ihr Zwei denn mit einander zu klatschen? rief jetzt ein kräftiger Bierbaß vom Tische her.

— Ohne Zweifel handelt es sich wieder um irgend eine Niederträchtigkeit, lachte ein Anderer.

— Hierher auf Eure Plätze und gebeichtet! befahl der Erste.

— Bah, Ihr seid sehr im Irrthum, entgegnete Ru-

dolf mit größter Gleichgültigkeit. Wir redeten von Geschäften.

— Wie? was? Von Geschäften? erklang es im Chore. Du, Rudolf, sprichst von Geschäften? Das ist der beste Witz, den Du seit vierzehn Tagen vom Stapel gelassen hast.

— Ich rede völlig im Ernste.

— Er redet im Ernste! Und darf man wissen...?

— Warum nicht? Ich habe gestern die Redaction der „Literarischen Familienzeitung" übernommen, und... und verhandle nun mit unserm Freunde da über einen mythologischen Beitrag.

Allgemeines Gelächter.

— Ihr seid Dummköpfe, entgegnete Rudolf mit Würde.

— Sehr verbunden, sagte der Bierbaß. Und deßwegen meinst Du uns ein Märchen aufschwatzen zu können?

— Scherz bei Seite! Les't diesen Brief! Ich wollte Euch mit der Affaire überraschen, aber Ihr habt mir das Gaudium verdorben.

Er zog ein Papier aus der Tasche. Einer unserer Freunde las vor.

— Das scheint allerdings richtig zu stehn, versetzte der Bierbaß nach einer längeren Pause. Aber, um Himmels willen, wie kommst Du dazu, Du, der unruhigste Geist

unter der Sonne, der rastlose Vagabund, den es keine vier Wochen an derselben Stelle leidet . . .

— Soll ich etwa zeitlebens die spanischen und italienischen Landstraßen unsicher machen? Ich bin mit der ausgesprochenen Absicht nach Deutschland zurückgekehrt, wenigstens ein Jahr lang den friedlichen Bürger zu spielen. Die Bedingungen, die der Verleger mir stellte, waren acceptabel, die Arbeitslast scheint nicht gerade erdrückend, die kritische Malice ist ohnehin mein Lieblingsmetier: — warum sollte ich nicht Ja sagen? Wenn mir die Geschichte auf die Dauer nicht paßt, so kann ich sie ja immer noch über Bord werfen. Das Recht der vierteljährigen Kündigung habe ich mir wohlweislich vorbehalten.

— Ein Vierteljahr ist für Deine Verhältnisse eine Ewigkeit, brummte Friedrich, der Bierbaß.

— Es war die äußerste Concession, zu der mein Herr Wendelin zu bewegen war.

— Nun, so gratuliren wir, sagten die Andern.

Ich mußte bei den Eröffnungen Rudolf's ein sehr überraschtes Gesicht gemacht haben, denn Friedrich leerte kopfschüttelnd sein Glas und versetzte dann mit wichtiger Miene:

— Und nun sag' uns auch, was Du mit dem Professor da vorhattest. Die Geschichte mit dem historischen Beitrag oder was es war, ist geflunkert. Am Ende willst Du gar heirathen? Nachdem Du Dich einmal entschlossen

hast, seßhaft zu werden, sollte mich diese Consequenz nicht Wunder nehmen.

Die Gesellschaft lachte. Rudolf war sichtlich verblüfft.

— Ich hab's getroffen! rief Friedrich mit triumphirendem Pathos. Gott steh' mir bei, wie sich die Zeiten doch ändern! Weißt Du noch, vor fünf Jahren, — der gute Gebhardt war so wüthend auf Dich... Wie hieß sie doch... Elise... oder... nein es klang aparter... Editha oder so was... Ihr habt sie quasi herausgewürfelt, und zum Schluß hieltest Du eine Predigt über das Ewig-Weibliche, die Gott sei Dank nicht stenographirt wurde... Also Du willst heirathen?

— Wer sagt das? entgegnete Rudolf kaltblütig.

— Ich frage Dich.

Rudolf schien sich einen Augenblick zu besinnen. Um seine Lippen spielte ein feines Lächeln.

— Nun denn, wenn Ihr's wissen wollt, sagte er nach einer Weile, — ja, ich verheirathe mich.

Die Gesellschaft saß wie versteinert. Erst nach geraumer Zeit erholte man sich.

— Wie? Was? Ist's möglich? Mit wem? Ist sie schön, jung, reich? so klang es im Chore. Du, Rudolf, ein Ehemann...? Die Idee ist gottvoll! Wo wohnt sie? Wie heißt sie? O Menschenherz, wie bist Du wandelbar!

— Das Nähere verrathe ich nicht, erwiderte Rudolf

gelassen. Noch bin ich meiner Sache nicht völlig gewiß. Wenn Alles geregelt ist, will ich Euch einweihen.

Jeder Versuch, ihn zu weiteren Bekenntnissen zu nöthigen, blieb erfolglos. Als sie die Vergeblichkeit ihrer Bemühungen einsahen, bestürmten sie mich, den vermeintlichen Vertrauten des Heirathscandidaten, — aber mit dem gleichen Mißerfolg. Schließlich gab man sich einfach mit dem Wunder zufrieden und glaubte.

Es war lange nach Mitternacht, als ich an Rudolf's Seite durch die schweigenden Straßen schritt.

— Du hast sie tüchtig in Aufregung versetzt, sagte ich leichthin.

— Meinetwegen. Ich habe es für zweckmäßig gehalten, mich von vorne herein in den Ruf eines Bekehrten zu bringen. Das wird mir die Pfade ebnen. Das muß jeden Zweifel an der Aufrichtigkeit meiner Absichten im Keime ersticken.

— Du bist eine raffinirte Seele. Wahrhaftig, ich hätte Dir eine solche Verlogenheit nicht zugetraut.

— Schweig, Moralist, und laß Dir erzählen, wie sehr mir das Glück lächelt ...

— Ach ja, richtig, Du wolltest mir mittheilen ...

— Also denke Dir ... ich werde sie sehen, wahrscheinlich schon morgen, jedenfalls aber übermorgen.

— Wen?

— Nun, wen sonst als die rothe Jula! Von Edith kann doch vorläufig nicht die Rede sein.

— Und wo wirst Du sie sehen?

— Im Hause einer Freundin.

— Wie hast Du die ausfindig gemacht?

— Vermöge meiner diplomatischen Klugheit. Höre und staune: Wie Du weißt, bewohnt Julie mit ihrer Tante die Bel-Etage des Faber'schen Hauses. Im Erdgeschoß dieses Hauses befindet sich die Greben'sche Buchhandlung. Ich trete ein und lasse mir einen Wust von Novitäten vorlegen. Einer der Volontairs scheint mir hinlänglich civilisirt, um ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Ich erkundige mich so leichthin nach Diesem und Jenem. Der Zufall will, daß er in der Familie der rothen Hexe eingeführt ist. Ich fange so ganz en bagatelle von Julien an. Sie soll ein sehr gebildetes Mädchen sein, sage ich. — O gewiß, entgegnet er, sie gehört zu unseren fleißigsten Kunden. — Sie beschäftigt sich wohl eifrig mit Sprachen, sage ich, das ist ja heutzutage eine Hauptsorge unserer jungen Damenwelt. — Ja wohl, sagt der Volontair, sie liest viel Englisch und Italienisch. — Ach was, rufe ich lebhaft, auch Italienisch? — Gewiß; die jungen Damen haben ein italienisches Kränzchen; sie studiren Dante, Petrarca, Manzoni und Gott weiß was sonst noch. — Und wer gehört denn zu diesem literarischen Geheimbunde? Die Sache interessirt mich... Ich bin selbst ein eifriger Ver-

ehrer der italienischen Sprache. — Der junge Mann nennt mir einige Namen, darunter auch den meiner Cousine Louise Walther, — ich weiß nicht ob Du sie kennst, — eine alte Schachtel von etlichen dreißig Lenzen, übrigens ein gutes Thier, und von höchst verwandtschaftlicher Gesinnung gegen ihren rücksichtslosen Cousin. Nun, das Weitere kannst Du Dir denken. Ich mache sofort bei Walther's meine Visite, werde auf das Zuvorkommendste empfangen, bringe das Gespräch auf die italienische Literatur, erkläre mich für einen begeisterten Anhänger Petrarca's, ernte ein liebenswürdiges Lächeln und werde schließlich eingeladen, an der nächsten Sitzung des italienischen Cercle theilzunehmen. Louise wird mir noch sagen lassen, ob die Session morgen oder übermorgen stattfindet. Was sagst Du nun?

— Alles Mögliche für den kurzen Zeitraum. Aber willst Du in vollem Ernste . . .

— Gute Nacht! Spare Deine Beredtsamkeit für den Katheder.

Er streckte mir die Hand entgegen und eilte dann mit hastigen Schritten in die nächste Querstraße.

Nachdenklicher als je wandelte ich meiner Wohnung zu. Die Eindrücke des verklungenen Tages beschäftigten mich so lebhaft, daß ich nicht einschlafen konnte. Unter solchen Umständen ist das Schreiben ein wahres diätetisches Zaubermittel. Ich setzte mich an das Pult und

brachte meine Unterredung mit Rudolf so getreu zu Papier, als handelte es sich um ein hochnothpeinliches Criminal-protokoll. Die in der That unerhörte Originalität der Situation schien die liebevolle Genauigkeit, mit der ich zu Werke ging, auch abgesehen von meinen egoistischen Cur-zwecken, hinlänglich zu rechtfertigen. Ich stand hier vor einem psychologischen Curiosum, das einer wissenschaftlichen Detailschilderung würdig war.

Erst gegen zwei Uhr legte ich mich zu Bette. Rudolf's abenteuerliche Projekte gaukelten in beängstigenden Variationen durch meine Träume.

Im Laufe der nächsten drei Wochen kam Rudolf nicht über meine Schwelle. Auch unsere beiderseitigen Freunde hörten Wenig oder Nichts von ihm. Endlich am Beginn der vierten Woche erschien er früh Morgens in meinem Arbeitszimmer, warf sich mit gewohnter Burschikosität auf das Sopha und zündete sich, ohne ein Wort zu sprechen, eine Cigarre an.

— Nun? fragte ich verwundert. Du machst Dich ja verteufelt rar. Deine Literarische Familienzeitung scheint Dich außerordentlich in Anspruch zu nehmen.

— Es geht, sagte er behäbig, indem er eine Rauch-wolke wider die Decke blies. So drei, vier Stunden habe ich täglich mit der Affaire zu thun. Aber was ich

sagen wollte, Du kannst mir gratuliren. Gestern habe ich zum ersten Male mit ihr gesprochen.

— Mit wem?

— Du scheinst ein merkwürdig kurzes Gedächtniß zu haben.

— O, ich habe Deinen hirnverbrannten Plan durchaus nicht vergessen. Ich wundere mich nur, daß Du nach drei Wochen noch nicht mehr erreicht hast. Da wird es mit der Verlobung wohl noch gute Wege haben.

— Dummes Zeug! Von wem redest Du denn eigentlich?

— Nun, von Fräulein Julie.

— Ich glaube, Du bist ein Narr. Mit der rothen Hexe bin ich längst im Reinen. Sie ist seit acht Tagen meine Braut. Ich spreche von Edith. Gestern haben wir dem süßen Geschöpf eine amt- und dienstliche Verlobungsvisite gemacht. Sie empfing mich so unbefangen, so zuvorkommend, — und selbst die kleine Canaille, der Baron, benahm sich so liebenswürdig, daß ich allen Grund habe, mit meinen Erfolgen zufrieden zu sein. Niemand hat von der wahren Sachlage eine Ahnung, und zwar um so weniger, als ich gegen meine rothlockige Braut außerordentlich zärtlich bin.

— Also Du bist verlobt? Du hast Deine tolle Idee wahr gemacht? Ich hoffte noch immer . . .

— Ja, ja, ich weiß! Ihr gewöhnlichen Alltagsmen-

schen könnt nicht begreifen, daß ein energischer Charakter sein Ziel durch alle Consequenzen verfolgt. Gott sei Dank, daß ich Euch nicht gleiche, Ihr armseligen, zerknirschten Zöllner Ihr!

— Dein Brautstand scheint auf Deine gesellschaftlichen Manieren bis jetzt noch wenig veredelnd gewirkt zu haben, sagte ich lächelnd. Aber wie ist das Alles so schnell gekommen? Ich verstehe nicht.

— Du hättest natürlich ein halbes Jahr lang herumgeseufzt, wie die Katze um den heißen Brei. Ich bin aus soliderem Taige gebacken.

— Nun, so erzähle doch.

— Was ist da viel zu erzählen? Ich habe den liebenswürdigen und verliebten Ritter gespielt. Ich habe von Wahlverwandtschaft der Seelen und hoher Weiblichkeit gefaselt. Das gutmüthige Frauenzimmer hat meinen Unsinn für baare Münze genommen und so lange gläubig gelauscht, bis ihr Herz ebenso brandroth emporloderte, wie ihre Perrücke. Dann fragte ich: Theures Mädchen, willst Du die Meine werden? Und das theure Mädchen genirte sich nicht lange und sagte Ja. Das ist die höchst einfache und logische Geschichte meiner Brautwerbung.

— Bei Gott, Rudolf, Du treibst die Gewissenlosigkeit zu weit.

— Wie so? Im Gegentheil! — — Sie macht auf

diese Weise eine gute Partie. Ohne meinen Geniestreich wäre sie unfehlbar sitzen geblieben.

— Nun, ich weiß nicht, ob sie im letzteren Falle nicht besser führe. Sie geht an Deiner Seite jedenfalls einer rosigen Zukunft entgegen!

— Was hast Du an mir auszusetzen? Ich werde sie stets anständig behandeln, das versteht sich von selbst. Uebrigens, unter uns gesagt, aus einer gewissen Perspective betrachtet, sie ist so übel nicht. In der Dämmerung, wenn man ihre garstige Nase nicht sieht, mag ein Zwiegespräch mit ihr seine Reize haben. Sie hat eine weiche, melodische Stimme und ist durchaus nicht auf den Kopf gefallen. Du siehst, ich bemühe mich bereits, ihre verborgenen Vorzüge zu entdecken. Bin ich nicht ein Muster von einem Bräutigam?

— Ja wohl! Das arme Mädchen! Es ist himmelschreiend! So das Opfer einer verbrecherischen Laune zu werden! Möchtest Du Deine Thorheit nie zu bereuen haben!

— Ich bereue nie Etwas! Doch, à propos, eh' ich's vergesse, — in vier Wochen ist Hochzeit. Du könntest Zeuge sein. Was?

Ich zögerte mit der Antwort.

— Hast Du wieder Gewissensscrupel? Unlogischer Mensch! Als ob die Geschichte nicht genau ebenso unfehlbar vor sich ginge, wenn Du ablehnst, wie wenn Du zusagst.

— Gut, ich acceptire. Das Nähere wirst Du mich noch wissen lassen.

Wir wechselten noch einige gleichgültige Redensarten: dann verließ er mich.

Vierzehn Tage später erhielt ich eine sauber ciselirte Karte, die mich auf Sonntag den 24. Mai zur Vermählungsfeier entbot.

Jetzt stand ich so zu sagen vor dem fait accompli. Rudolf heirathete ein Mädchen, um sich unter dem Deckmantel dieser Ehe der bereits anderweitig verheiratheten Schwester seiner Frau nähern zu können! Die ungeheure Frivolität dieser Thorheit überkam mich mit einem Male wie eine furchtbare Gewissenslast. Ich machte mir die bittersten Vorwürfe, auf so leichtsinnige Weise mein Ehrenwort verpfändet und mir so die Hände gebunden zu haben. Wäre es nicht meine Pflicht gewesen, das unglückliche Mädchen und den Baron über die Sachlage aufzuklären? Nun sah ich mich zur Rolle eines müßigen Zuschauers verurtheilt, — ja, ich ward durch mein Schweigen gewissermaßen zum Mitschuldigen.

Ich sann hin und her, wie ich mich aus diesem unbehaglichen Dilemma befreien könne, aber mein Grübeln blieb resultatlos. Hatte ich A gesagt, so mußte ich nun auch B sagen. In ziemlich gedrückter Stimmung wartete ich also den festgesetzten Tag heran und erschien pünktlich auf meinem Posten.

Rudolf benahm sich während der ganzen Feierlichkeit durchaus würdig. Er behandelte seine Braut mit einer Ritterlichkeit und Zartheit, die ich ihm nie zugetraut hätte. Julie machte ihrerseits einen ganz leidlichen Eindruck. Das weiße Mullkleid mit dem duftigen Schleier schien für die graziöse Gestalt wie geschaffen. Hübsch war sie freilich selbst in dieser poetischen Gewandung nicht, aber die stille Glückseligkeit, die aus ihren freundlichen Zügen sprach, verlieh ihr eine gewisse Anmuth, die mich sympathisch berührte.

Edith trug ein blauseidenes Schleppkleid mit goldenem Gürtel. Sie sah aus wie eine Königin. Man merkte ihr übrigens an, daß sie sich ihrer Vorzüge vollkommen bewußt war. Jede ihrer Bewegungen hatte etwas Majestätisches, Imposantes, während ihr blaues Auge schelmisch umherblickte, wie um die Wirkung zu erspähen, die ihre etwas gekünstelte Hoheit hervorbrachte. Ihre ganze Erscheinung erinnerte an jene sonnigen Prachtgestalten, wie sie die Meister der venezianischen Schule geschaffen, an eine Tizianische Bella, deren reizendes Inkarnat fast den Zauber der Natur überflügelt, während die holdschwellenden Lippen ein allerliebstes Selbstvertrauen beurkunden. Ich begriff sehr wohl, daß Rudolf's alte Neigung beim ersten Wiedersehen neu emporgelodert war, aber wie man so mit dem Kopf durch die Wand rennen mochte, das ward mir von Sekunde zu Sekunde räthselhafter.

Nach eingenommenem Festmahle begleitete ich das junge Paar nach dem Bahnhofe. Die Reise ging nach der sächsischen Schweiz, — auf Juliens speciellen Wunsch, die den Lärm großer Städte möglichst vermeiden wollte.

— In acht Tagen sind wir zurück, rief mir Rudolf zu, als er ins Coupé stieg.

So bald schon, bei diesem herrlichen Frühlingswetter?

Du weißt, ich bin seit zwei Monaten ins Joch geschmiedet. Ein Redakteur ist nie Herr seiner Zeit.

— Es ist wahr. Nun in acht Tagen kann man bei gutem Willen viel sehn und genießen. Glückliche Reise! Gnädige Frau, ich empfehle mich zu Gnaden!

Sie reichte mir erröthend die Hand und nickte mir Lebewohl zu. Fünf Minuten später sausten sie dahin in die beginnende Dämmerung.

Am neunten Tage nach diesen äußerlich so gewöhnlichen, und doch so unerhörten Begebnissen traf ich den jungen Ehemann auf der Straße.

— Nun, fragte ich, glücklich zurück? Seit wann?

— Seit gestern Abend.

— Und wie geht's? Was macht Deine Frau?

— Ich danke. Sie sitzt in diesem Augenblick wahr-

scheinlich bei meinen neuen Novellen. Sie ist wie vernarrt in den Schund.

— Und wo willst Du hin?

— Ich? Nirgends. Ich bummle, nescio quid meditans nugarum.

— So begleite mich. Ich bin in demselben Falle.

Er hing sich in meinen Arm.

— Eigentlich ist das Citat nicht passend, versetzte er nach einer Weile. Ich befinde mich durchaus nicht in der behaglichen Stimmung eines Via-Sacra-Flaneurs; im Gegentheil...

— Wie so? Was fehlt Dir?

— Ich bin vorläufig um meine schönste Hoffnung geprellt. Denke Dir, in Dingsda erhalten wir einen Brief von Edith. Sie schreibt, eine ihrer liebsten Freundinnen sei plötzlich erkrankt; sie, Edith, müsse sofort auf einige Wochen nach Erfurt abreisen. Wie gewöhnlich ist der Baron mit dieser hirnverbrannten Idee vollkommen einverstanden; er benutzt die Trennungsfrist, um in Fichtenau die Kaltwasserkur zu gebrauchen, und so bin ich denn nach allen Richtungen gründlich blamirt. Sage selbst, ist die Geschichte nicht um aus der Haut zu fahren?

— Wie man's nimmt, entgegnete ich: vielleicht kommst Du in der Zwischenzeit zur Besinnung.

— Ich bitte Dich, alterire mich nicht! rief er mit komischem Aerger. Hab' ich mich deßhalb in meine roth-

haarige Sklaverei begeben, um nachträglich zu Kreuze zu kriechen?

— Nun, nun, nimm's nicht übel! Apropos, wie vertragt Ihr Euch denn? Bist Du in Deinen vier Pfählen auch so misanthropisch und ungenießbar . . .?

— Im Gegentheil. Ich wundere mich selbst, wie honett ich mein eheliches Weib zu behandeln weiß.

— Wirklich? Sie hat also noch keine Ahnung ...?

— Wo denkst Du hin! Sie wird auch nie das Mindeste erfahren, so weit es auf mich ankommt. Du glaubst gar nicht, wie zartfühlend ich mich benehme!

— Um so besser.

— Scherz bei Seite! Ich versichere Dich, auf unserer ganzen Reise bin ich nicht ein einziges Mal bekneipt nach Hause gekommen! Morgens nehmen wir gemeinschaftlich unseren Kaffee, obgleich mir das Frühaufstehen hart genug ankömmt. Bei Tisch lasse ich mich sogar in ein Gespräch über Manzoni oder Cesare Balbo ein; des Abends les' ich ihr aus irgend einem englischen Lyriker vor, oder hör' ihr zu, wenn sie ihr Dolce Napoli zum Clavier trällert... Sie singt nämlich famos; hast Du sie jemals gehört?

Ich verneinte.

— Ah, es ist wirklich der Mühe werth. Du könntest heute Abend zum Thee kommen...

— Mit Vergnügen. Ich habe mich so wie so überarbeitet und bedarf der Erholung.

— Also etwa um acht, halb neun. Früher bin ich nicht disponibel. Mein Journal nimmt doch mehr Zeit in Anspruch, als ich erwartet hatte...

— Bist Du böse darüber?

— Ja und nein. Im Grunde thut mir die geregelte Thätigkeit wohl, — aber daß ich so schmählich gebunden bin! Ohne den perfiden Contract mit Herrn Wendelin wäre ich jetzt ein freier Mann. Ich hätte die schönste Gelegenheit, meine Edith in aller Muße zu umgarnen. Ich schwöre Dir, mit dem nächsten Zuge würde ich abdampfen.

— Und Deine Frau?

— Meine Frau? Nun, der müßte man irgend etwas vorschwindeln, — Geschäfte, literarische Beziehungen, was weiß ich! Im Nothfalle könnte sie mich auch begleiten. Das wäre sogar in mancher Hinsicht noch praktischer.

— Gott sei Dank, daß Du gekettet bist. Herr Wendelin erwirbt sich, ohne es zu wissen, große Verdienste um die Moral. Deine arme liebe Frau, — es ist wirklich trostlos!

Rudolf gab jetzt dem Gespräch eine andere Richtung. Wir schlenderten noch eine halbe Stunde lang durch die blühenden Anlagen der Vorstadt; dann machten wir Kehrt

und trennten uns unter Wiederholung der getroffenen Vereinbarungen.

Punkt acht Uhr war ich zur Stelle. Ich fand meinen Freund bereits im Salon.

— Ich bin früher fertig geworden, als ich dachte, sagte er mit einem Anflug von Verlegenheit; — Julie hat mir geholfen...

— Vortrefflich, entgegnete ich bedeutungsvoll; die Frau ist die natürliche Mitarbeiterin des Mannes.

— Da hast Du's, rief Julie. Es hat schwer gehalten, ihm diesen selbstverständlichen Grundsatz begreiflich zu machen...

— Aber wie konnte ich wissen, stotterte Rudolf mit komischem Eifer... Denke Dir, eine Abhandlung über Leukhardt's philosophische Briefe.....! Ich möchte den Autor sehen, der seiner Frau ein so delikates Capitel anvertraute...!

— Weßhalb nicht? versetzte Julie einfach. Das Material war gesammelt, die Disposition lag vor, drei Viertel der Arbeit waren vollendet... Ueberdies hatte ich den Inhalt des Buches noch ziemlich genau im Gedächtniß...

— Nun ja doch! Der Versuch ist ja auch in jeder Beziehung geglückt: aber wissen konnt' ich doch nicht, daß Du ein solcher Ausbund von Gelehrsamkeit bist...

— Wahrhaftig, gnädige Frau, Sie überraschen mich,

sagte ich voll aufrichtiger Bewunderung. Es gehört eine Reihe sehr ernster Studien dazu, um einem Werke von der Höhe des Leukhardt'schen gerecht zu werden.

— Nicht wahr? Das sage ich auch! rief Rudolf lebhaft. Ich dachte, unsere Damen von heute befaßten sich nur mit Sonaten und englischen Liebesliedern. Nun, mir soll's recht sein, wenn ich mich getäuscht habe: vier Augen sehen besser als zwei, und manchmal häuft sich die Arbeit gerade vor Thorschluß in einer Weise, die Einem den Athem benimmt. Aber wirst Du uns heute Nichts vorsetzen, liebe Julie?

— Im Augenblick, sagte Julie, nach der Uhr sehend.

Wenige Minuten später meldete das Mädchen, daß man servirt habe. Wir schritten in ein reizendes, kleines Speisezimmer, dessen behagliche Einrichtung mich fast mit Wehmuth erfüllte. Ich gedachte der kalten, ungemüthlichen Räume meines Hôtels und fühlte etwas wie Neid gegen den Besitzer einer so traulichen und comfortabeln Häuslichkeit. Ueberhaupt schien mir das ganze Heimwesen des jungen Paares von einem poetischen Schimmer verklärt, dessen Ursache ich vergeblich zu ergründen suchte. War es die sinnige Anordnung, die auch dem unwichtigsten Gegenstand einen zweckentsprechenden Platz anwies, und so das todte Mobiliar gewissermaßen belebte und vergeistigte? War es das stille, geräuschlose Walten der Hausfrau, die mit bestrickender Liebenswürdigkeit die

Rolle der Wirthin spielte und durch ihr anspruchsloses, halb kindliches und halb geistvolles Geplauder das einfache Mahl würzte? Ich weiß es nicht! Nur so viel ist gewiß, daß ich mich seit undenklichen Zeiten nicht so wohl gefühlt hatte, als jetzt vor dem lustig summenden Theekessel der „rothen Jula“.

Gegen neun Uhr begaben wir uns wieder in den Salon. Rudolf bat seine Frau, ein italienisches Volslied zu singen. Ich glaubte zu bemerken, daß sie flüchtig erröthete; doch setzte sie sich ohne alle Ziererei ans Clavier und präludirte. Dann begann sie mit dem vollen Wohllaut ihrer prächtigen Altstimme das reizende Addio, Biondina. Rudolf lauschte ihr mit einer Andacht, die ich ihm nicht zugetraut hätte. Als sie geendet, warf er mir einen fast triumphirenden Blick zu.

— Nicht wahr, allerliebst? sagte er nach einer Weile; man möchte schwören, sie habe das Lied an Ort und Stelle aus dem Munde des Volkes gelernt. Es liegt ein merkwürdig italienischer Hauch über ihrem Vortrag...

— Man glaubt sich an den Strand von Sorrent oder Bajä versetzt, bestätigte ich. Sie waren nie in Italien, gnädige Frau?

— Niemals, entgegnete sie kopfschüttelnd.

— Sobald ich mich frei machen kann, führe ich Dich hinüber. Du mußt das Vaterland Deiner Lieblingsdichter einmal kennen lernen. Was meinst Du?

— O, vorläufig wird es damit gute Weile haben, versetzte sie mit freundlichem Lächeln; bedenke, was Du Alles in Arbeit hast!

— Pah, fünf, sechs Wochen kann ich schon abkommen. Der Mensch bedarf von Zeit zu Zeit der Erholung… Es bleibt dabei. Im Herbst gehen wir nach Italien. Und nun sing' uns einmal etwas Deutsches. Der Teufel weiß, ich kann sonst das Geträller nicht leiden, aber Du hast etwas Solideres und Frischeres in Deiner Stimme, als andere Frauenzimmer.

— O, ich kann auch sentimental sein, erwiderte Julie, indem sie ihre Noten durchmusterte.

— Ich wäre begierig. Bis jetzt habe ich Dich nur von Deiner übermüthigen Seite kennen gelernt.

Ein wehmüthig-ernster Accord bezeichnete jetzt den Anfang der ergreifenden Composition Schubert's: Ich komme vom Gebirge her, es dampft das Thal, es braust das Meer…

Ich hatte das herrliche Lied schon kunstgerechter und mit imposanteren Stimmmitteln, aber nie mit einer so hinreißenden Wärme und Wahrheit des Gefühls vortragen hören… Es war das ganze gewaltige Weh eines vereinsamten Herzens, das in diesen wunderbar schwellenden Tönen athmete. Als sie an die Stelle kam:

„Ich bin ein Fremdling überall…“

durchzuckte es mich, wie von tausend ungeahnten Empfin-

dungen, und unwillkürlich dachte ich an ihr eigenes Schicksal, an die Herzlosigkeit ihres Mannes, der mir noch heute von seiner Leidenschaft für Edith vorgeschwärmt hatte, an die Zukunft, die das verbrecherische Spiel enthüllen, und die Aermste in den Abgrund der Verzweiflung stoßen würde...

Aber was war das? Glich Rudolf in diesem Augenblicke nicht eher einem begeisterten Liebhaber als einem leichtfertigen Betrüger? Zuckte es nicht um seinen Mund, wie vom Wetterleuchten einer tiefinnerlichen Gemüthsbewegung? Wahrhaftig! Er saß da, als sei nie ein höhnendes Wort, nie eine skeptische Lästerung über diese Lippen geglitten... Und jetzt stand er auf, ernst, feierlich, schweigend, — und schritt auf Julien zu, die eben geendet hatte, und küßte sie auf die Stirne...!

Ich glaubte zu träumen. Rudolf ließ mir indeß nicht lange zur Ueberlegung Zeit. Schon im nächsten Augenblick hatte er den alten selbstbewußten Ton wieder gefunden.

— Ist sie nicht eine Künstlerin? fragte er, indem er wieder in seinem Schaukelstuhl Platz nahm und nach dem vollen Glas langte. Wenn uns einmal Alles mißglückt, Julie, dann gehst Du zur Oper.

Ich machte der jungen Frau ein paar nichtssagende Complimente. Den ganzen Abend über war ich so zerstreut, so nachdenklich, so mit mir selbst in Zwiespalt, daß das Ehepaar die Kosten der Unterhaltung fast allein zu tragen hatte. Die ganze Nacht hindurch summte mir

die Melodie des Schubert'schen Fremdlings und die seelenvolle Stimme der „rothen Jula" im Ohre.

— —

Was meinem prophetischen Auge an diesem Abend klar geworden war, erfüllte sich schneller und vollständiger, als ich erwartet hatte. Von Juliens edler und anspruchsloser Liebenswürdigkeit gefesselt, vergaß Rudolf mehr und mehr die unlautere Quelle, aus der ihm jetzt dieses wenig verdiente Glück floß, und das Band, das der unerhörteste Leichtsinn geknüpft hatte, ward nach und nach zu einer unlöslichen Kette der Geister und Herzen. Im Juni begann Rudolf seinen nachmals so berühmt gewordenen Roman „Dunkle Naturen". Seitdem ich ihn kannte, war er nie zu bewegen gewesen, über seine literarischen Projecte das Mindeste verlauten zu lassen: kalt und selbstgenügsam verschloß er den Plan und dessen fortschreitende Entwickelung in seiner Brust, bis die Arbeit im Wesentlichen vollendet war. Jetzt schien seine abstoßende Reserve mit einem Male gebrochen. Julie wußte um sämmtliche Ateliergeheimnisse; jeden neuen Gedanken legte er ihr vertrauensvoll zur Prüfung vor, und mit großer Geschicklichkeit benutzte sie diese mittheilsame Stimmung, um den kühnen Ideenflug vor allen Extravaganzen zu hüten. Allmählich bildete sich diese Controle zur regelrechten Mitarbeiterschaft aus. Rudolf hatte mehr als ein Mal Gelegenheit, über die frappante Neuheit der

Gesichtspunkte zu staunen, die Julie ihm gleichsam spielend an die Hand gab; er bewunderte die naive Klarheit und Selbstständigkeit ihres Urtheils, den Reichthum ihrer Phantasie, den tiefen Ernst ihrer Gemüthsbildung. Seine Bewunderung steigerte sich zum Enthusiasmus, als er die Ueberzeugung gewann, daß ihre idealen Bestrebungen nie und nirgends mit den Pflichten der Hausfrau collidirten, sondern vielmehr in geheimnißvoller Weise dazu beitrugen, dem gesammten Heimwesen einen überaus traulichen und beglückenden Charakter zu verleihen. Julie verstand es, das Uhrwerk der Haushaltung mit meisterhafter Accuratesse spielen zu lassen, ohne daß man das unsympathische Schnarren der Räder vernahm. Niemals verrieth sie jene vielgeschäftige Hast, die, weit entfernt, unser häusliches Behagen zu erhöhen, für nervöse Naturen etwas geradezu Qualvolles hat. Niemals keuchte sie unter der Last ihrer Obliegenheiten, wie unsere trefflichen Kleinbürgerinnen, die ihr Verdienst zu vermehren glauben, wenn sie ihre Sorgen zur Schau tragen. Sie glich der starken, kraftbewußten Karyatide, auf deren Stirn der Fries des Hauses ruht, ohne ihr den Nacken beugen zu können, oder dem geistvollen Gelehrten, der die Welt mit den Früchten seiner Forschungen erfreut, ohne in einem Wust von Anmerkungen die Schweißtropfen seines Studiengangs nachzuschleppen. Kurz, ehe ein Vierteljahr verging, war Julie dem einst so frivolen Skeptiker un-

entbehrlich geworden, und jede Erinnerung an die eigentlichen Motive seiner Bewerbung schien zu Grabe gegangen.

Gegen Ende Juli trat ich eine Reise nach Berlin und Kopenhagen an. Ich hatte noch eine gute Stunde bis zum Abgang des Zuges und saß mit der Lectüre des Fahrplans beschäftigt in der Sopha-Ecke, als Rudolf unangemeldet wie immer in der Thüre erschien.

— Gut, daß ich Dich noch treffe, sagte er. Ich brauche die Eberhardt'sche Novelle „De Profundis". In der Bibliothek ist sie nicht zu haben.

— Sie steht zur Disposition, entgegnete ich.

— Wie lange denkst Du auszubleiben? fragte er nachlässig, als ich ihm das Buch gereicht hatte.

— Vierzehn Tage, drei Wochen, vier Wochen, — ganz je nach Umständen.

— Beneidenswürdiger! Ich werde in diesem Jahre schwerlich hinauskommen.

— Pah, wohnst Du hier nicht so gut wie auf dem Lande? In einer Viertelstunde bist Du im Grünen.

— Du hast Recht. Unsere Sehnsucht nach der sommerlichen Villeggiatur beruht zum großen Theil auf den Traditionen der Mode. Mit einiger Vernunft gewöhnt man sich alle derartigen Thorheiten ab, und das allgemeine Befinden gewinnt dabei.

— Du sprichst wie ein echter Weltweiser, versetzte ich scherzend.

— Ich bin während der letzten Monate auch in der That um Einiges weiser geworden, entgegnete er mit eigenthümlicher Betonung.

Ich schaute ihm ins Antlitz. Es schien ihm heiliger Ernst zu sein.

— Nun, sagte ich, um der Wahrheit die Ehre zu geben, es that auch Noth ...

— Wie so?

— Deine Weltanschauung begann zu ... zu genial zu werden.

— Du bist boshaft.

— Nicht im Mindesten.

— Ihr Gelehrten findet im harmlosesten Scherze etwas Verfängliches. Es steckt noch Etwas von der altchrist lichen Askese in Euch ...

— Wahrhaftig, ich sehe ganz danach aus, als ob ich Talent zum Säulenheiligen besäße ... Nein, das sind poetische Sophistereien, mein Liebster. Weißt Du, daß Du mir während der letzten Monate manche trübe Stunde bereitet hast?

— Du sprichst gerade, als sei'st Du für meine Missethaten verantwortlich, lachte Rudolf.

— Fast so! Mehr als ein Mal fühlte ich mich als Deinen Mitschuldigen. Dem Himmel sei Dank, daß Alles so wider Erwarten günstig abgelaufen ist!

— Wider Erwarten günstig? Ich verstehe Dich nicht.

— Pah, reden wir von etwas Anderem! Jetzt, da Du glücklich bist, wäre es zwecklos, Dich an Dinge zu erinnern . . .

— Ich glaube wahrhaftig, Du bildest Dir ein . . . Du hast Alles für baare Münze genommen . . .

— Wie Du zu heucheln verstehst!

— Nein, nein, ich heuchle nicht. Ich gestehe, damals . . . . Ja, . . . aber Du hast die Sache zu schroff aufgefaßt . . .

— Meinst Du? Ich glaube, just so schroff als sie gegeben wurde.

— Was habe ich denn Entsetzliches gesagt? Wer wird jedes Wort auf die Goldwage legen!

— Ich wiederhole Dir, daß es mir peinlich ist, jetzt, nachdem sich Alles zum Guten gewendet hat, jetzt, da Du sie wirklich liebst . . .

— Sie hat mir von Anfang gefallen... Besser als ihre Schwester . . .

Ich zuckte die Achseln.

— Oder „gefallen“ ist vielleicht zu viel gesagt . . . aber . . . eine gewisse Sympathie . . . stammelte er.

— Du verdientest eigentlich, daß ich Dir das psychologische Präparat vorzeigte, daß ich am Abend nach Deinen Enthüllungen im Kronprinzen entwarf . . .

— Was? Ein psychologisches Präparat? Eine Charakterstudie? Du machst mich neugierig.

— Ich glaube kaum, daß Du Dich bei der Lectüre meiner Aufzeichnungen wohl fühlen würdest. Ich habe Dich nicht geschont . . .

— Ah, ein Tagebuchblatt? Wie romantisch!

— Du erschienst mir an jenem Abend so exceptionell, so phänomenal in Deinem Leichtsinn, daß ich unser Zwiegespräch zu Papier brachte.

— Laß doch sehen... Ich bin wirklich begierig, zu erfahren, wie Du es angepackt hast, um die Laune einer übermüthigen Minute zu einer großen Staatsaction aufzublähen . . .

Seine Hartnäckigkeit verdroß mich. Ich öffnete mein Pult und nahm ein Notizbuch heraus. Mit pathetischer Stimme las ich ihm einige der eclatantesten Stellen vor.

— Donnerwetter, sagte er, das interessirt mich. Du hast mich da meisterhaft persiflirt.

— Photographirt nach der Natur, verbesserte ich.

— Aber mit starker Retouche! Indeß, gleichviel: ich vertrage die Wahrheit selbst im Gewande der Dichtung. Lies weiter!

Ich sah nach der Uhr.

— Du vergißt, mein Theuerster, daß ich im Begriff stehe, abzureisen. Da fährt die Droschke vor . . .

— So gib mir das Ding mit; ich garantire Dir, daß Du es unbeschädigt zurück erhältst.

— Das geht nicht, ich bitte Dich . . .

— Warum nicht? Deine griechischen Literaturnotizen sind doch wohl kein Geheimniß.

Eine flüchtige Durchmusterung überzeugte mich, daß das Heft in der That Nichts enthielt, was meine Weigerung hätte rechtfertigen können.

— Meinetwegen denn, sagte ich, indem ich das Pult verschloß und ihm die Annalen seiner Thorheit überreichte. Aber bedenke, daß die Aufzeichnungen nicht für das Auge eines Lesers bestimmt waren, und am wenigsten für Dich.

— Ja, ja, ich weiß schon, versetzte er ungeduldig; jetzt mach' nur, daß Du nicht zu spät kommst.

Wir schritten selbander die Treppe hinab. Er wünschte mir eine glückliche Reise, ich trug ihm meine freundschaftlichsten Grüße an seine Gemahlin auf — und zehn Minuten später stand ich am Schalter des Bahnhofs.

Ich hielt mich in Berlin zunächst nur zwei Tage auf, und eilte dann über Hamburg und Schleswig der dänischen Hauptstadt zu, wo ich in der königlichen Bibliothek einige wichtige Handschriften zu consultiren hatte. Nach drei Wochen angestrengter Arbeit machte ich einen Erholungsausflug nach der benachbarten schwedischen Küste, und kehrte dann über Ystad und Swinemünde nach der deutschen Metropole zurück, wo ich einen berühmten Collegen von der Dorpater Hochschule zu treffen hoffte. Statt seiner fand ich im Hôtel zwei sehr unerwartete Briefe vor. Der eine vermeldete mir, daß Professor Cor-

nelius krankheitshalber verhindert sei, dem verabredeten Rendezvous Folge zu geben; der andere kam von Rudolf und lautete wie nachstehend:

Es ist eigentlich Unsinn, daß ich Dir schreibe, denn helfen kannst Du mir doch nicht, und am Ende kommst Du mir gar mit salbungsvollen Bemerkungen über Nemesis und göttliche Gerechtigkeit. Indeß, wer weiß, und im Grunde bist Du ja an der ganzen Geschichte schuld, und ich habe Niemanden, gegen den ich mich aussprechen könnte. Gib mir wenigstens einen guten Rath; theile mir mit, wie Du die Sache auffassest, ob Du's für möglich hältst, meine zertrümmerte Existenz wieder aufzubauen, ob ich die Hülfe der Behörden in Anspruch nehmen soll, um ihren Aufenthalt ausfindig zu machen, oder ob man besser jeden Scandal vermeidet und sich ins Unabänderliche fügt, so gut es gehen will.

Sie ist fort! Julie, mein herziges, holdes, einzig geliebtes Weib hat mich ohne Abschied verlassen, und Gott allein weiß, was sie im Schilde führt. Vielleicht ist sie in dem Augenblick, da ich diese Zeilen schreibe, schon todt, — und ich habe sie gemordet! Doch nein, sie war zu stolz, zu edel... Sie war einer so kleinlichen Rache nicht fähig, und eine Rache wäre es, ein furchtbares Strafgericht für eine Schuld, die durch die unendlichste Liebe längst, längst gesühnt und getilgt ist.

Ich sehe, daß ich kaum im Stande bin, einen zu-

sammenhängenden Gedanken zu fassen. Kurz und bündig: Julie hat Deine Aufzeichnungen gelesen. Wie und wo sie das verhängnißvolle Document gefunden, davon habe ich keine Ahnung. Als ich gegen fünf Uhr Nachmittags vom Redactionsbureau zurückkehrte, war sie verschwunden. Das Buch hatte sie auf meinen Arbeitstisch gelegt; daneben fand ich den eingeschlossenen Zettel, der mich das Schlimmste befürchten läßt. O, ich kenne sie! Wenn sie einmal einen Entschluß gefaßt hat, der ihr durch die Gebote der Vernunft und Pflicht gerechtfertigt erscheint, so ist er durch Nichts zu erschüttern: mit eiserner Consequenz geht sie ihrem Ziele entgegen. Und doch muß sie zurückkehren, wenn ich nicht wahnsinnig werden soll! Jetzt erst fühle ich, was ich an ihr besessen habe! Sie fehlt mir bei jedem Athemzuge; es wäre mein Tod, wenn ich sie verlieren sollte. Liebster, bester, theuerster Freund, ich beschwöre Dich, laß mich nur mit zwei Zeilen wissen, ob Du glaubst, daß es ihr wirklich und unwiderruflich Ernst ist. Noch kann ich den entsetzlichen Gedanken nicht ausdenken.

Bis zur Stunde weiß keine menschliche Seele um Juliens Verschwinden. Ich werde im Nothfalle eine zweckentsprechende Lüge zu Markte bringen. Also strengste Verschwiegenheit! Gott gebe, daß noch Alles gut werde! Ich habe allen Lebensmuth und alle Hoffnung verloren. Das Billet Juliens erbitte ich mir zurück. Rudolf.

Der Zettel, der diesem Briefe beigefügt war, enthielt folgende mit Bleistift geschriebenen Worte:

Alles, Alles zerstört, Alles begraben, Alles vernichtet! Du hast mich unendlich elend gemacht, aber ich vergebe Dir. Lebe wohl und sei glücklich. Du wirst mich nie wiedersehen. Edith kann ich weder warnen noch aufklären, aber Gott und ihre Liebe werden sie schützen.

Julie.

Diese unerwarteten Nachrichten versetzten mich in nicht geringe Aufregung. Der Brief Rudolf's war bereits vor mehr als acht Tagen im Hôtel angelangt: was konnte sich also in der Zwischenzeit nicht Alles ereignet haben! Die Erinnerung an das reizende Verhältniß der beiden Gatten, an Rudolf's Glückseligkeit, an Juliens mildes, allgütiges Wesen trat mir so lebhaft vor die Seele, daß mir der Contrast zwischen dem Einst und dem Jetzt die Sinne verwirrte. Dazu kam ein unbestimmtes und doch sehr quälendes Gefühl von persönlicher Verantwortlichkeit. Es war freilich nicht meine Schuld, wenn Rudolf ein so compromittirendes Schriftstück nicht gehörig hinter Schloß und Riegel hielt, — aber indirect gab mein psychologischer Dilettantismus doch die Veranlassung zur Katastrophe. Und hatte ich denn überhaupt ein Recht gehabt, Rudolf's Worte so ernst und vollgültig aufzufassen? Kannte ich ihn nicht lange genug, um zu wissen, daß er in jeder Beziehung Hyperboliker war? Allerdings hatte ich seine

Uebertreibungen als solche gekennzeichnet, aber Frauen verstehen sich weniger auf die Geheimnisse einer solchen Kraftsprache, und die verletzte Liebe ist doppelt empfindlich. Kurz, das unlogische Herz machte mir die bittersten Vorwürfe, obgleich die reine Vernunft mich freisprach, und da die Stimmung bei uns Alltagsmenschen, die wir nicht Philosophen von Fach sind, nun einmal entschieden vorwiegt, so beschloß ich unverzüglich abzureisen und gemeinsam mit Rudolf die Mittel und Wege zu berathen, die in dieser heillosen Lage zum Ziel führen konnten.

Ich schrieb in aller Eile meinem Dorpater Collegen, daß ich sein Unwohlsein schmerzlich bedaure und nunmehr von meiner zweiten Berliner Visite, die zu Anfang September stattfinden sollte, das Vergnügen seiner persönlichen Bekanntschaft erwarte. Dann telegraphirte ich an Rudolf, sein Brief sei verspätet in meinen Besitz gelangt: ich würde noch heute Abend das Nähere mit ihm besprechen.

Eine Stunde später dampfte ich der Heimath zu.

Ich fand Rudolf am Bahnhof. Sein Zustand übertraf meine schlimmsten Befürchtungen. Die Kraft seiner sonst so elastischen Natur schien völlig gebrochen. Bleich und verstört reichte er mir die Hand.

— Es ist aus! murmelte er in unsäglicher Traurigkeit.

Ich versuchte ihn zu trösten, — aber was konnte ich ihm sagen? Vor allen Dingen bat ich ihn, mir genau auseinander zu setzen, was sich in der Zwischenzeit zugetragen, welche Schritte er gethan, welche Pläne er geschmiedet hatte. Da erfuhr ich allerdings nicht viel Hoffnungsreiches. Rudolf's erster Gedanke war Edith und der Baron gewesen: zum Unglück hatten Beide ihren bisherigen Aufenthaltsort verlassen, um eine gemeinsame Reise ins bayerische Hochland zu unternehmen: Niemand wußte um ihre Adresse. Rudolf zog daher einen ihm befreundeten höheren Polizeibeamten ins Vertrauen, der mit großer Discretion die umfassendsten Nachforschungen anstellte, aber bis zur Stunde nicht das Mindeste erreicht hatte.

Am sechsten Tage nach Juliens Verschwinden erhielt Rudolf einen Brief mit dem Poststempel Brandenburg. Er enthielt nur die Worte: — Fürchte Nichts; ich werde mir kein Leids anthun. Wenn Du mir einen letzten Freundschaftsdienst erweisen willst, so laß mich nicht weiter verfolgen: Deine Bemühungen würden mich nur ängstigen und doch fruchtlos bleiben.

Julie.

Rudolf erwartete nun mit fieberhafter Spannung die Rückkehr Weißenburg's und seiner Gattin; denn er hegte die feste Ueberzeugung, daß Julie die Beziehungen mit ihrer Schwester nicht gänzlich abgebrochen, daß sie ihr

vielmehr einige Andeutungen über das Vorgefallene und über ihre Absichten betreffs der Zukunft gemacht habe.

Er versäumte von jetzt keinen Bahnzug der bayerischen Linie: mit eiserner Consequenz war er auf seinem Posten. Wenn meine Zeit es irgend erlaubte, begleitete ich ihn. Ich fühlte, wie er von Tag zu Tag mehr meines freundschaftlichen Zuspruchs benöthigte; ja, ich fürchtete, er könne in einem Anfall von Wuth und Verzweiflung irgend eine verhängnißvolle Thorheit begehen.

Endlich, nach zehn qualvollen Tagen ward unsere Beharrlichkeit mit Erfolg gekrönt. Wiederum standen wir ernst und schweigend auf dem Perron und musterten die Aussteigenden, als Rudolf mich plötzlich convulsivisch am Arm faßte und mit zitternder Stimme mir zuraunte:

— Dem Himmel sei Dank! Edith!

Es lag für mich in diesen wenigen Silben und besonders in dem gepreßten Tone, mit dem er sie hervorstieß, eine unendliche Kette seltsamer Gefühle und Vorstellungen. Noch vor wenigen Monaten hätte er mir beim Anblick der schönen blonden Frau vielleicht ganz dieselben Worte zugeflüstert, — aber wie anders, wie unvergleichlich anders nüancirt! Jetzt klang in diesem Ausruf nur das Weh eines gepeinigten Herzens, nur die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradiese wieder, das ihm selbst der verheißendste Gruß von den Lippen Edith's nicht zu ersetzen vermochte.

Wir schritten auf die Ankömmlinge zu und bewillkommten sie.

— Wo ist Julie, meine Frau? fragte Rudolf mit zuckendem Munde.

— Deine Frau? erwiderte Edith erschrocken. Wie verstehe ich das?

— Sie ist fort, seit mehr als drei Wochen. Ohne Zweifel wißt Ihr um ihren Aufenthalt?

Edith erbleichte.

— Was höre ich? Julie fort! Um Himmels willen, was ist denn vorgefallen?

— Solltet Ihr in der That nicht wissen...?

— Kein Wort, bestätigte der Baron mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens.

Rudolf erwiderte Nichts. Hastigen Schrittes eilte er von dannen und verschwand im Gewühle des Bahnhofs.

Das verblüffte Ehepaar bestürmte mich mit Fragen. Ich theilte mit, was ich durfte. Meine Erklärungen schienen Edith indessen durchaus nicht zu befriedigen. Sie bat mich, sie in ihre Wohnung zu begleiten und ihr dort ausführlicher zu berichten.

Zu Hause angelangt, fand sie einen Brief vor, den Julie am Tage ihres Verschwindens zur Post gegeben hatte. Das Schreiben lautete:

Liebste Schwester! Ich verlasse meinen Gatten für immer. Nach Verlauf eines halben Jahres sollst Du von

mir hören, doch nur dann, wenn Du mir feierlich versprichst, ihm kein Lebenszeichen von mir zukommen zu lassen. Frage nicht, was mich zu diesem unerwarteten Schritte bewogen hat: genug, es ist mir nicht länger möglich, dieselbe Luft mit ihm zu athmen. Ueber mein äußeres Schicksal mache Dir keine Sorge. Julie.

Die junge Frau brach in Thränen aus.

— Bei Allem, was Ihnen heilig ist, sagte sie mit einer Leidenschaftlichkeit, die ich bei ihr nicht vermuthet hätte, — was hat sich während unserer Abwesenheit ereignet? Es muß hier ein furchtbares Mißverständniß obwalten.

Ich gab eine ausweichende Antwort. Schließlich verabschiedete ich mich mit dem Versprechen, Rudolf aufzusuchen und ihn zu einer möglichst umfassenden Beichte zu bewegen.

In sehr trübseliger Stimmung klomm ich die Treppen hinan und klingelte. Ein verweint aussehendes Dienstmädchen öffnete mir.

— Der Herr ist krank, sagte sie. Er liegt auf dem Bette und redet irre.

Ich trat in ein spärlich erleuchtetes Zimmer, aus dem mir unartikulirte Laute des Schmerzes und der Wuth entgegen tönten.

— Rudolf, sagte ich theilnehmend, fasse Dich. Vielleicht kann Alles noch gut werden.

Er richtete sich hoch auf und starrte mich glanzlosen Blickes an. Dann schüttelte er wehmüthig lächelnd den Kopf.

— Nein, versetzte er bitter, es ist zu spät. Sie ist hin! Sie ist todt!

— Gib Dir doch nicht so sehr nach, mein Junge, entgegnete ich im Tone eines väterlichen Wohlwollens, während ich ihm sanft auf die Schulter kopfte. Ich war bei Edith. Julie hat ihr versprochen, demnächst — vielleicht in einigen Monaten — von sich hören zu lassen.

Er sprang mit beiden Füßen zugleich auf den Boden. Seine krankhafte Abspannung schien ihn mit einem Mal zu verlassen.

— Sie hat ihr geschrieben? Wo ist sie? Komm, laß uns eilen ... Noch heute muß ich mit Edith reden. O, ich wußte es ... Edith hat Kunde von ihr! ...

Hastig fuhr er in seine Kleider. Dann stürmte er die Treppe hinab, als gelte es, das Glück im Flug zu ergreifen. Nur mit Mühe vermochte ich ihm zu folgen.

— Ueberlaß Dich nicht voreiligen Hoffnungen, sagte ich warnend. Edith weiß so wenig wie ich und Du ...

— Sie weiß genug, unterbrach er mich. O, ich durchschaue Euch .... Ihr seid Alle mit Julie verschworen, um mich für meinen Uebermuth zu züchtigen! Als ob ich nicht genug gestraft wäre durch das Bewußtsein, ein

so herrliches, liebenswerthes Geschöpf gekränkt und beleidigt zu haben!

Schweigend schritten wir weiter.

Edith empfing uns in einer Aufregung, die keine Schilderung gestattet. Eine geraume Weile verstrich, ehe Jemand das Wort ergriff.

Rudolf ließ seinen Blick scheu und unstät im Gemach umherschweifen, als ob er die Verlorene hier im Hause der Schwester zu suchen hätte.

— Rudolf! sagte endlich Edith bange und vorwurfsvoll . . .

Da warf sich der starke Mann vor ihr auf die Kniee und schluchzte laut, wie ein krankes, fieberndes Kind.

— Ich will Alles, Alles bekennen, stöhnte er in heller Verzweiflung — nur endet die Qual dieser Ungewißheit! Du weißt, daß ich ohne sie der elendeste Mensch unter der Sonne bin. Gib mir meine Julie wieder, — meine einzig geliebte, angebetete Julie oder den Tod!

Ich war tief erschüttert. War das derselbe Mann, der die „rothe Hexe" geheirathet hatte, um ungestört ihre Schwester verführen zu können? War das dieselbe Frau, um derentwillen er ein reiches, liebevolles Mädchenherz muthwillig in den Staub treten zu dürfen glaubte? Er lag jetzt vor ihr auf den Knieen, das Ziel seiner vermessenen Wünsche war äußerlich erreicht, — aber wie anders war der Inhalt, den das Schicksal dieser Scene

untergeschoben hatte! Von ihr, deren bestrickender Glanz ihn einst geblendet, erbat er nun das schlichte Kleinod zurück, durch dessen Hülfe er sie erobern wollte! Was hindert ihn jetzt, die Vortheile der Situation auszukosten? War Edith etwa weniger schön, als ehedem? Im Gegentheil. Die geistige Erregung schien sie zu verklären. Wie gebannt weilte mein Auge auf dem berückenden Bilde, in welchem jede Linie den Stempel der Grazie und Anmuth trug... Und Rudolf sah der liebreizenden Fee ins Antlitz, ohne einer andern Empfindung Raum zu geben, als dem Weh um seine Julie!

Leider führte der denkwürdige Auftritt zu keinem nennenswerthen Resultate. Rudolf erzählte, Edith wechselte von Minute zu Minute die Farbe, der Baron nagte die Lippen und schüttelte den Kopf, — aber Niemand wußte, was zu beginnen sei. Um seine letzte Hoffnung betrogen, schlich Rudolf von dannen, alle Tröstungsversuche seines eben so verständigen als großmüthigen Schwagers, alle Versicherungen Edith's, daß sie ihm verziehen habe, schroff und gefühllos zurückweisend.

Der Herbst zog ins Land, ohne daß sich in der Lage der Dinge das Mindeste geändert hätte. Ein anonymer Aufruf in den verbreitetsten Journalen blieb wirkungslos. Auch die Bemühungen Edith's und ihres Gatten lieferten nur den Beweis, wie sehr es der Entflohenen

mit den in ihrer letzten Kundgebung ausgesprochenen Absichten Ernst war.

Professor Cornelius hatte mir den 28. September definitiv als den Tag unseres wissenschaftlichen Stelldicheins bezeichnet. Am Abend des 27. begab ich mich auf die Reise, nicht ohne zuvor noch einmal meinen unglücklichen Freund zu besuchen, der in der That das Bild des unverhohlensten Jammers bot. Ich traf ihn bei der Arbeit, — denn meinem unablässigen Zureden war es gelungen, ihn endlich zur Wiederaufnahme seiner literarischen Thätigkeit zu bestimmen: — aber wie arbeitete er! Mechanisch und freudlos stapelte er sein Material auf, mechanisch und freudlos ordnete und kritisirte er. Von einem wirklichen Schaffen konnte nicht mehr die Rede sein; selbst seinen Schmerz zu gestalten, fehlte ihm die geistige Freiheit.

Das traurige Schicksal des einst so lebenslustigen und ausgelassenen Jugendgenossen beschäftigte mich auf der ganzen Fahrt. Das bleiche, abgehärmte Antlitz, das mir in so trübseligem Tone eine glückliche Reise gewünscht hatte, verfolgte mich mit unabwendbarer Zudringlichkeit und mischte sich sogar in meine nächtlichen Träume. Des andern Morgens erwachte ich spät und in ziemlich verdrießlicher Stimmung. Bis zum Eintreffen meines Dorpater Collegen hatte ich noch reichlich vier Stunden Zeit, und so beschloß ich denn einen Gang nach dem Friedrichs-

hain zu machen. Ich weiß nicht, was meine Gedanken gerade in diese Richtung führte. Vielleicht war es der instinktive Wunsch, alle bekannten Gesichter zu meiden, der mir jene entlegeneren Stadtviertel in besonders günstigem Lichte erscheinen ließ.

Als ich auf den Alexanderplatz einbog, gewahrte ich eine schlanke Frauengestalt, die elastischen Fußes in einer Entfernung von etwa dreißig Schritten vor mir einhereilte. Die Erscheinung frappirte mich. Es war mir zu Muth, als steige eine dunkle Erinnerung in mir auf, und doch ahnte ich nicht, was ich wenige Sekunden später zu meiner unsäglichsten Ueberraschung entdecken sollte. Aus einer benachbarten Straße saus'te in vollem Galopp ein Fuhrwerk über den Platz. Die Dame trat erschrocken zur Seite und wandte das Haupt. Ich erkannte Julie.

Einen Augenblick zögerte ich, — aber auch nur einen Augenblick. Im nächsten Moment stand ich ihr gegenüber.

Sie starrte mich an wie eine Geistererscheinung. Dann ergoß sich eine flammende Röthe über ihr Antlitz. Ihre Lippen bewegten sich, als wollte sie eine Beschwörungsformel murmeln, allein sie brachte kein Wort hervor.

— Finden wir Sie endlich! rief ich mit bebender Stimme. O, wenn Sie ahnten, wie viel Herzleid Sie uns verursacht haben!

— Wirklich? fragte sie bitter; nun das wird vorüber-

gehen, wie auch mein Kummer vorübergegangen ist. Ich erwarte von Ihrer Ehrenhaftigkeit, daß Sie mich nicht verrathen. Sie würden mich nur zwingen, meinen Aufenthalt abermals zu verändern ...

— Julie, was reden Sie? Können Sie im Ernste glauben, ich würde Sie so ohne Weiteres wieder fortlassen? Nein, ich weiß besser, was ich meinem unglücklichen Freund schuldig bin!

Es gelang mir nur mit Mühe, ihr klar zu machen daß sie mich nach allen Begriffen des Rechts und der Billigkeit wenigstens anhören müsse. Sie versuchte zu wiederholten Malen sich loszureißen, aber ich hielt ihre Hand mit einer Innigkeit umklammert, die unter andern Verhältnissen impertinent gewesen wäre. Wir begannen schließlich die öffentliche Aufmerksamkeit zu erregen, und so willigte sie denn mit sichtlichem Widerstreben ein, mich nach dem Friedrichshain zu begleiten.

Ich bot ihr den Arm und erzählte ihr nun mit dem Aufwande meiner ganzen Beredtsamkeit, wie sehr sich Rudolf seit jenem Tage des Uebermuthes und der Frivolität verwandelt, wie namenlos er um sie, die einzig wahre Geliebte seines Herzens, gelitten habe, wie elend er ohne ihre beglückende Liebe dahin sieche.

Sie unterbrach mich mit keiner Silbe. Als ich geendet hatte, schüttelte sie wehmüthig lächelnd den Kopf.

— Es ist vergeblich, sagte sie mit tonloser Stimme.

Sie täuschen sich über den Werth solcher Anwandlungen. Es mag sein, daß er nachträglich Reue empfindet, aber das tilgt die entsetzliche Wahrheit nicht aus, die mich Tag und Nacht verfolgt, wie der Fluch den Verbrecher. Wer weiß, ob er mich nicht nur darum so lebhaft vermißt, weil seine geheimen Zwecke durch meine Abwesenheit gekreuzt werden. Es ist freilich schmerzlich, so nahe am Ziele das Werkzeug zu verlieren, mit dessen Hülfe man dieses Ziel zu erreichen hoffte.

Ich war rathlos. Wir bogen jetzt in die Anlagen des herbstlich angefalbten Haines ein und ließen uns schweigend auf eine der steinernen Bänke nieder. Die Septembersonne spielte so friedlich auf den Gräbern der Märzgefallenen, das wolkenlose Blau des Himmels blickte so versönlich durch die leise flüsternden Zweige, daß die schroffe Unerbittlichkeit dieses sonst so weichen Frauengemüthes mich fast wie ein vernunftwidriger Mißklang anmuthete. Freilich, das stolze, liebende Herz war zu unsäglich gekränkt worden, als daß es sich so ohne alle Vermittlung dem Vertrauen und der Milde hätte erschließen können. Ich durfte den Muth nicht verlieren: ich mußte ihr immer von Neuem betheuern, was ihre zaghafte Seele nicht zu glauben wagte.

— Julie, sagte ich nach einer langen Pause des Nachdenkens, Edith weiß Alles. Er hat ihr gebeichtet, er hat ihre Verzeihung und ihren Beistand erfleht . . .

Sie erröthete über und über.

— Er wird sich hüten, entgegnete sie bitter.

— Zweifeln Sie an meiner Wahrhaftigkeit?

— Sie sind sein Freund, sagte sie achselzuckend; warum fällt es Ihnen erst jetzt bei, mir diese überraschende Mittheilung zu machen?

— Ich wollte Sie schonen . . . Ich dachte . . .

Sie machte eine abwehrende Bewegung.

— Nein, entgegnete sie wehmüthig. Man hat mich einmal betrogen und ich bin klüger geworden. Nach dieser meisterhaften Comödie sind Eure kleinen Kunstgriffe wirkungslos.

Alle Bemühungen, sie von der Aufrichtigkeit meiner Versicherungen zu überzeugen, scheiterten an der unerschütterlichen Hartnäckigkeit ihres Mißtrauens.

— Glauben Sie mir, sagte sie mit erkünstelter Ruhe, nachdem sie zum so und so vielten Male meine wohlgemeinten Versuche zurückgewiesen hatte, es ist kein kindischer Trotz, der mich auf meinem Entschlusse beharren läßt. Ich fühle nur zu sehr, daß ein Mann, der Edith geliebt hat, für ein Geschöpf von meinem Schlage keine Neigung übrig behalten kann. Sagen Sie ihm, daß ich Alles begreiflich finde, daß ich ihm verzeihe, — aber zurückkehren in dieses unsägliche Elend und ewig den Stachel der Qual und der Verzweiflung in der Brust

tragen, — das ist mehr, als ich vermag, das wäre mein Tod!

Sie erhob sich.

— Und so wollen Sie von mir scheiden? fragte ich traurig. Das kann nicht Ihr Ernst sein! Klären Sie mich wenigstens über die äußere Form Ihrer Existenz auf. Sie haben keine Ahnung, wie sehr mich die Sorge für Ihr Wohl und Wehe gepeinigt hat.

— Schrieb ich nicht an Edith, jede Befürchtung sei zwecklos? Ich arbeite, — das muß Ihnen genügen. Und nun leben Sie wohl. Ihr Wort bürgt mir dafür, daß Sie schweigen werden . . .

— Sie wandte sich zum Gehen. Ich ergriff ihre Hand.

— Julie, sagte ich im Tone schmerzlicher Aufregung, wenn Sie meinen unglücklichen Freund jemals geliebt haben, wenn in Ihrem Herzen noch ein Funke von Mitleid wohnt, so erfüllen Sie mir eine Bitte, — die letzte, die ich an Sie richten will.

— Und die wäre?

— Lassen Sie mich Ihre Wohnung wissen. Gestatten Sie mir, Sie morgen Vormittag zu besuchen.

— Zu welchem Zweck?

— Ich habe Ihnen noch wichtige Dinge mitzutheilen.

— So reden Sie. Ich stehe zu Ihrer Verfügung.

— Nicht jetzt — morgen. Ich bedarf der Vorbereitung.

Sie schürzte spöttisch die Lippen.

— Meinetwegen. Von elf bis zwölf bin ich zu Hause. Was frommte es auch, wenn ich Nein sagte? Sie würden mir in Ihrer gutgemeinten Aufdringlichkeit folgen und das Geheimniß so wie so ausfindig machen. Ich wohne am Alexanderplatz, Ecke der Sophienstraße . . .

— Ich danke Ihnen. Und nun lassen Sie uns von etwas Anderem sprechen. Sie sollen mir meine gutgemeinte Aufdringlichkeit nicht zum zweiten Mal vorwerfen.

Wir traten den Heimweg an. Die Unterhaltung gerieth mehr als ein Mal ins Stocken. Meine Pläne beschäftigten mich in der That so lebhaft, daß ich den übrigens sehr conventionell gefärbten Reden Julien's nur mit halbem Ohr lauschte.

In der Nähe des Alexanderplatzes angelangt, verabschiedete sie sich. Ich eilte unverzüglich nach dem Telegraphenbureau, um Edith von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen. Ich bat sie, die Sache vorläufig geheim zu halten und schleunigst, wenn thunlich noch heute, nach Berlin zu kommen. Drei Stunden später hatte ich Antwort. Edith's Depesche lautete: Erwarten Sie mich morgen Vormittag halb zehn Uhr am Bahnhof.

Den Rest des Tages verbrachte ich in fiebernder Ungeduld. Noch lange nach Mitternacht saß ich in meinem

Zimmer und erwog die Möglichkeiten der nächsten Zukunft. Des andern Tags war ich schon um acht Uhr auf dem Posten. Vier Züge sah ich ankommen und abfahren, bis endlich, endlich die ersehnte Stunde schlug. Edith war bleich und angegriffen, aber in hoffnungsfreudiger Stimmung. Ich geleitete sie nach dem Hôtel und erzählte ihr unterwegs in breitester Ausführlichkeit, was sich seit gestern ereignet hatte. Unterdessen war es halb elf geworden. Die aufgeregte junge Frau war nur mit Mühe zu bewegen, eine kleine Erfrischung zu nehmen. Hastig drängte sie dem Augenblick der Entscheidung entgegen. Noch vor der festgesetzten Stunde schritten wir die Wendeltreppe zu Julien's Wohnung hinan. Die Thüre öffnete sich — und zwei Sekunden später standen sich die beiden Schwestern sprachlos gegenüber, um sich dann laut weinend in die Arme zu sinken.

Aus Edith's Munde erfuhr Julie nun zum zweiten Male, was sie mir, dem verdächtigen Freunde des Sünders, nicht hatte glauben wollen. Wir Männer sind doch schlechte Redekünstler, — das fühlte ich jetzt bei Edith's bestrickenden Schmeichelworten wieder einmal so recht niederschlagend. Wahrhaftig, ich hatte mein Möglichstes geleistet, aber wie ganz anders verstand sie es, die Reue und die Sehnsucht des Verlassenen auszumalen! Wie ergreifend predigte sie über die Pflicht des weiblichen Herzens, das da verzeihen und dulden müsse! Wie ver-

führerisch klang der sanft zitternde Ton ihrer melodischen Stimme! Als sie geendet hatte, war der Bann des Zweifels gebrochen: von den Lippen der Wiedergefundenen klang ein mildes, versöhnliches Ja!

Ich war unhöflich genug, meinem trefflichen Dorpater Collegen Gleiches mit Gleichem zu vergelten, das heißt, ihn sitzen zu lassen, wie er mich sitzen gelassen hatte. „Plötzlich eingetretener Hindernisse wegen“ konnte unser Rendezvous am 28. mit dem besten Willen nicht statthaben: ich ersuchte ihn, bis zum 1. Oktober zu verziehen, an welchem Tage ich unfehlbar im Hôtel de Rome eintreffen würde. Die Zwischenzeit benutzte ich, um meine Schützlinge mit dem Selbstgefühl eines deus ex machina in die Heimat zu geleiten. Es war ihr ausgesprochener Wunsch, daß ich, als der eigentliche Vermittler dieser seltsam verworrenen Angelegenheit, auch dem letzten Akte des Drama's persönlich vorstehen sollte. Edith und der Baron wollten ihren Schwager erst dann beglückwünschen, wenn Alles im alten, behaglichen Geleise sein würde.

Ich hatte mich auf eine stürmische, effektvolle Scene gefaßt gemacht, und sah mich ebenso getäuscht, wie Professor Cornelius bei Empfang meines Absagezettels. Die beiden Gatten sanken sich, ganz wie vorher die beiden Schwestern, ohne ein Wort zu reden, in die Arme und hielten sich lange, lange umschlungen, so daß ich, völlig in die Rolle des überflüssigen Zuschauers gedrängt, den

unter solchen Umständen einzig rathsamen Entschluß faßte, die Ueberglücklichen allein zu lassen. Erst am folgenden Nachmittag suchten sie mich auf und überschütteten mich mit Dankesworten und Freundschaftsbetheuerungen, die meinem empfindsamen Herzen in der That Balsam waren: denn die heillose, wenngleich unverschuldete Wirkung meiner psychologischen Aufzeichnungen hatte mir doch nachgerade in unerträglicher Weise auf der Seele gelastet.

Was Rudolph während der letzten zwei Monate an seinem Roman „Dunkle Naturen" geschrieben, wanderte ohne Erbarmen in den Ofen. — Das Blattgrün entwickelt sich nur unter dem Strahle der Sonne, pflegte er zu sagen: — diese Blätter aber waren im Dunkeln gewachsen. Mit erneuter Liebe in Angriff genommen, wurde das köstliche Werk im folgenden Jahre vollendet: es gehört bekanntlich zu dem Werthvollsten, was die zeitgenössische Literatur hervorgebracht hat.

Rudolf leidet noch immer an einem gewissen Hang zu Extravaganzen: von der übermüthigen Frivolität, die seine Jugendjahre kennzeichnete, ist er jedoch, Dank der „rothen Jula", ein für allemal geheilt.

Melanie.

Eben hatten die Glocken von Saint Sulpice Mittag geläutet, als ein junger Mann durch die Rue Dauphine nach dem Quai schritt, um an den zahlreichen Kästen der Straßenantiquare vorüber nach dem bescheidenen Restaurant zu wandern, wo er zu frühstücken pflegte. Unterwegs kaufte er für drei Sous ein kleines brochirtes Buch, das den Titel „Joie et Tristesse" führte und eine Reihe von Jugendgedichten eines nachmals berühmt gewordenen französischen Autors enthielt.

Im Restaurant angelangt, benutzte er die Zeit zwischen der Bestellung und dem Auftragen, um dieses Buch zu durchblättern. Gleich auf der ersten Seite erregten zwei seltsam gefärbte Strophen seine Aufmerksamkeit. Die Verse lauteten:

O du Geheimniß, Ideal!
Weh, dreimal weh dem blöden Thor,
Der sich voll banger Sehnsuchtsqual
An dich und deinen Traum verlor!

Ach, keine Macht der Erde mehr,
Selbst nicht der Liebe frommer Strahl,
Heilt uns die Wunde, tief und schwer,
Die du geschlagen, Ideal!

— Das klingt sehr paradox! murmelte er vor sich hin. Und doch habe ich das Gefühl, als spreche der Dichter eine geheimnißvolle Wahrheit aus. Wunderbar! Er behauptet hier genau das Gegentheil von dem, was die Freunde der Menschheit bisher als unumstößlich verkündet haben. Das Ideal der Feind unserer Ruhe und unseres Glückes? Keine Macht der Erde, selbst nicht die Liebe, vermag die Wunden zu heilen, die uns das Ideal schlägt? Nein und tausendmal nein! Was mich hier bestrickte, war die eigenthümliche, marmorne Klarheit der Sprache. Gerade das Verletzende des Gedankens verblüffte mich. Das Ideal ist und bleibt die einzig wahre Sonne, die unserm vergänglichen Dasein leuchtet. Gleichviel, was uns als Höheres vor der Seele schwebt, wenn es nur ein Höheres ist. Die Kunst, die Wissenschaft, die That oder die Liebe: dies Alles erweist sich nur als verschiedenartige Fassung des großen Juwels. „Die Wunde, die du geschlagen, Ideal!“ Wann hätte jemals das Ideal Wunden geschlagen? Wunden schlägt nur der Egoismus, das eigenwillige Begehren, die Selbstsucht! „Weh, dreimal weh dem blöden Thor!“ Ein entsetzlicher Drohruf! Aber noch fühle ich keine Lust, aus der Schaar dieser Thoren auszutreten! Noch opfere ich treulich am Altar meiner Göttinnen — der Poesie und der Wissenschaft!

Er klappte das Buch zu und barg es befriedigt

lächelnd in der Brusttasche. Dann nahm er in bester Laune sein Mahl ein.

Edmund war erst vor wenigen Tagen nach Paris übergesiedelt, um seine provençalischen und altfranzösischen Studien, die er während der letzten drei Jahre auf den Hochschulen von Bonn und Berlin betrieben, an der großen Nationalbibliothek gründlicher fortzusetzen. Er hatte den Plan eines umfassenden Werkes über die Chansons de Gestes entworfen, der nur dann mit rechtem Erfolg ausgearbeitet werden konnte, wenn man die reiche Handschriftensammlung der Weltstadt zu Rathe zog. Neben dieser gelehrten Beschäftigung pflegte Edmund mit verheißungsvollem Talent die verschiedenen Gebiete der Dichtkunst. Eine Erzählung in Versen, die er vor seinem Abgang von der Berliner Universität veröffentlicht hatte, war mit so lebhaftem Beifall begrüßt worden, daß schon nach der kurzen Frist von vier Monaten eine neue Auflage nöthig ward, und ein Trauerspiel „Johanna Gray", von mehreren berühmten Kennern als eine hervorragende Arbeit bezeichnet, lag vollendet im Pulte. Sie prophezeiten dem Werke einstimmig einen glänzenden Erfolg. Was Edmund selber betraf, so war ihm der Ehrgeiz, der aus den Bestrebungen unserer zeitgenössischen Schriftsteller oft als das einzig treibende Motiv hervorleuchtet, in jeder Beziehung fremd. Die poetische Schöpfung hatte für ihn

ihre Schuldigkeit gethan, wenn sie in möglichst vollkommener Gestaltung ins Leben getreten und im prägnanten Sinne fertig geworden war. Hier aber konnte er sich freilich niemals genug thun. Wie ein Idealist von der alten Schule, verwarf und besserte er fortwährend, denn es schien ihm heilige Pflicht, das Urbild der Schönheit, wie es ihm vorschwebte, nicht durch selbstzufriedene Lässigkeit kunstwidrig zu trüben. Er besaß das, was man die Religion der Poesie nennen könnte.

Edmund bewohnte ein kleines Zimmer in der Rue de Buci.

Fünf Treppen hoch, schaute sein Fenster über die Dächer der meisten Nachbarhäuser hinweg. Von dem kleinen Balkon aus erblickte er die beiden Thürme von Notre Dame, und weiter nach Westen ein Stück des Tuilerienpalastes. Auf das Treiben der engen, geräuschvollen Straße aber sah er hinab wie ein Vogel, und von dem Staub, der da drunten in der Tiefe Alles mit einer weißgrauen Kruste überzog, drang nur wenig zu ihm herauf.

Es war gegen zehn Uhr Abends. Edmund hatte die Zeit zwischen dem Déjeûner und dem Hauptmahl, das er um sechs einzunehmen pflegte, mit einer langen Entdeckungsreise durch die nördlichen Stadtviertel ausgefüllt. Er wußte selbst nicht, was ihn heute so unruhig machte; aber mit Recht hatte er sich gesagt, daß man über den

Gebilden seiner Phantasie und den vergilbten Handschriften des Mittelalters die lebensfreudige Gegenwart nicht versäumen dürfe, und rasch von Entschluß, wie er war, änderte er sein ursprüngliches Programm, das den Nachmittag für die Bibliothek bestimmt hatte. Mit einbrechender Dunkelheit war er wieder in den Restaurant getreten, hatte noch eine Stunde im Kaffeehaus verbracht, und dann, so gegen acht Uhr, seine Wohnung aufgesucht, wo er jetzt seit geraumer Zeit eifrig bei der Arbeit saß, als gälte es, das Versäumte mit verdoppeltem Fleiß nachzuholen. Edmund war nämlich für die Regel kein Nachtarbeiter; seitdem er in Paris weilte, hatte er sogar den Grundsatz der Franzosen adoptirt, der das Tagewerk mit der Stunde des Diners für geschlossen erklärt. Den Abend verbrachte er dann auf der obersten Gallerie des Théâtre Français, oder auf dem Boulevard, oder im Kreis einer befreundeten Familie. Heute jedoch hatte er die Freiheit bereits vorgekostet, und so schaffte er denn rüstig zu, ohne sich um Zeit und Stunde zu kümmern. Erst das Verlöschen seiner Lampe trieb ihn vom Pulte hinweg. Der Oelvorrath war zu Ende, und da die Wirthin unglücklicher Weise vergessen hatte, ihm die übliche Kerze auf das Kamin zu setzen, so mußte er sich in das Unabweisbare fügen.

Das Verglimmen des Dochtes hatte das Zimmer mit einem dumpfigen Qualm erfüllt; der junge Mann

trat daher an das Fenster, um die frische Nachtluft einströmen zu lassen. Es mußte schon spät sein, denn da drunten im Abgrund der Straße ertönten nur noch vereinzelte Schritte, und nirgends in den dunklen Häuserkolossen glänzte mehr ein Lichtschimmer. Die Nacht war mild, aber finster und wolkig. Vom Bois de Boulogne her wehte ein feuchter, schläfriger Wind, und ab und zu fielen große, klatschende Regentropfen. Eben wollte Edmund, von einem unbehaglichen Gefühl der Fremde und Einsamkeit ergriffen, wieder von der Brüstung zurücktreten, als es in dem Zimmer, das seiner Wohnung schräg gegenüber lag, hell ward. Ein junges Mädchen in langem Regenmantel schritt, die flackernde Kerze in der Rechten, über die Schwelle, und eilte, den Leuchter hastig auf den Tisch setzend, ins Nebengemach, wo sie eine Zeit lang verweilte.

Ein blühendes Antlitz, von reichem, aschblondem Haar eingerahmt, blitzende Augen, und eine wunderbare Grazie der Bewegung — dies hatte Edmund trotz der Flüchtigkeit, mit der das Bild an ihm vorüberhuschte, und trotz der mangelhaften Beleuchtung hinlänglich erkannt, um, leicht erregt wie er war, von dem Wunsche beseelt zu sein, das liebliche Geschöpf wieder zu sehen. Und da die Kerze ja noch immer brennend auf dem Tische stand, so war der Schluß gestattet, daß die schöne Unbekannte zurückkehren würde. Er barg sich daher sorgsam hinter der Gardine und wartete.

Etwa fünf Minuten verstrichen: dann erschien das Mädchen in einer Halbtoilette, die schwerlich für das Auge eines unberufenen Zuschauers bestimmt war. Sie trat an den Tisch und begann ihr volles, üppiges Haar zu lösen. Ihre bloßen Füße steckten in kleinen, allerliebsten Pantöffelchen. Hals und Nacken waren entblößt. Mit stummem Entzücken sah Edmund zu, wie die weißen vollen Arme, vom Glanz der Kerze beleuchtet, sich über dem schönen Haupte zusammenwölbten. Und dann rollte das Haar in schimmernder Fluth über den Nacken, und der rosige Mund bewegte sich so gedankenvoll innig, bald ernster, bald in bezauberndem Lächeln, und die Augen blitzten so tief schwarz, daß der junge Poet mit dem besten Willen nicht im Stande gewesen wäre, sich von dem lieblichen Bilde loszureißen.

Eine Weile noch machte sich das schöne Mädchen in dem Zimmer zu thun; dann setzte sie die Kerze abseits auf einen Gegenstand, den Edmund nicht recht unterscheiden konnte. Noch weiter rechts mochte sich ihr Lager befinden. Der Schatten ihres Kopfes und ihres Nackens huschte noch ein paar Mal über die Thüre; dann ward Alles dunkel, und nur von der Tiefe der Straße herauf zitterte das bleiche Roth der flackernden Gaslaternen.

Edmund trat jetzt wieder an den Rand des Balkons. Nachdenklich preßte er die Schläfe wider die steinerne Umrahmung. Die nächtliche Erscheinung hatte ihn eigen-

thümlich ergriffen. Ein Gefühl unendlicher Sympathie regte sich in seinem hochklopfenden Herzen. Dieses holde Mädchengesicht war so sanft, so beglückend mild gewesen, und doch loderte in dem dunklen Auge eine so versengende Gluth! Und dieses Lächeln! Diese schneeigen Arme!...

Wer sie wohl sein mochte?... Vermuthlich eine Arbeiterin. Dafür sprach die bescheidene Einrichtung des Zimmers und der Umstand, daß sie allein wohnte. Freilich, wer konnte wissen, wie ihr spätes und einsames Nachhauskommen zu erklären war?... Vielleicht waren ihre Eltern, ihre Geschwister, oder wen sie sonst hatte, Insassen der beiden andern Mansardenzimmer oder des vierten Stockes?... Nun, es konnte ja nicht schwer halten, mit der Zeit über diesen Punkt ins Klare zu kommen. Wunderbar schien unserem jungen Freund nur das Eine: wie es möglich gewesen, daß ihm diese entzückende Nachbarschaft bis zur Stunde entgangen war. Das Mädchen mußte nicht viel zu Hause sein, oder die wissenschaftliche und dichterische Arbeit hatte ihn so in Anspruch genommen, daß er die wonnevollsten Augenblicke kläglich versäumte.

Es war inzwischen in dem kleinen Zimmer sehr kühl geworden. Heimlich zusammenschauernd schloß er das Fenster; dann entkleidete er sich rasch und schlüpfte unter die Decke. Es versteht sich von selbst, daß die Erscheinung der süßen Blondine ihm wie ein neuer, verheißungsvoller Stern die Träume durchleuchtete.

Des andern Morgens setzte sich Edmund bereits um sieben an seine Arbeit. Mit einer gewissen Energie schlug er den großen Folianten auf, den er vor wenigen Tagen antiquarisch gekauft hatte. Das Werk erhielt die Quatre fils Aymon, und drei oder vier andere mittelalterliche Epen, nebst einem großen Reichthum schätzbarer Anmerkungen, die auf gewisse Vermuthungen des jungen Forschers ein neues Licht warfen. Trotz des besondern Interesses, mit welchem Edmund dieser seiner Lieblingsarbeit zugethan war, wollte es mit dem Studium heute nicht recht vom Fleck rücken. Er hatte während des Ankleidens wiederholt durch die Gardinen geschielt und sich nur allzu lebhaft der wundersamen Phantasien erinnert, die im Laufe der Nacht durch sein erregtes Gehirn gezogen. Das war eine schlechte Vorbereitung für literarisch-philologische Exercitien! Vielleicht trug gerade der Umstand, daß seine Spähversuche fruchtlos geblieben waren, dazu bei, die eigenthümliche Unruhe seines Wesens zu steigern. Mit der Linken den mächtigen Band fassend, in der Rechten den Bleistift, zwang er sein Auge, Vers um Vers zu verfolgen; aber die Gestalten des Epikers ließen sich heute trotz allem Eifer nicht bannen.

Er versuchte es mit dem Lautlesen. In vollem Pathos stimmte er die melodischen Alexandriner an:

La dame est o palès, ainsi comme jen vous di,
Où lez mains ot liées par forche et de tel bri,
Que le sanc tout vermeil dez onglez li sailli . . .

Wie? schien eine innere Stimme ihm zuzurufen, sie ist zu Hause und man hat ihr die schönen weißen Hände gebunden, daß ihr das rothe Blut aus den Fingern dringt?... Diese reizenden, himmlischen Hände! Wie entzückend sie gestern in dem aschblonden Haar wühlten... Und sie ist zu Hause? La dame est o palès...?

Er sprang empor und eilte ans Fenster. Vorsichtig barg er sich wieder hinter den Falten der Gardine. Umsonst: Alles still. Es war, als habe er die ganze Erscheinung von gestern Abend nur geträumt... Und mit erneuter Willenskraft suchte er sich in die breiten Schilderungen der Chanson zu vertiefen.

So verstrich eine Stunde. Edmund war nicht über die aufgeschlagene Seite hinausgekommen. Auch das regelrecht geschnittene Quartblatt, das er zur Hand liegen hatte, wies keinerlei Spuren einer ernsten Thätigkeit auf. Hin und wieder ein Schnörkel, wie die Zerstreutheit ihn absichtslos auf das Papier malt, oder ein kalligraphisch vollendeter Buchstabe, der schwerlich eine philologisch-kritische Bedeutung hatte. Und jetzt begann der Stift wirklich eine ganze Zeile zu schreiben, und noch eine, und eine dritte und vierte ... aber noch immer durfte man zweifeln, ob die seltsame Stimmung Edmund's ihr Ende erreicht habe; denn was er schrieb, waren Verse, und zwar deutsche Verse, in denen eigenthümlich klangvolle Worte vorkamen ...

Er stützte den Kopf in die Hand. Durch eine erklärliche Ideenverbindung kamen ihm jene Strophen ins Gedächtniß, die er des Tags zuvor in dem Restaurant am Quai gelesen, und erst jetzt erinnerte er sich des Büchleins, das er vom Straßenantiquar an der Seinebrüstung gekauft hatte. Es steckte noch in dem Ueberrock. Unruhig, wie er war, kam ihm dieser Vorwand, seine Chansons de Gestes zu verlassen, äußerst erwünscht. Er blätterte in dem Bändchen hin und her und wieder blieb sein Auge an dem trüben prophetischen Wort haften:

O du Geheimniß, Ideal!
Weh, dreimal weh dem blöden Thor,
Der sich voll banger Sehnsuchtsqual
An dich und deinen Traum verlor!

Heute, da sein Herz so ungleich wärmer fühlte als gestern, berührte ihn der seltsame Mahnruf noch fremdartiger, aber auch unmittelbarer und ergreifender. Galt nicht auch die Bewunderung, die er dem liebreizenden Geschöpfe da drüben in der Mansarde zollte, einem Ideal von Schönheit und Vollkommenheit, das er von Anbeginn in der Seele getragen? Einem Urbild, das sich in der Erscheinung dieses Mädchens nur für das äußere Auge verkörpert hatte?

Er fuhr empor. Wahrlich, es war weit mit ihm gekommen, wenn er sich jetzt schon halb zu gestehen wagte, jenes Mädchen verkörpere ihm das Urbild der Schönheit! Er liebte sie also! ... Aber wie war das möglich! Er

kannte sie ja kaum. Er hatte sie gestern in der verschwiegenen Stunde der Mitternacht mehr geahnt als gesehen. In der That, es war nicht sie, sondern sein Ideal, was ihn so wundersam beunruhigte; sein Ideal, das ihm in Folge jenes äußeren Anlasses erst klar ins Bewußtsein getreten war . . .

Den ganzen Morgen verbrachte er mit einem erfolglosen Hin- und Her-Erwägen dieses Gedankenganges. Unzufrieden mit sich selbst, griff er gegen halb zwölf nach Hut und Paletot, um, wie gestern, nach seinem Restaurant zu wandern. Langsam und gesenkten Blickes schritt er die Treppe hinab.

Da, als er eben ins Freie tritt, wer beschreibt sein Erstaunen, sein Glück? Er sieht die schöne Unbekannte, die sich gleichzeitig mit ihm ins Gewühl der Straße wagt, und nach kurzer Umschau mit graziöser Lebhaftigkeit fürbaß wandelt.

Edmund steht einen Augenblick wie angewurzelt; dann aber schlägt er rasch entschlossen dieselbe Richtung ein. Mit zwei, drei Sätzen hat er das jenseitige Trottoir erreicht. Die ganze Straße hinab wimmelt es von Wagen und geschäftigen Fußgängern; aber der weiß und roth gestreifte Shawl, den sie als Schutz gegen die kühle Märzluft um den Kopf trägt, weht ihm als Fahne voran und zeigt ihm den Weg durch das lärmende Gewühl. Jetzt biegt sie nach rechts ab und verschwindet. Zwei

Sekunden später hat er die Stelle erreicht. Er steht vor einem jener kleinen Cafés, deren landesübliche Bezeichnung Crêmerie lautet. Ein Blick in das Innere belehrt ihn, daß es nicht auffallen kann, wenn auch er eintritt. So legt er denn die Hand auf die Klinke und schreitet kühn über die Schwelle.

— —

Es war ein enger, nicht eben allzu freundlicher Raum, der jetzt unsern Helden empfing. Rechts von der Thüre thronte auf erhöhtem Sitze die Wirthin, eine kurze, beleibte Frau, deren kreischende Stimme fortwährend die Bestellungen der Gäste nach der Küche meldete, wo der Wirth in einer grauen Schürze als Koch fungirte. Küche und Restaurant waren nur durch eine Brüstung von einander getrennt, so, daß ein Theil der Dünste und Düfte, die aus den Kesseln und Pfannen aufbrodelten, als Vorgeschmack bis herüber in die Regionen der Gäste drang. Im Uebrigen war Alles sauber und anständig.

An den zehn oder zwölf Tischen saß eine etwas gemischte Gesellschaft; Arbeiter und Arbeiterinnen, Studenten und einige jener zweifelhaften Figuren, die dem Fremden in Paris überall und bei jedem Anlaß begegnen, möge er sich nun in dem eleganten Viertel der Rue de la Paix oder in den bescheidenen Winkeln des Quartier Latin herumtreiben.

Das Mädchen war an einen der Tische herangetreten,

wo ein junger Mensch in grüner Blouse ihr freundlich die Hand reichte. Edmund fühlte sich beim Anblick dieser Vertraulichkeit ein wenig beklommen. Doch verspürte er eigentlich keine Eifersucht; es war vielmehr, als beunruhige ihn ein Zweifel, ob dieser Mensch eines so herrlichen und bezaubernden Wesens, wie die schöne Unbekannte, auch würdig sei. Er nahm daher in nächster Nähe von dem Paare Platz und theilte seine Aufmerksamkeit zwischen dem Mädchen, das er bewunderte, und dem Ouvrier, den er einer kritischen Prüfung unterwarf.

Das Resultat seiner Beobachtung war in jeder Hinsicht befriedigend. Der junge Mann besaß einen chevaleresken Anstand, der einem vollberechtigten Mitglied der sogenannten besseren Gesellschaft keine Unehre gemacht hätte. Dabei trugen seine Züge den Ausdruck rühriger Intelligenz und sorgsamer Zärtlichkeit. Zu dem jungen Mädchen mußte er in sehr intimen Beziehungen stehen, denn er nannte sie „Melanie“ und „Du“. Auch ließ die Art und Weise, wie er sie anschaute, keinen Zweifel über den Charakter dieser Beziehungen. Sie ihrerseits behandelte ihn mit zurückhaltender Freundlichkeit, wie denn überhaupt eine taktvolle Reserve den Grundzug ihres Wesens ausmachte.

Edmund war in die Beobachtung des glücklichen Paares so vertieft, daß er jede Bestellung vergaß. Erst die wiederholte Frage des kleinen Garçons weckte ihn aus

dieser Versunkenheit. Schweigend deutete er auf eine beliebige Zeile des Speisezettels. Das Bübchen nickte und schritt auf den Bureautisch zu, wo die Wirthin ihre Notiz machte und dann wie üblich ihre dröhnende Stimme erschallen ließ.

Der prosaische Zwischenfall hatte den jungen Dichter ein wenig verstimmt. Leicht die Brauen kräuselnd, ließ er den Blick nach einer andern Richtung schweifen. Da saß dicht am Fenster eine unheimliche Gestalt in schäbiger Kleidung, den Hut in die Stirn gestülpt, die Beine weit von sich abgestreckt. Edmund bemerkte, daß der Bursche mit einem eigenthümlichen Gesichtsausdruck nach Melanie und ihrem Begleiter hinüberschaute. Es glomm etwas wie Haß und Liebe zugleich in diesem lauernden Blicke. Dabei schien der festgeschlossene Mund auf eine ungewöhnliche Willenskraft zu deuten.

Als der Fremde wahrnahm, daß er von Edmund beobachtet wurde, ließ die Spannung, die seine Züge gefesselt hatte, plötzlich nach. Ein gezwungenes, bösartiges Lächeln schwebte um die dünnen, farblosen Lippen und die Fußspitzen bewegten sich wie im Spiele.

Unser Freund wandte sich ab. Der Mensch war über alle Beschreibung unsympathisch.... Und jetzt brachte auch das Bübchen den Teller mit der Serviette und den petit carafon mit dem unvermeidlichen Rothwein, und zwei Minuten später kam das blindlings bestellte Gericht. Er

verspürte zwar durchaus keinen Appetit; aber da er nun einmal die Rolle des harmlosen Gastes spielte, so mußte er sich auch in die Nothwendigkeit finden, die Kunst des patron cuisinier zu erproben.

Nach einer Weile stand Melanie auf; ihr Begleiter goß sich den Rest seiner Flasche ein, leerte das Glas auf einen Zug und folgte ihr. Edmund hatte nicht übel Lust, das Gleiche zu thun; aber er fühlte, daß er sich von seinem halbbeendigten Mahl nicht so rasch losmachen konnte, ohne Aufsehen zu erregen. Auch war ihm nicht entgangen, daß die Art und Weise, wie Melanie sich von der Wirthin verabschiedete, ein freundschaftliches Verhältniß bekundete. Daher beschloß er abzuwarten, bis der Letzte der Gäste verschwunden wäre, — und dann mit der beleibten Matrone ein Gespräch anzuknüpfen.

Seine Geduld ward auf keine allzu harte Probe gestellt. Nach Ein Uhr sind diese Crêmerien in der Regel wie ausgestorben. Ein „déjeûneur" nach dem Andern schritt, den Zahnstocher im Munde, über die Schwelle; zuletzt auch der unheimliche Mensch mit dem lebensmüden Filzhut und dem abgeschabten Flausrocke.

— Eh bien, Madame, sagte Edmund, indem auch er sich erhob und an die Marmorplatte des Bureautisches herantrat, — nun haben Sie für ein paar Stunden Ruhe.

— Dites pas ça, Monsieur, erwiderte die Matrone, sichtlich ob der unerwarteten Anrede geschmeichelt. Jetzt

beginnt die Arbeit erst recht. Mon dieu, il y a tant de choses à faire! Voyons...

Sie zählte nun ein paar wichtige Obliegenheiten auf, mit denen sich die Zeit zwischen dem Déjeûner und Diner ausfüllte. Dann plötzlich abbrechend, fragte sie den jungen Mann, den sie an seiner Aussprache alsbald für einen Fremden erkannt hatte, seit wann er sich in Paris aufhalte, und ob er hier in der Nähe wohne?

Edmund gab die erwünschte Auskunft, die ihn so rasch und bequem ans Ziel führte.

— Ich glaube, fügte er hinzu, ich bin der Nachbar der jungen Dame, die vorhin dort an dem Ecktische saß.

— Ah, Mademoiselle Melanie....

— Ganz recht, so ward sie von ihrem Begleiter genannt.

— Oh, das ist ein sehr braves Mädchen, wirklich, eine ausnehmend gute Person. Sie ist Ouvrière in künstlichen Blumen... Sie kennen doch die große Blumenfabrik von Tournois fils in der Rue de l'Ancienne Comédie?

Edmund verneinte, da ihm das Haus in der That unbekannt war. Er würde indeß unter allen Umständen verneint haben, weil die Rede der Wirthin auf diese Weise am schnellsten in Fluß zu bringen war.

— Nicht? sagte die Matrone erstaunt. Dann sich verbessernd: Eh, mon dieu, das begreift sich, Sie sind

ja fremd hier. Aber das Haus Tornois fils ist sehr bekannt und sehr respektabel. Eh ben alors, in dieser Blumenfabrik ist Melanie Dufour eine der ersten Arbeiterinnen. Freilich, das verdient so wenig, pauv' créature! Drei Francs täglich! Aber sie ist so genügsam, so anspruchslos! Und dann, Monsieur Theodor, ihr Bräutigam, hat ein sehr schönes Gehalt. Er ist zweiter Gehülfe drüben bei dem Mechanikus in der Rue Grenelle, und läßt ihr so ab und zu eine Fünfzigfrancsnote zukommen. Das arme Ding kann sie brauchen. Drei Franken täglich, und bei der theuren Zeit!

Edmund hatte dem Geplauder der Wirthin nicht ohne Behagen zugehört. Melanie war also verlobt. Nun, das war ihm Nichts Neues. Der Anblick der beiden jungen Leute hatte ihn längst über diesen Punkt aufgeklärt. Aber die sichtliche Achtung und Zuneigung, mit der die Frau von ihr sprach, erfüllte ihn mit stolzer Freude. Der Zug von bewundernder Sympathie, der ihn gleich von Anfang so mächtig beherrscht hatte, sollte also Recht behalten. Wenn eine Frau einem Mädchen nachsagt, ihr Lebenswandel sei musterhaft, so ist dies, namentlich in Paris, ein Zeugniß von nicht zu bezweifelnder Vollgültigkeit. Diesen Ausspruch hatte er einmal irgendwo gelesen, vermuthlich in einem Feuilleton des feinen Satirikers Alphonse Karr. Jetzt begriff er den vollen Sinn jener naiv-durchtriebenen Weltweisheit.

— Ein hübsches Paar, sagte er nach einer Pause.

— Auffallend hübsch, bestätigte die Crêmeriebesitzerin. Aber wie sind sie auch in einander verliebt! Wie die Tauben! Sobald Herr Theodor erster Gehülfe geworden ist, was nicht allzulange mehr dauern kann, soll Hochzeit sein. Mich und meinen Mann — François, es-tu là? — haben sie schon im Voraus eingeladen.

Auf den Ruf seiner besseren Hälfte trat der Wirth jetzt hervor, die Hände an seiner nicht gerade appetitlich aussehenden Schürze trocknend.

— Was gibt's? fragte er mit einer Baßstimme, der man eine große Summe von Cognac- und Absynthwürfen anmerkte.

— Ich erzähle da eben dem Herrn von Monsieur Theodor und seiner Verlobten. Wie war das doch damals? Du kennst ja die Geschichte...

— Welche Geschichte? hüstelte François. — Der ganze Dampf der Küche ist mir heute auf die Lunge geschlagen. Ich muß das Zeug 'mal hinunterspülen.

Er trat an ein Eckbrett, nahm eine Flasche herunter und füllte sich ein petit verre bis zum Rande.

— Welche Geschichte? fragte er nochmals. Dann setzte er das Glas an die zierlich gespitzten Lippen, als ob er den duftigen Trank küssen wollte, und goß das Ganze mit unnachahmlicher Grazie hinter die Zunge.

— Nun, wie es damals zuging, als Monsieur Theo-

dor und der Pole sich gleichzeitig um Melanie bewarben? Du hast mir nie recht klaren Wein eingeschenkt.

— Spreche nicht gern von solchen Affairen, sagte François, indem er sich mit der Schürze den Mund wischte.

— Aber der Herr interessirt sich dafür.

— Ah, c'est autre chose... Nun, was soll da gewesen sein! Der Pole... Sie haben ihn ja gesehen vorhin, ein armer Teufel, der auch nicht mehr zu den jüngsten zählt... Du lieber Gott, was fragt die Verliebtheit darnach, ob arm, ob reich, ob jung oder alt! Der Mensch hat Fräulein Melanie draußen in den Champs Elysées mit ein paar Freundinnen auf der Promenade gesehen und sich sterblich in sie vernarrt. Auf Schritt und Tritt ist er ihr nachgelaufen wie ein treuer Pudel, und endlich hat er ihr einen Brief geschrieben, da standen viele erbauliche Dinge drin von ewiger Liebe; und es sei zwar jetzt nicht zum Besten bestellt mit ihm, aber wenn er wisse, daß sie ihm angehören wolle, dann werde er arbeiten. Er sei Maler und verstehe was von seinem Geschäft. Sie solle nur Ja sagen, dann werde Alles gut werden, und was dergleichen noch mehr war. Er liebte sie eben zum Rasen, der arme Kerl, und wenn mir recht ist, so liebt er sie noch. Ça me connaît!

Die Wirthin warf ihrem Gatten einen mißtrauischen Blick zu.

— Ja, ja, Du warst ein lockerer Gesell, eh' ich Dich untergekriegt habe, sagte sie nach einer Pause, die Monsieur François dazu benutzt hatte, um sein Glas wieder zu füllen.

— Sie machen mich in der That neugierig, versetzte Edmund mit steigender Lebhaftigkeit.

François spülte sich noch einmal den Staub aus der Kehle und fuhr dann mit einer Stimme, die in der That weniger heiser klang, in seinem Berichte fort.

— Eh bien, sagte er achselzuckend, sie hat ihn nicht gewollt. Mich dünkt, sie hatte schon damals ein Auge auf Monsieur Theodor geworfen. So viel ist sicher, daß sie etwa ein Vierteljahr, nachdem sie den Polen abgewiesen, mit dem Herrn Mechanikus hier in der Crêmerie erschien und ihn uns vorstellte als ihren Bräutigam. Der Pole hatte in der Zwischenzeit wirklich mit allem Fleiße gearbeitet. Er sah auch weit ordentlicher aus als jetzt. Wie er aber erfuhr, daß Melanie verlobt sei, — er hörte es zuerst von uns — da stand er ganz leise auf und schlich von dannen, ohne Gruß und Abschied. Des Abends, vielleicht eine Stunde vor Mitternacht, hörten zwei Stadtsergeanten, die über den Pont Neuf gingen, einen Fall und ein Plätschern, wie wenn Jemand ins Wasser stürzt. Sie schlugen Lärm. Von dem Schiff, auf dem sich die Restauration befindet, kamen alsbald drei oder vier handfeste Gesellen zu Hilfe. Im Nu war der Kahn nach der

Brücke geschoben, und da es zum Glück mondhell war, kriegten sie den Herrn richtig zu fassen. Er war schon besinnungslos von dem vielen Wasserschlucken. Nun, so ward er denn rasch nach der Morgue transportirt, wo er allgemach wieder zu sich kam. Einer der Leute von dem Restaurationsschiff hatte ihn erkannt und sagte aus, daß es Monsieur Pierre, der Pole, sei. Er selbst weigerte sich, irgend welches Bekenntniß abzulegen; auch schien er gar nicht erfreut, daß man ihn wieder ins Leben zurückgerufen.

— Und hat er später einen erneuten Versuch gemacht, sich aus der Welt zu schaffen?

Ich glaube kaum. Er hat sich wohl anders besonnen. Das viele Wasserschlucken . . .

Er blinzelte nach der Flasche, als ob er sagen wollte, das viele Cognacschlucken sei ihm lieber. Dann wiegte er nachdenklich das kurzgeschorene Haupt und strich sich mit der Rechten über die stattliche, etwas röthlich angelaufene Nase.

— Ja, ja, so geht's in der Welt, sagte er im Tone tiefster Ueberzeugung. Es ist Schade um den Menschen. Die Herren Studenten, die mich zuweilen mit ihrem Besuch beehren, haben mir wiederholt gesagt, er besitze ein großes Talent, aber er sei völlig verbummelt. Sie kennen doch diesen Ausdruck?

Edmund hatte die letzten Worte nur noch mit hal-

dem Ohre gehört. Es ward ihm mit einem Male zu dumpf in der engen Crémerie. Dringende Geschäfte vorschützend, brach er die Unterredung ab, und eilte ins Freie.

Auch heute fand er keine Muße zur nachmittäglichen Arbeit. Rastlos schweifte er durch die Alleen des Jardin du Luxembourg, dessen Strauchwerk eben zu knospen anfing. Die Kastanien und Ulmen ragten noch kahl in die Luft empor; aber Edmund, der sonst so sehr von den Eindrücken der Natur abhängig war, schien diesen Mangel kaum zu bemerken. Er befand sich in der reinsten, überschwenglichsten Frühlingsstimmung. Ein heimliches Sehnen durchzog sein Gemüth wie der Duft einer fremden, unbekannten Blume, und doch hatte dieses Sehnen keine Verwandtschaft mit der Unlust, die den Menschen quält, wenn er sich mit einem unerfüllten Wunsche herumträgt.

Den Abend verbrachte er wie gestern an seinem Schreibtisch. Insgeheim hoffte er, die Scene drüben in dem Mansardenzimmer werde sich wiederholen, aber er täuschte sich. Alles blieb finster, und wie gegen Mitternacht der Strahl des Mondes auf die Façade fiel, da gewahrte er, daß die Bewohnerin von innen den Laden vorgelegt hatte. Sie war also vielleicht längst zur Ruhe gegangen, während er in unerlaubter Neugierde auf ihr Erscheinen wartete. Anfangs verblüffte ihn diese Entdeckung, denn noch gestern schien das Mädchen so völlig

harmlos. Bald aber sagte er sich, daß die Sache durchaus natürlich zugehe. Entweder hatte sie gestern das Schließen des Ladens gegen ihre Gewohnheit vergessen, oder sie hatte in der Crêmerie, wo sie vermuthlich auch ihre Hauptmahlzeit einnahm, von der Wirthin erfahren, daß die einsame Stube jenseits der Straße endlich vermiethet sei. Ein wenig verstimmt trat er daher den Rückzug an. Wunderbar: der eine Abend hatte ihn bereits an das Bild seiner Nachbarin gewöhnt, und es war ihm zu Muthe, als habe jener verwünschte Fensterladen eine Lücke in sein Lebensprogramm gerissen.

Je länger er darüber nachdachte, um so klarer kam er zu der Ueberzeugung, daß er Melanie kennen lernen müsse. Sie war freilich verlobt; aber er liebte sie ja nicht, wie der Bräutigam seine Braut liebt. Hätte er nicht sonst bei dem Anblick des jungen Mannes, der ihr so vertraulich zur Seite saß, ein unerträgliches Weh fühlen müssen? Er gestand sich wohl, daß ihn die Entdeckung dieses Verhältnisses nicht gerade entzückt hatte: aber von irgend welcher Antipathie gegen Theodor konnte gewiß nicht die Rede sein; vielmehr stand zu erwarten, daß er bei näherer Bekanntschaft den jungen Mann ernstlich schätzen und achten werde.

Ein Zufall verwirklichte die Absichten unseres Freundes schneller, als er zu hoffen wagte. Der folgende Tag

war ein Sonntag. Edmund gedachte das herrliche Wetter zu einem Ausflug nach Saint-Cloud zu benutzen. Das Erste, was er beim Eintreten in die Bahnhofshalle erblickte, war Melanie. Sie trug ein reizendes, blauschwarzes Kleid, das den Zauber ihrer rosigen Züge und ihres blonden Haares erhöhte; dazu ein kokettes Hütchen mit grauem Schleier, und ein leichtes Shawltuch über dem Arm. Monsieur Theodor, der einen Schaffner über irgend etwas befragt hatte, kam gerade auf sie zu. Er zuckte die Achseln.

— Erst in zehn Minuten, rief er von Weitem.

Das Paar schritt nun Arm in Arm langsam die Halle auf und nieder, ohne von dem jungen Deutschen Notiz zu nehmen. Am Schalter jedoch, das eine Viertelstunde darauf geöffnet wurde, fand Edmund Gelegenheit, eine Beziehung anzuknüpfen. Monsieur Theodor, im Begriff, die Billets zu zahlen, merkte, daß er seine Börse vergessen. Edmund bot ihm die seine an und motivirte seine Artigkeit mit dem Bemerken, daß der Herr und die Dame ihm nicht so völlig fremd seien, als es den Anschein habe. Monsieur Theodor nahm mit lebhaftem Danke an, und so war denn der erste und schwerste Schritt in sehr unauffälliger Weise erledigt.

Es verstand sich gleichsam von selbst, daß Edmund sich dem jungen Paare für den Nachmittag anschloß. Ihr Reiseziel war, wie das seine, Saint-Cloud: sie hätten ihm

beinahe ausweichen müssen, wenn sie ein Zusammensein hätten vermeiden wollen. Auch schien Monsieur Theodor nach einer kurzen, aber gründlichen Prüfung zu dem Resultat gelangt zu sein, daß der ernste, etwas bleiche Gelehrte mit den träumerisch blickenden Augen nicht eben zu der Sorte von Freunden zu zählen sei, die ein Bräutigam fürchten muß. So durchschweiften sie denn gemeinsam den großen Park, der im Schimmer der warmen Märzsonne einen etwas wehmüthig unvollkommenen Eindruck machte, und nahmen zuletzt in einem der zahlreichen Restaurants, deren sich dieser Lieblingsort der Pariser zu rühmen hat, ein „dîner à prix fixe“ ein.

Edmund fand den Verlobten Melanie's in der That durchaus liebenswürdig. Wie man dies bei den besser gestellten Arbeitern in Paris nicht selten erlebt, besaß Monsieur Theodor eine achtunggebietende Summe von Kenntnissen und ein ruhiges, besonnenes Urtheil. Auch ließ seine äußere Tournüre Nichts zu wünschen übrig. Melanie vollends erschien dem jungen Enthusiasten im Licht einer himmlischen Verklärung. Jedes Wort, das von ihren Lippen tönte, klang seinem Ohr wie Musik; jeder Zug ihres Wesens begeisterte ihn. Nur ab und zu schien ein unergründliches Etwas in ihren Augen zu lodern, das ihn beunruhigte. Es war wie das Aufblitzen einer lange und mühsam unterdrückten Leidenschaft, wie das Durchschimmern einer zweiten, wahreren Natur, die sich hinter

dem, was sie für die Regel zeigte, verborgen hielt. Dabei konnte er sich nicht verhehlen, daß um den schwellenden Mund, so mild und echt weiblich er lächelte, ein Hauch von Sinnlichkeit schwebte, der, namentlich wenn sie gedankenlos auf die Worte ihres Bräutigams lauschte, einen bezaubernd dämonischen Charakter annahm. Eine Zeit lang schienen ihm diese Beobachtungen den himmlischen Glanz des bewunderten Bildes ein wenig zu trüben; bald aber sagte er sich, daß er nur falsch gesehen und ausgelegt habe. Es ist nur ihre Leidenschaftlichkeit, sprach er zu sich selbst, ihre auf's Höchste gesteigerte Fähigkeit zu lieben, die mir aus dem Rahmen dieses sonst so sanften Wesens herauszutreten scheint.

Die kleine Gesellschaft tafelte außergewöhnlich lange. Edmund, der durch eine allzu lebhafte Bethätigung seiner Sympathie für das junge Mädchen nicht zu Verstimmungen Anlaß geben wollte, hatte sich mit dem Bräutigam in ein eifriges Zwiegespräch vertieft, das zuletzt sein volles Interesse in Anspruch nahm. Er bewunderte den scharfen, Alles zersetzenden Verstand des jungen Franzosen und die Leichtigkeit, mit der er die schwierigsten Verhältnisse in klarer Darstellung zu entwickeln wußte. Zuletzt verfiel die Rede auf den unglücklichen Polen, der sich aus Liebe zu Melanie hatte ertränken wollen.

Edmund fühlte sich hier einigermaßen verletzt, als Theodor durch eine bezeichnende Geste zu verstehen gab,

er halte den Menschen für irrsinnig. Lief es denn so ganz und gar dem gesunden Verstande zuwider, den Verlust eines Mädchens wie Melanie nicht überleben zu wollen?

Melanie saß unterdessen wie träumend da und leerte, augenscheinlich ohne es zu wissen, ein Glas nach dem andern. Ihre Wangen rötheten sich; ihre Lippen zitterten, als ob sie unverstandene Worte murmelte. Dann strich sie sich wieder hastig über die Stirn und spielte wie geistesabwesend mit den Früchten, die sie in reicher Auswahl auf ihren Teller gelegt, aber bis zur Stunde noch kaum gekostet hatte.

Alles dies, so geringfügig es an sich scheinen mochte, berührte den jungen Mann wunderlich. Die Gestalt Melanie's gewann in seinen Augen etwas Geheimnißvolles, Unenträthseltes, und erst als er an die Worte Schopenhauer's gedachte, daß alles Schöne ein Mysterium sei, fand er sein inneres Gleichgewicht wieder.

— Sie sind glücklich, sagte er zu Theodor, als er ihm beim Abschied die Hand reichte. Wenn ich so meine Einsamkeit gegen Ihre rosige Zukunft halte, so möchte ich neidisch werden. Ich bin eine ehrliche Natur, drum sage ich Ihnen das gerade heraus. Ich hoffe, Sie verstehn mich nicht falsch.

— Es ist keine Gefahr, lachte der Ouvrier, sichtlich erfreut. Zur Eifersucht habe ich wenig Talent.

Auch Melanie reichte ihrem neuen Freunde die Hand. Es war eine wunderbar süße und doch fast schmerzliche Empfindung für Edmund, als er den Druck ihrer weichen Finger fühlte. Die stumme Sprache dieses Händedruckes schien ihm so viel zu sagen, weit mehr als die rosigen Lippen, die ihm für seine Gefälligkeit dankten und gute Nacht wünschten. Aber es war keine freudige Verheißung, die ihn durchbebte. Melanie, hold und freundlich wie sie war, schien mit dieser Vertraulichkeit nur zu bestätigen, was Theodor ausgedrückt hatte, wenn er sagte: Es ist keine Gefahr. — Trotz Deiner Liebenswürdigkeit und Deines sprudelnden Geistes fürchten wir nicht, daß Deine Gesellschaft unser Einvernehmen zu stören vermöchte, selbst dann nicht, wenn Du die Thorheit begingest, Dich in mich zu verlieben! — Und außerdem schwebte noch etwas über dieser Minute des Abschieds, etwas unbeschreiblich Wehmüthiges, das den Dichter lebhaft an den Augenblick erinnerte, da Melanie sich so jählings über die Stirn gestrichen . . .

— Gute Nacht! sagte er, wie zerstreut . . . Dann eilte er schnell die Treppe hinan und warf sich erschöpft in den Sessel, der am Kamin stand. Nach einer Weile ward auch drüben Licht. Er sah Melanie eintreten, den Hut abnehmen und rasch den Laden vorschieben. Mit beiden Händen bedeckte er sein fieberglühendes Antlitz; nur mit Mühe hielt er die Thränen zurück.

———

Edmund war von jetzt ab in der kleinen Crêmerie täglicher Gast. Sein ernstes, träumerisches Wesen, das gleichwohl für fremde Interessen leicht zugänglich war, schien dem jungen Ouvrier ausnehmend zu behagen und bald entwickelte sich eine herzliche Freundschaft, die auf Seiten Edmund's nur durch eine gewisse innerliche Befangenheit getrübt wurde. Melanie's erklärter Bräutigam war eben trotz aller Bemühungen der Vernunft eine Persönlichkeit, der er wesentlich anders gegenüber stand, als einem Unbetheiligten. Was half es auch, daß er sich zu täuschen suchte? Die anfangs rein künstlerische und selbstlose Sympathie für Melanie ging von Tag zu Tag entschiedener in eine leidenschaftliche Liebe über, deren ganze Tonart freilich durchweg an jene erste Bewunderung anklang. Edmund erblickte in Melanie die reichste Erfüllung alles Dessen, was sein Herz jemals von Schönheit und beglückender Weiblichkeit geträumt hatte. Er empfand es als eine schmerzliche Fügung des Schicksals, daß ihm dieses Ideal seiner Sehnsucht nur gezeigt wurde, um ihn fühlen zu lassen, daß es ihm ewig verloren sei: aber dennoch beugte ihn diese Liebe nicht wie der Fluch eines Unglücks zu Boden; sie erhob ihn vielmehr und erschloß seiner Brust ungeahnte Quellen der Schöpferkraft. Melanie ward seine Muse; jeder Blick ihrer glänzenden Augen schlug Funken der Poesie aus seiner Seele; jedes Wort ihres

Mundes formte sich ihm zur begeisternden Melodie. Der später so berühmt gewordene Liedercyklus „Am Seinestrand“ war gleichsam aus den Zügen Melanie's abgelesen, und die Heldin jener ergreifenden Novelle „Die Giebel der Cité“ erborgte ihre wesentlichen Züge von der kleinen Ouvrière in der Rue de Buci.

Es schien, als ob Theodor den Seelenzustand des jungen Dichters halbwegs durchschaute; doch erkannte er gleichzeitig, daß hier ein anderer Maßstab angelegt werden müsse, als in hundert ähnlichen Fällen. Vielleicht war ihm der stille Cultus, der seiner Braut zu Theil ward, sogar schmeichelhaft; zumal das junge Mädchen durchaus zurückhaltend blieb und selbst mit solchen Freundschaftsbezeigungen kargte, die für erlaubt gelten. Der vertrauliche Händedruck, mit dem sie sich nach jenem sonntäglichen Ausflug von Edmund verabschiedet hatte, wiederholte sich nur noch einmal; dann vermied sie es sichtlich, auch nur in Versuchung zu kommen. Edmund ward durch diese Reserve in seiner idealistischen Verehrung nur noch bestärkt; denn es lag hier zweifelsohne das ernste Bestreben vor, gewisse Schranken zu ziehen, — nicht etwa eine kokette Berechnung.

So verstrichen drei Wochen. Der Dichter gestaltet sich sein Glück oft aus Voraussetzungen, die den Alltagsmenschen in Verzweiflung brächten. Auch Edmund

hatte nach und nach die Bitterniß, die ihm zu Anfang noch so häufig die Seele füllte, siegreich verwunden und eine Welt des Glanzes und der Herrlichkeit aufgebaut, die keinen Schmerz kannte. Melanie war die Sonne dieses geistigen Universums; ihr mildes, geheimnißvolles Wesen durchleuchtete und erwärmte Alles mit dem Strahle der Schönheit.

Niemals hatte Edmund das junge Mädchen allein gesehen. Es wäre ihm fast wie ein Unrecht an Theodor vorgekommen, hätte er diese Gelegenheit aufsuchen wollen. Und doch verlangte es ihn so stürmisch, dem Wesen, das er vergötterte, wenigstens Einmal flüchtig zuzuraunen, was ihn so mächtig erfüllte! Er wollte ja nicht um sie werben, nicht von Liebe reden; es galt nur, die phantastische Verehrung, die sein Herz erfüllte, in ein Wort des Entzückens, des Gebetes zu kleiden.

Von diesen Gedanken bewegt, schlenderte er eines Tages unter den Kastanien der Sternwarte einher. Es war der klarste, herrlichste Apriltag, der jemals über Paris aufgegangen. Die beiden Thürme von Saint Sulpice ragten so scharf aus dem fernen Häusermeer, der Himmel strahlte so meerblau und wolkenlos, daß unser Freund sich trotz der ernsten Arbeit, die auf ihn harrte, nicht entschließen konnte, in die quetschende Enge der Rue de Buci zurückzukehren. Mit schwärmerischem Wohlgefühl schaute er in das grüne Laub, das der Frühling erst vor

wenigen Tagen herausgelockt hatte, und je voller das Behagen an der neu erwachten Natur in ihm aufblühte, um so ruhiger und freundlicher dachte er über sein Schicksal. War er nicht zu beneiden? Wer besitzt die Schönheit mehr, derjenige, der ihr süßes Geheimniß zu deuten weiß, dem die Seele bei ihrem Anblick hundert wonnige Melodien tönt, oder derjenige, der sie äußerlich erobert, ohne ihren vollen Werth zu begreifen? Und es lag klar zu Tage: Theodor, so aufrichtig er seine Braut lieben mochte, begriff nicht entfernt, welchen Schatz des Himmels er sein nannte! Edmund fühlte etwas wie Andacht, wie Dank gegen die Vorsehung, die ihn so reich mit der Weihe der echten Poesie begnadet hatte. Nicht um ein Königreich hätte er mit Theodor tauschen mögen. Nur Eins schmerzte ihn, was ihn schon so oft geschmerzt hatte, daß Melanie, die Holde, Angebetete, vielleicht nie erfahren sollte, wie unaussprechlich er sie vergötterte.

Da stand sie plötzlich vor ihm, als sei sie aus dem Boden gewachsen. Sie erröthete über und über; in holder Verwirrung streckte sie ihm die Hand entgegen, — seit Wochen zum ersten Mal. Wieder fühlte er den Druck dieser weichen, schwellenden Finger, und wie ein elektrischer Schlag zuckte es durch seine Nerven. Kaum der Sprache mächtig, fragte er sie, was sie zu so ungewohnter Stunde hierher führe.

— Eine Bestellung, sagte sie zögernd. Ich muß hinaus bis an die Nähe der Bannmeile.

— So begleite ich Sie, rief Edmund lebhaft. Dann, über seine eigene Kühnheit erschrocken, fügte er eine Entschuldigung bei.

— Sie sind so gütig, versetzte Melanie, fast gerührt. Wenn es Ihnen Freude macht, so kommen Sie immerhin.

Und somit schritten sie weiter in der Richtung der Sternwarte.

Die Straßen wurden immer breiter und öder. Zuletzt bog das Mädchen nach einer zierlichen Villa ein, die fast versteckt zwischen Bäumen und Strauchwerk abseits vom Wege lag.

— In fünf Minuten bin ich wieder zur Stelle, sagte sie, schalkhaft durch's Gitter grüßend.

Edmund hatte ihr unterwegs die gleichgültigsten Dinge erzählt. Und sie war so freundlich gewesen! Warum konnte er's nicht über's Herz bringen, ihr wenigstens ein einziges Wort zu sagen, das ihm die Seele erleichterte? Es sollte ja wahrlich kein Verrath an Theodor sein, kein Wort, das ihr reines, himmlisches Wesen entwürdigte...

Während er noch hierüber nachdachte, kam sie zurück.

— Was fehlt Ihnen? fragte sie zutraulich. Sie schauen so ernst drein.

Der Ton ihrer Stimme goß ihm neues Leben in die Adern.

— Ich dachte an Sie, versetzte er bebend. Freilich, — es vergeht keine Stunde, keine Minute, daß ich nicht Ihrer gedächte.

— Wie so das? fragte sie fast mechanisch.

— Oh, Fräulein Melanie, gab er zurück, Sie ahnen nicht, was Sie mir sind, wie tief, wie unaussprechlich ich Sie verehre... Sie falten die Brauen, Sie zürnen mir? O, verstehen Sie mich nicht falsch, mein Fräulein... Ich bin nicht wie die Andern... nicht wie so Viele... Ich weiß, Sie sind Braut und Sie lieben Ihren Bräutigam; aber, was ich für Sie empfinde, das hat Platz selbst neben der Liebe eines Verlobten. Sie sind das Ideal meines Lebens, Sie haben meiner Existenz erst den wahren, höheren Werth verliehen. Ich bete Sie an, wie man eine Heilige anbetet.

Sie war todtenblaß geworden. Wie geistesabwesend streckte sie die rechte Hand aus; ihre zuckenden Lippen suchten vergeblich nach Worten. Dann verhüllte sie ihr Antlitz.

— Das ist zu viel, stöhnte sie überwältigt.

— Ich Unglücklicher! flüsterte Edmund; ich habe Sie gekränkt, beleidigt . . .

Sie sah ihn an. Es war ein Blick voll milder, herzlicher Zuneigung, voll Theilnahme, beinahe voll Mitleid.

— Nein, o nein, sagte sie ruhig, Sie haben mich nicht gekränkt; aber ich verdiene es nicht, daß ein so großes und edles Herz . . .

Edmund unterbrach sie.

Vollenden Sie nicht, rief er hastig. Was ist die Schöpfung neben dem Schöpfer, was ist das Auge gegen die Sonne? Und doch ja, Sie haben Recht, ich bin stolz darauf, daß ich so groß von Ihnen zu denken weiß, daß ich so tief und beglückend für Sie empfinde. Das Auge, das die Sonne bewundert, muß sonnenhaft sein.

— Ach, mein Freund, sagte Melanie, schmerzlich bewegt, wie beneide ich Sie! Ein reiner Geist wie der Ihre begnügt sich mit der Fülle seines Innern. Er umkleidet die Dinge, die er sieht, mit dem goldenen Glanz, der aus dem eigenen Gemüth quillt; er bedarf keines Glückes, das außer ihm ruht. Wer so genügsam, so groß, so in sich vollendet sein könnte!

— Und sind nicht auch Sie glücklich? fragte Edmund verwundert.

Sie zögerte einen Augenblick.

— Nein! versetzte sie mit dem Ausdruck unsäglicher Traurigkeit.

— Nein? wiederholte Edmund. Aber ist man nicht glücklich, wenn man liebt?

Melanie senkte, von flammender Röthe bedeckt, den Blick zu Boden.

— Sie werden das nie begreifen, denn Ihre Natur ist von der meinigen so verschieden, wie der Tag von der Nacht. Sie haben es nie gekannt, jenes gräßliche Gefühl der Oede, der ungestillten Sehnsucht, des rasenden Verlangens nach Glück... Doch was rede ich da!... Ja, ja, man hat ja zuweilen solche Einfälle, selbst wenn man Braut ist und seinen Bräutigam liebt. — Und wahrlich, fügte sie nach einer Pause hinzu, ich liebe und achte meinen Bräutigam von ganzem Herzen.

Das klang so aufrichtig, so ungekünstelt. Edmund vermochte nicht aus ihr klug zu werden. Aber weit entfernt, in ihrer Seltsamkeit einen fremden Zug zu erblicken, galt ihm das gerade für einen Beweis tiefinnerlicher Seelenverwandtschaft. Er kannte sie nur allzu gut, diese fiebernde Sehnsucht, und erst jetzt, seit Melanie wie ein neues Gestirn in sein Leben getreten war, erst jetzt hatten jene unbestimmten Regungen eine feste Gestalt gewonnen.

Melanie war augenscheinlich bemüht, den Eindruck, den ihr Benehmen und ihre Worte auf Edmund hervorgebracht hatten, hinwegzuscherzen. Er seinerseits vergaß schneller als sie voraussetzen mochte. Das Bild, das er von Melanie in der Seele trug, war bereits zu klar und vollständig ausgemalt, als daß sich so rasch etwas Wesentliches daran hätte ändern können...

Am Thore des Jardin du Luxembourg trennten sie sich.

— Erwähnen Sie unsere Begegnung nicht bei Theodor, sagte sie, Abschied nehmend.

Edmund nickte. Dann sah er ihr nach, wie sie hastigen Schritts durch den Garten wandelte und an den grotesken Göttern und Göttinnen vorüber die jenseitige Pforte erreichte.

Als Melanie verschwunden war, machte Edmund Kehrt, um von Neuem die Kastanien des Observatoriums aufzusuchen. Sein Herz war so voll, er hätte in dem Gewühl der Menschen zu ersticken geglaubt. Da hörte er, nur wenige Schritte abseits, ein heimliches Lachen, hohl und klanglos wie das Rasseln einer zerbrochenen Glocke. Er blickte auf und gewahrte den Polen, der ihn mit einem breiten Grinsen fixirte und dann nickte, als ob er sagen wollte: Heuchle nur nicht, ich habe Alles gesehen!

Edmund hatte sich um den Menschen, der tagtäglich seinen regelmäßigen Platz in der Crêmerie einnahm, bisher nur wenig gekümmert. Sein Anblick erfüllte ihn stets mit einer Reihe peinvoller Bilder und ein gewisses psychologisches Reinlichkeitsgefühl ließ ihn solche Störungen möglichst vermeiden. Von Melanie wußte er, daß der Pole trotz wiederholter Andeutungen nicht zu bewegen war, seinen Stammtisch in der Crêmerie aufzugeben. Schon vor längerer Zeit hatte Theodor, des unerquick-

lichen Gastes müde, eine andere, entlegenere Garküche aufgesucht; aber am zweiten Tage war auch der Pole zur Stelle, so daß man die Zwecklosigkeit dieses Wechsels einsah und wieder nach der Rue de Buci übersiedelte. Im Uebrigen fiel der Pole nicht ernstlich zur Last. Er sprach nie eine Silbe, sondern starrte nur dumpf vor sich hin oder heftete den Blick wie geistesabwesend auf Melanie, selbst wenn diese ihm den Rücken kehrte. Auch Edmund war niemals mit dem seltsamen Menschen in Berührung gekommen. Jetzt aber eilte Monsieur Pierre auf ihn zu, als ob er einen alten Bekannten sähe, und murmelte mit einem unbeschreiblich boshaften und hämischen Ausdruck:

— Nun, Monsieur, eine Promenade gemacht? Schönes Wetter heute, sehr schönes Wetter!

Der Ton seiner Stimme würde unsern jungen Freund unter andern Umständen provocirt haben. Wie die Dinge lagen, empfand er nur Mitleid. Er konnte es nicht über's Herz bringen, den Unglücklichen schroff abzuweisen. So gab er denn eine gleichgültige, aber höfliche Antwort.

— Sie sind wohl weit draußen gewesen? forschte der Pole, immer dichter herantretend ... Draußen an der Bannmeile ...? Ja, ja, man läßt sich dergleichen nicht entgehen, und Fräulein Melanie ist so liebenswürdig, — so über alle Beschreibung liebenswürdig!

Sein grimmiges Lachen gab diesen Worten eine widerliche Bedeutung.

Edmund war unschlüssig, ob er nicht doch die Unterredung abbrechen sollte; aber das Wesen des Polen begann jetzt sein Interesse zu erregen. In dem Flammenblick dieser lauernden Augen lag eine ganze Welt von Leidenschaft. Und wahrlich, es schienen keine guten Geister zu sein, die dieses gespenstische Feuer anfachten. Vielleicht gelang es ihm, den finstern Grübler von der Thorheit seiner ganzen Haltung zu überzeugen; vielleicht bedurfte es hier nur eines milden, freundschaftlichen Wortes, um eine vernunftgemäßere Stimmung anzubahnen. Er beschloß dieses Wort zu wagen, selbst auf die Gefahr hin, Hohn und Verachtung zu ernten.

— Mein Herr, sagte er fest, ich weiß nicht, was Sie mit diesem eigenthümlichen Lobspruch, der in diesem Tone fast wie Ironie klingt, bezwecken mögen. Soviel ist sicher, daß ich Fräulein Melanie hochschätze und jede Beleidigung, die ihr widerfahren kann, wie ein Bruder mitempfinde . . .

— Und die Beleidigungen und Kränkungen, die Fräulein Melanie austheilt, fragte der Pole schneidig, empfinden Sie die auch mit, Monsieur l'Allemand?

— Oh, ich verstehe Sie, gab Edmund zurück; Ihr Schicksal ist mir nicht unbekannt; aber gleichwohl finde ich Ihre Auffassung seltsam, um nicht mehr zu sagen.

Ein Mädchen, das Sie nicht liebt, weil ihr Herz einem Andern gehört, beleidigt und kränkt Sie? Wahrlich, eine kühne Verdrehung der Rechtsbegriffe! Ich gebe Ihnen zu, daß es ein Unglück ist, ein unermeßliches Unglück, ein Mädchen wie Melanie zu begehren, ohne Erhörung zu finden: aber was das Schicksal fügt, muß ertragen werden, — ohne Groll, ohne Haß, ohne thörichte Selbstverblendung.

— Ja, ja, ich weiß, versetzte der Pole, Ihr Deutschen verlangt es so, und ich selbst war anfänglich von Eurer sentimentalen Krankheit angesteckt. Das edle Fräulein wird's Ihnen erzählt haben... Wenn ich nicht ersoffen bin wie eine Ratte, so war es nicht meine Schuld, das mag Gott wissen. Aber es hat 'nicht sein sollen, und wie ich da auf dem schaurigen Lager in der Morgue wieder zu mir kam und mir die Qualen ins Gedächtniß zurückrief, die mich an den Rand der Brücke getrieben, und mir die Verzweiflung ausmalte, die mich durchras'te, als ich so in die Tiefe sank: da schwur ich mir, die Komödie aus einem andern Gesichtspunkt ins Auge zu fassen und Haß mit Haß zu vergelten. Sehen Sie, Monsieur, das ist jetzt meine Lebensaufgabe. Ich hasse das Mädchen, das mir das Herz vergiftet hat, mit aller Kraft meines Wesens, und Tag und Nacht sinne ich, wie es mir gelingen möge, sie so recht elend zu machen. Auch den Menschen hasse

ich, den Theodor ... Ah, Monsieur, Sie wissen nicht, wie ich hasse!

— Sie reden im Fieber, sagte Edmund, von heimlichem Grausen ergriffen.

— Oh, ich bin sehr klar bei Vernunft, lachte der Pole, indem er den schäbigen Hut ins Gesicht drückte. Wenn Sie nicht allzufrüh in Ihre Heimath zurückkehren, hoffe ich Ihnen Beweise zu liefern... Sehen Sie, Monsieur, ich könnte mir ja die erste beste Fleischeraxt nehmen und die beiden Verräther, wenn sie zu Tische kommen, niederhauen, wie ich es oft draußen in den Abattoirs gesehen habe; aber das wäre zu gnädig, Monsieur, viel zu gnädig. So ein Axthieb muß angenehm kitzeln im Vergleich mit dem, was mir seit Monaten das Herz zerfrißt. Nein, Monsieur, wir übereilen uns nicht. Eine dunkle Ahnung sagt mir, daß der Tag kommen wird, an dem ich den Becher der Rache bis zur Hefe trinken kann, und es wäre Schade um meinen göttlichen Durst, wenn auch nur ein Tropfen darin bliebe.

— Wahnsinniger! schrie Edmund außer sich, indem er den Polen wüthend am Arm packte; ich werde Sie den Gerichten überantworten! Man wird Sie wie ein reißendes Thier hinter Schloß und Riegel setzen!

— Lächerlich, sagte der Andere kalt, indem er sich losmachte. Was ich hier ohne Zeugen zu Ihnen geredet habe, würde selbst dann nicht ausreichen, wenn man die

Drohung für Ernst nähme. Mein Wort gilt so viel wie das Ihre.

— Aber Sie haben im Ernst geredet! In so teuflischem Tone scherzt man nicht.

— Freilich, freilich, lachte der Pole, und es thut ja Nichts, wenn Sie's dem Fräulein und ihrem sauberen Kameraden wieder erzählen.

— Ich werde mich hüten.

— Ganz wie Sie wollen. Vielleicht bin ich so wie so bei Ihnen an die beste Adresse gelangt. Denken Sie, ich bin blind? Nun, das ist wenigstens Eine Freude, denn ich verabscheue den Menschen wie eine höllische Natter.

— Ich verstehe Sie nicht.

— Die liebe Unschuld! Aber freilich, die Unschuld sitzt nur auf den Lippen; was da im Auge funkelt, spricht eine ganz andere Sprache. Es ist wohl Zufall, daß Sie an der Seite von Mademoiselle die halbe Rive gauche durchwandert haben?

— Reiner Zufall, erwiderte Edmund, der sich nur noch mühsam beherrschte. Und wäre es selbst Absicht gewesen, hätte ich Ihnen Rechenschaft abzulegen?

— Mir? Gott behüte! Ich habe nicht mitzureden. Aber Monsieur Theodor... Und das freut mich! Das ist der erste Tropfen Balsam, der auf meine verlechzende Zunge fällt.

Sie waren unter diesem aufgeregten Zwiegespräch bis etwa in die Mitte der Anlage gekommen, die den freien Platz vor dem Jardin du Luxembourg einnimmt. Edmund machte jetzt Halt.

— Ich kann diese Unterredung nicht fortsetzen, sagte er mit zornbebender Stimme. Sie beleidigen ein Mädchen, das ich auf's Höchste schätze und verehre, das auch Sie einst geliebt haben... das Sie noch lieben... Es ist unfaßlich, wie ein Mensch so tief, so namenlos tief sinken mag! Gehen Sie Ihrer Wege, Monsieur Pierre, und verschonen Sie mich ein- für allemal mit Ihrer Gesellschaft! Ihr Unglück hat meine volle Theilnahme; aber Ihre Bosheit, Ihre Wuth, Ihre verleumderische Rachsucht verachte ich.

— Verachte ich, wiederholte der Pole gleichgültig. Noch vor einem Jahre hätte das Blut gefordert... Jetzt frage ich nicht darnach. Ich verachte mich selbst, die ganze Welt, ich verachte die Verachtung... Aber merken Sie wohl auf! Wenn mich gewisse Spuren nicht täuschen, wenn ich mich auf dem richtigen Wege befinde, so... werden Sie von mir hören. Inzwischen verrennen Sie sich noch tüchtig in Ihre... uneigennützige Freundschaft... Verlieben Sie sich, — wissen Sie, so, daß Ihnen der Athem ausgeht, daß Sie nicht leben und sterben können! Ist es denn anders möglich? Kann man denn Melanie sehen und ihre Stimme hören, ohne den Verstand zu

verlieren? Also verlieben Sie sich! Ich werde dann auch Sie hassen, und wenn es dann wahr ist, was ich ahne... Verlieben Sie sich!

Er schlug ein helles Gelächter auf und eilte mit beiden Händen winkend dem Boulevard Saint Michel zu. Edmund ließ sich, von hundert Gefühlen bestürmt, auf der nächsten Bank nieder und versank in ein dumpfes Dahinbrüten.

Vier Wochen später saß Edmund, der seit geraumer Zeit den vollen Fleiß wieder gefunden hatte, an seinem Pult und war bemüht, einige Fragmente aus dem altprovençalischen Roman „Girart de Rossilhon" ins Deutsche zu übertragen. Da klopfte es heftig an seine Thür, und noch bevor er „Herein!" gerufen, trat Monsieur Theodor in augenscheinlicher Erregung über die Schwelle.

— Um Vergebung, sagte er hastig; können Sie mir eine Viertelstunde lang Gehör schenken?

— Mit Vergnügen.

Theodor setzte sich, während Edmund ans Fenster trat und seinen unerwarteten Gast mit verwunderten Blicken musterte.

— Ich komme, um Ihren Rath zu erbitten, begann der Ouvrier nach einer Weile. Sie haben die Güte gehabt, sich für Melanie und mich zu interessiren. Wir halten große Stücke auf Sie, und ich bin überzeugt,

Ihrem Einfluß wird es gelingen, der phantastischen Thörin die rechten Pfade zu weisen. Das Mädchen hat sich nämlich die verrücktesten Dinge in den Kopf gesetzt. Sie bringt mir Ideen zu Markt, an denen alle Gründe der gesunden Vernunft abprallen, wie der Pfeil von dem Panzer. Ich habe Ihnen schon erzählt, daß meine Stellung sich seit ehvorgestern bedeutend verbessert hat. Der erste Gehülfe ist abgegangen, und wenn ich auch noch nicht definitiv an seinen Platz aufgerückt bin, so beziehe ich doch schon jetzt das volle Gehalt, und die Stelle ist mir so gut wie gewiß. Wollen wir nun, so können wir in längstens einem Vierteljahr heirathen, und ich glaube, Sie werden nicht zweifeln, daß dieser Wille bei mir gründlich vorhanden ist.

Edmund war bleich geworden. Er hatte das Alles längst vorausgesehen; aber wie es nun so unmittelbar an ihn herantrat, erregte es ihn doch mehr, als er sich selber bekennen mochte. Er faßte sich indeß und sagte so ruhig als möglich:

— Es wäre wunderbar, wenn es anders wäre.

— Es ist aber anders, — nämlich bei ihr! Sie ist freundlich und liebevoll wie je; sie nennt mich mit hundert Schmeichelnamen, aber sie beschwört mich hoch und theuer, ihr noch ein Jahr Aufschub zu gönnen. Denken Sie sich, Monsieur, ein Jahr! Ich glaube, ich würde verrückt, wenn ich mir diesen Termin so ohne jeden

vernünftigen Grund, so rein um einer Weiberlaune willen aufoktroyiren ließe!

— Sie wird sich schon in das Unvermeidliche finden, sagte Edmund, die Blicke zu Boden senkend. Schließlich haben doch Sie das entscheidende Wort zu sprechen.

— So scheint es; aber die Art und Weise, wie sie bittet und bettelt, und die Hartnäckigkeit, mit der sie taub ist gegen Alles, was ich vorbringen mag, flößt mir ernste Bedenken ein. Stellen Sie sich vor: Gestern Abend am Quai... Wir gingen noch ein Stündchen, um Luft zu schöpfen; was meinen Sie, was sie thut? Wie ich von Neuem in sie dringe und sie thöricht schelte, fällt sie mir in Krämpfe und liegt mir wie todt im Arme! Kaum zu sich gekommen stöhnt sie: Es geht nicht! — und: Du mußt mir's zu Liebe thun —, bis ich, nur um dem Jammer ein Ende zu machen, mein Wort verpfände, während der nächsten vier Wochen nicht wieder von der Sache zu reden. Nun, ich will's ihr halten, aber in der Zwischenzeit möcht' ich Sie bitten, ihr einmal gehörig Moral zu predigen. Es ist geradezu lächerlich! Wenn's die Leute erfahren, werd' ich verhöhnt wie ein dummer Junge. Bei uns in Frankreich nimmt man dergleichen weniger sentimental, als im Lande der blonden Gretchen.

— Aber wie können Sie denken, warf Edmund ein, daß sie mir, dem Fremden, leichter Gehör schenken wird, als ihrem Verlobten?

— Warum nicht? Ihre Rede wirkt jedenfalls überzeugender, denn Sie sind nicht Partei, wie ich; Sie haben kein Interesse daran, daß sie von ihrer Thorheit bekehrt werde. Kurz, ich bitte Sie, die nächste Gelegenheit vom Zaune zu brechen. Ich denke, wir machen wieder einmal einen Ausflug nach Saint Cloud oder nach Asnières. Der Mai geht ohnehin wie im Traum vorüber, eh' man ihn recht genossen hat, und draußen im Grünen ist das Herz empfänglicher...

— Wie Sie meinen, stammelte Edmund. Ich gestehe Ihnen, daß die Mission, die Sie mir auftragen, nicht die erquicklichste ist.

— Mag sein, aber um so aufrichtiger will ich's danken. Nicht wahr, Sie versprechen mir's?

— Wenn Sie glauben, daß dies der richtige Weg ist...

— Der einzige, der mir bleibt, sagte Theodor aufstehend. Ich komme, Sie abzuholen... Auf Wiedersehen!

Von dem herrlichsten Wetter begünstigt, trat die kleine Gesellschaft zur festberaumten Stunde ihre sonntägliche Wanderung an. Schon im Coupé entwickelte sich eine so lebhafte und fröhliche Unterhaltung, daß Theodor den geheimen Zweck dieser Ausfahrt ganz zu vergessen schien. Nur die Erwähnung des Polen, der die Wirthin

des Tags zuvor in einer etwas räthselhaften Weise apostrophirt hatte, warf einen Schatten in diese wolkenlose Heiterkeit.

Der Park von Saint Cloud stand jetzt im vollsten Flor seiner Lenzespracht. Die steinerne Warte, die man zuerst aufsuchte, glich dem phantastischen Sitz einer Waldfee. Rings der köstlich schwellende Rasenteppich, der sich durch die großen Avenuen bis in die dämmernde Ferne verlor; am Rande dieses Teppichs die majestätischen Buchen und Linden, deren Colonnen sich immer dichter und dichter zusammendrängten und so, an den Hügeln hinanklimmend, jenes wunderherrliche Festkleid woben, das die Seine-Ufer so lieblich macht. Drunten aber im Thale breitete sich unabsehbar die Zweimillionenstadt aus. Wie blaugraue Nebelgebilde stiegen die Silhouetten des Pantheons, des Saint-Jacques-Thurms und der Notredamekathedrale aus dem bräunlichen Dunst auf, und weiter nach links, von dem vollen Glanz der Sonne bestrahlt, ragte der Koloß des Triumphbogens, von hier fast zierlich zu schauen, halb umringt von den dunklen Massen des Boulogner Gehölzes.

Die Gesellschaft trat an den Rand der Brustwehr, die den freien Platz vor dem Thurme einfriedigt, und blickte gedankenvoll in die Tiefe.

— Ce cher Paris! sagte endlich die Crêmeriewirthin mit einem etwas gekünstelten Seufzer; on y revient toujours!

Melanie stand noch immer schweigend, die Hände im Schooß gefaltet. Auf ihrem Antlitz lag der Ausdruck einer unendlichen Trauer.

— Was hast Du? fragte Theodor mit ängstlicher Theilnahme; Du erbleichst, Du leidest?

— O nicht doch, wehrte Melanie, indem ihr das helle Blut in die Schläfen schoß; ich dachte nur, wie fromm und ruhig hier die Riesenstadt im Schimmer der Maisonne liegt, während ihr Inneres so grau'nhaft von Stürmen aller Art zerfleischt und zerrissen wird. Wer ahnt hier das Jauchzen und Lachen und Weinen, die Qual und die Wonne, die fiebernde Leidenschaft und das duldende Elend? Ach, warum kann dies schöne, friedliche Bild nicht wahr sein?

— Du schwärmst wieder, lachte Theodor mit einem Blick auf Edmund. Wir fahren ins Grüne, um den Lärm der Straßen für ein paar Stunden los zu werden, und hier draußen angelangt, hast Du nichts Besseres zu thun, als Dich in die Dumpfheit Deiner Rue de Buci zurückzuträumen!

Die Crêmeriedame und ihr würdiger Eheherr waren inzwischen von der Brüstung zurückgetreten und schickten sich jetzt, in Schlachtordnung aufgestellt, zum Gehen an. Der Gatte bot seiner Gattin mit behäbigem Schmunzeln den Arm, der in gleicher Weise acceptirt wurde.

Theodor wußte es so einzurichten, daß Melanie und

Edmund dem würdigen Paare voranschritten, während er selber an der Seite des galanten Monsieur François verblieb.

— Sie werden nun bald am Ziel Ihrer Wünsche sein, begann Edmund, als sie sich hinlänglich von der übrigen Gesellschaft entfernt hatten.

— Wie so, mein Herr?

— Sie werden heirathen.

— Wer sagt das?

— Seltsame Frage! Sind Sie nicht verlobt, und hat Ihr Verlobter nicht Alles das erlangt, was er zur Verwirklichung seiner Wünsche bedarf?

Melanie schritt eine Zeit lang schweigend neben ihm her.

— Ich durchschaue Sie, sagte sie endlich; er selbst hat Sie beauftragt, mit mir zu reden.

— Welch' ein Gedanke!

— Es ist so. Ihr diplomatisches Talent bedarf noch der Uebung.

— Nun, und wenn ich thatsächlich in seinem Auftrag spräche...?

— So würde ich Ihnen genau dasselbe erwidern, was ich ihm gesagt habe... oder nein, ich würde Ihnen mehr sagen.

— Sie sprechen in Räthseln.

— Ich bin mir selber ein Räthsel. Nur so viel sehe

ich klar, daß es mir vorläufig unmöglich ist, Theodor's Frau zu werden.

— So haben Sie aufgehört, ihn zu lieben?

— Nein; wenn ich ihn jemals geliebt habe, so liebe ich ihn heute wie einst.

— Wenn Sie ihn jemals geliebt haben...! Das lautet beinahe wie...

— Oh, Sie irren. Ich fühle in der That mehr für ihn als für Andere.

— Das ist viel und wenig gesagt. Ich gestehe Ihnen offen, daß ich aus Ihrem ganzen Wesen nicht klug werde. Ein Mädchen, das seinen Bräutigam liebt, kann nur Einen Wunsch hegen: so rasch als möglich seine Frau zu werden.

— Sehr wohl! Und da ich dies nicht wünsche, so schließen Sie daraus, daß ich meinen Bräutigam nicht liebe... Ich wiederhole Ihnen, Sie irren. Hat Theodor Ihnen auch Alles gesagt? Hat er Ihnen erzählt, daß ich einwillige, seine Frau zu werden, sobald er sich entschließen kann, Paris zu verlassen und eine Stellung in der Provinz zu suchen...?

— Nein, erwiderte Edmund, davon hat er mir Nichts gesagt.

— Also kennen Sie nicht einmal die Sachlage.

— Ich kenne sie jetzt. Gestatten Sie mir die Bemerkung, daß mir eine solche Vorschrift die Befugnisse

einer Braut zu überschreiten scheint. Theodor hat hier sein sicheres Einkommen: weßhalb soll er das Gewisse für das Ungewisse aufopfern, weßhalb soll er die Annehmlichkeiten der Großstadt dahingeben, um die engen Verhältnisse eines Nestes wie Nîmes oder Montpellier dafür einzutauschen?

— Weil ich Paris hasse; weil die Luft dieser Stadt mir die Seele vergiftet...

Edmund lächelte.

— Ich bitte Sie, welche Phantasmen! Sie wohnen da ruhig in der Rue de Buci und bekommen von dem eigentlichen Paris nur das zu sehn, was Sie zu sehn wünschen. Sie können künftighin noch zurückgezogener, noch einsamer leben. Wahrhaftig, mein Fräulein, das Ganze klingt mehr wie das Echo eines Romans...

— O, Sie kennen mich nicht, unterbrach ihn Melanie leidenschaftlich. Ich bin eine Ouvrière, und meine Verhältnisse sind schlicht und ärmlich, aber Sie ahnen nicht, was ich unter dieser Beschränkung leide. Ewig verurtheilt zu sein, den Glanz, die Herrlichkeit, den Genuß, den Taumel aus der Ferne zu sehn, und nie, nie mit vollem Herzen daran theilnehmen zu dürfen, das ist eine Tortur, die ich nicht zu ertragen weiß...

Edmund blickte ihr staunend ins Antlitz. Welche Sprache! Welch' ein dämonisches Zittern der Stimme! Ein unbehagliches Gefühl legte sich ihm wie ein jäher

Druck auf die Brust; aber vor dem Glanz ihres Auges schwand die Beklemmung dahin, und ihr Antlitz erschien ihm unter dem Hauch dieser seelischen Gluth nur schöner und liebreizender. Er hatte längst die Fähigkeit verloren, das Idealbild Melanie's, wie er's im Herzen trug, zu ergänzen oder gar abzuändern.

Melanie war über ihre eigenen Worte erschrocken. Sie blieb stehen.

— Lassen Sie uns warten, sagte sie umblickend. Ihre Obliegenheit haben Sie ja erfüllt, und im Uebrigen fürchte ich Sie zu langweilen.

— Melanie! rief der junge Mann vorwurfsvoll.

Sie warf ihm einen mitleidigen Blick zu und bot ihm dann vertraulich die Rechte.

— Verzeihen Sie mir! sagte sie fast demüthig.

Der Rest des Tages litt unter dem Druck einer gewissen Verstimmung. Theodor hatte sich alsbald an Edmund herangedrängt und erfahren, wie wenig der Freund ausgerichtet. Auch Melanie war nachdenklich, so daß die Crêmerie-Dame die Kosten der Unterhaltung fast allein trug. Lange vor Dunkelheit trat man den Heimweg an.

Drei Tage später schritt Edmund über das Boulevard du Temple, als sich plötzlich eine Hand auf seine Schulter legte.

Hastig umblickend, gewahrte er den Polen, der ihn verständnißvoll angrinste und ihm bedeutete, mit ihm zu kommen.

— Was wünschen Sie? fragte Edmund zögernd.

— Ein Viertelstündchen Ihrer kostbaren Zeit. Ich habe Neuigkeiten von ihr . . .

— Von wem?

— Heucheln Sie doch nicht so! Als ob ich nicht wüßte, daß auch Sie wahnsinnig in das Mädchen verliebt sind!

— Ich muß Sie bitten . . .

— Keine Phrasen, mein Herr! Wollen Sie, oder wollen Sie nicht?

Edmund hätte sich gern von dem unsympathischen Menschen losgerissen, aber die Erwähnung Melanie's bannte ihn, und fast willenlos machte er Kehrt. Ja, selbst dann vermochte er nicht zu rebelliren, als der Pole mit einer gewissen cynischen Vertraulichkeit seinen Arm in den seinigen legte und ihn „guter Freund“ anredete.

— Nämlich, mon cher, begann der Slave nach einer etwas mystisch gefärbten Einleitung, wenn ich Ihnen das jetzt erzähle, so geschieht es nur, um Sie vorzubereiten. Dem Monsieur Theodor dürfen sie keine Silbe mittheilen; ihm soll es möglichst aus heiterm Himmel über den Hals kommen. Ihr Ehrenwort, mein Herr, daß Sie schweigen werden!

— Wenn ich nicht wüßte, daß Sie Melanie gegenüber der gröbsten Verleumdungen fähig sind, könnte Ihre Rede mich aufregen . . .

— Ihr Ehrenwort! wiederholte der Pole. Ob ich verleumde oder nicht, das ist zunächst gleichgültig. Sie werden sich früh genug überzeugen, daß ich die Wahrheit rede.

— Gut denn, ich verpflichte mich bei meiner Ehre, Ihre Mittheilungen geheim zu halten. Sprechen Sie!

Der Pole grinste wieder, drückte den Hut in den Kopf und begann mit einem gespenstischen Flüstern:

— Mich wundert, daß gerade ich diese Spuren entdecken muß, während Sie ungleich näher an der Quelle sitzen. Mademoiselle wohnt Ihnen schräg gegenüber — Haben Sie denn keine Augen im Kopf, oder wie geht das zu?

— Wovon reden Sie?

— Eh bien, das Haus hat zwei Eingänge, den Haupteingang von der Rue de Buci, und ein Seitenpförtchen in der engen, finstern Nebenstraße, die schon nach acht Uhr Abends so ausgestorben ist, wie andere Straßen um Mitternacht...

— Nun, und was soll das?

— Sehr einfach. Mademoiselle Melanie kommt den Abend um acht oder neun Uhr nach Hause und geht ein durch die Hauptpforte in der Rue de Buci. So nach

elf aber, wenn Alles entschlummert ist, schleicht sie nicht selten unbemerkt durch das Seitenpförtchen ins Freie.

— Unmöglich! Das ist eine schamlose Lüge!

Der Pole lachte wild auf.

— Es ist noch kein Jahr her, raunte er dem jungen Dichter ins Ohr, da hätten Sie mir wegen dieser „schamlosen Lüge“ vor die Kugel gemußt. Aber Sie wissen ja, ich bin so gut wie ein todter Mann, und wie ich neulich die Achseln zuckte, so auch jetzt. Nennen Sie mich einen Feigling: ich bleibe so kalt und gelassen, als ob Sie mir einen fröhlichen Nachmittag wünschten... Was aber die Sache betrifft, so trete ich mit großem Vergnügen den Beweis der Wahrheit an. Wollen Sie mir heute oder morgen oder übermorgen die Ehre geben?

— Sobald Sie wollen, rief Edmund im Tone einer unerschütterlichen Ueberzeugung. Wenn Sie nicht lügen, so irren Sie sich, Sie müssen sich irren!

— Ich irre mich nicht, sagte der Pole ruhig. Noch kenne ich allerdings nicht das Ziel ihrer nächtlichen Wanderungen, aber daß sie gerade kein Bethaus besucht, das, dächte ich, liegt auf der Hand.

— Kein Wort mehr! rief Edmund außer sich. Ich kann es nicht dulden, daß Sie das herrlichste Geschöpf unter der Sonne so schändlich verunglimpfen.

— Morgen denken Sie vielleicht anders. Wo treffen wir uns?

— Wo Sie wollen. Ich bin in der That begierig, wie sich Ihr Hirngespinnst auflöst.

— Ich werde Sie heute Abend Punkt zehn Uhr auf der Neuen Brücke erwarten. Alles Weitere verspare ich mir.

Edmund hatte die Stunden bis zu dem verabredeten Rendezvous in einer nicht eben glücklichen Stimmung zugebracht. Der Gedanke, daß ein Mensch, und noch dazu ein Mensch wie dieser Pole, es wagen mochte, Melanie zweideutig zu belächeln, war für seine ganze Gemüthsverfassung so unerhört, daß alles Kämpfen um das verlorene Gleichgewicht erfolglos blieb. Nicht als ob er ernstlich gezweifelt hätte: nein. Aber wie die Blasphemie den Gläubigen verletzt, obgleich er weiß, daß die Gottheit durch die Lästerrede nicht gekränkt werden kann, so fühlte sich auch das Gemüth unseres jungen Freundes durch die Erwägung getrübt, daß Melanie's Bild nicht überall in dem Glanz jener überschwänglichen Herrlichkeit strahlte, die ihn so unwiderstehlich verzaubert hatte. Manchmal war ihm zu Muthe, als handle er verächtlich, indem er auf die herausfordernde Ladung des Polen eingehe: dann aber sagte er sich, es sei Pflicht, selbst da Aufklärung zu suchen, wo noch kein Mißtrauen vorwalte. Wer konnte wissen, ob ihm nicht später einmal die Erinnerung an jenes Zwiegespräch auf dem Boulevard wie ein quälender

Vorwurf auf das Herz fiel? Nein, er mußte sich Gewißheit verschaffen, absolute, mathematische Gewißheit, daß der Pole gelogen.

Schlag zehn Uhr trat er auf die Brücke. Am Standbild Heinrich's des Vierten fand er seinen Mann bereits vor. Der flackernde Schimmer der Laternen, der auf das bleiche, verstörte Gesicht bebte, lieh ihm einen unheimlichen, fast todtenkopfähnlichen Ausdruck.

— Es ist noch früh, sagte der Pole; wir können hier noch eine Viertelstunde auf- und abschlendern.

Edmund willigte mit einem stummen Kopfnicken ein. Der Pole machte ein paar Schritte, um dann links an der Brüstung stehen zu bleiben.

— Da, schauen Sie her! rief er mit halb unterdrücktem Lachen; hier habe ich mein Salto mortale gemacht. Es war ein tüchtiger Sprung, und ich glaube, ich bin bis nahezu auf den Grund gekommen.

Edmund schüttelte sich. Die Stimme des Menschen klang so verzweiflungsvoll höhnisch, daß er am liebsten gleich wieder umgekehrt wäre. Diese schneidige Selbstverachtung, diese Wuth, diese Hoffnungslosigkeit war nicht zu ertragen.

— À propos, begann der Slave, als Edmund keine Antwort gab, auf Eins muß ich Sie noch aufmerksam machen: Mademoiselle promenirt nur einige Mal in der Woche. Es sind jetzt vierzehn Tage her, daß ich das

Geheimniß entdeckt habe. Erst dreimal sah ich sie während dieser Zeit hinaushuschen; es wäre also möglich, daß wir diesmal vergeblich warteten, obwohl ich gerade heut' allen Grund habe, das Gegentheil anzunehmen.

— Ah, geht das Lied jetzt aus dieser Tonart? fragte Edmund spöttisch; dacht' ich's doch, daß die Klauseln hinten nach kommen würden.

— Ich verwahre mich für den Fall, daß Mademoiselle heute nicht... ihren Tag haben sollte. Uebrigens wiederhole ich Ihnen, aller Voraussicht nach wird unsere Bemühung von Erfolg gekrönt sein. Heute vor acht und vor vierzehn Tagen ist sie gewandert, also schließe ich, daß sie auch heute wandern wird.

— Wandern? Was nennen Sie wandern?

— Ich nenne so, was ich nicht anders zu bezeichnen weiß. Später finde ich vielleicht einen bessern Ausdruck. Zur Zeit habe ich keine Ahnung, wo Mademoiselle diese nächtlichen Stunden verbringt. Es ist ja möglich, daß sie bei einer guten Freundin die Trauerspiele des Corneille und die Pensées des Pascal liest; es ist auch denkbar, daß sie eine entfernte Verwandte pflegt, die in regelmäßigen Zwischenräumen von einem schleichenden Fieber befallen wird...

— Genug, wir werden ja sehen, unterbrach ihn Edmund mit eisiger Kälte. Ich bin wirklich begierig, was ich demnächst von Ihnen zu halten habe.

Langsam schritten sie nun am Quai hin und bogen endlich in die schmale Rue Bonaparte ein, deren Läden und Magazine bereits sämmtlich geschlossen waren. Auf mannigfachen Umwegen gelangten sie in jene einsame Seitenstraße. Dort faßten sie hinter einem vorspringenden Hause Posto und harrten der Dinge, die da kommen sollten.

Es wurde stiller und stiller. Selbst in der benachbarten Rue de Buci war der sonst so lebhafte Wagenlärm seit lange verstummt; nur die Besucher der Kaffeehäuser und die Stadtsergeanten belebten noch das hellerleuchtete Pflaster. Hier hinten im Carrefour herrschte dagegen eine öde, schweigsame Dämmerung. Edmund empfand ein heimliches Frösteln und als es jetzt von den Thürmen der Saint-Sulpice-Kirche elf Uhr schlug, ohne daß sich irgend etwas geregt hatte, sprach er dem Polen die Absicht aus, auf eine weitere Fortsetzung des unerquicklichen Scherzes Verzicht zu leisten.

Noch ehe indeß der Angeredete etwas erwidern konnte, öffnete sich, etwa dreißig Schritte von dem Standort der beiden Lauscher entfernt, geräuschlos ein Pförtchen. Eine tiefverschleierte Frauengestalt schloß in Eile hinter sich zu und schritt dann, ohne umzublicken, durch das Gäßchen an den beiden Männern vorüber, die sich fest an die Wand drückten.

Edmund erkannte den grauen Regenmantel, den

Melanie an jenem ersten Abend getragen hatte, als er sie in das Zimmer eintreten sah. Von Schreck und Ueberraschung fast gelähmt, ergriff er den Polen hastig beim Arme und raunte mit tonloser Stimme:

— So wahr ich lebe, sie ist's. Kommen Sie, wir müssen enträthseln, was dieser nächtliche Gang zu bedeuten hat.

Der Pole stieß ein triumphirendes Kichern aus und beeilte sich, dem jungen Dichter zu folgen. Melanie schritt durch die Rue de Seine nach dem Pont des Arts. Edmund's Herz ward von unsäglicher Angst ergriffen. Er entsann sich jetzt, daß er diesen Mantel, außer in jener Nacht, niemals an Melanie wahrgenommen. Manchmal wollte es ihm scheinen, als sei die Gestalt zu groß; aber eine innere Stimme rief ihm zu, daß er sich täusche. Wenn das Mädchen dann eine Bewegung machte, die ihm so recht klar bewies, daß alles Zweifeln hier zwecklos sei, dann zuckte er zusammen, als habe ihn eine Viper gestochen, und fast von Sinnen, preßte er leidenschaftlich den Arm seines Begleiters, der immer vergnüglicher dreinschaute, und immer teuflischer grinste und lächelte.

Auf der Jenseite des Stromes angelangt, eilte die Nachtwandlerin auf einen der bereitstehenden Wagen zu, öffnete mit raschem Griffe den Schlag und gab dem Kutscher die Weisung. Die Pferde griffen

aus, und noch ehe die beiden Männer ein Fuhrwerk besteigen konnten, war die Droschke in der winkeligen Umgebung der Rue de Rivoli verschwunden.

— Wir sind zu spät, sagte der Pole, aber fassen Sie sich in Geduld! Ehe acht Tage vergehen, werde ich das Versäumte nachholen. Offen gestanden, es ist mir so lieber. Ich möchte, daß auch er im entscheidenden Augenblick dabei wäre. Ich liebe diesen Monsieur Theodor zu glühend, als daß er eine so denkwürdige Scene versäumen dürfte.

Edmund starrte sichtlich kämpfend zu Boden.

— Und Sie täuschen sich doch! rief er endlich. Was hier auch vorliegen möge, so viel bin ich gewiß, daß Melanie vor der Enthüllung ihres Geheimnisses nicht zu erröthen braucht. Sie sollen sehen, wie schmachvoll Sie die Reinheit ihres Wesens beleidigt haben, wenn Sie glauben konnten ... Pah, ich mag den Gedanken nicht ausdenken!

Der Pole zog die Brauen in die Höhe und wiegte mit einem Ausdruck von Ueberlegenheit das bleiche, unsympathische Haupt.

— Kommt Zeit, kommt Rath, sagte er. Inzwischen vergessen Sie nicht, daß Sie mir Schweigen gelobt haben. Warten Sie ruhig ab; ich werde im geeigneten Moment von mir hören lassen.

— Wie Sie wollen.

— Schlafen Sie wohl und träumen Sie von Mademoiselle... Sie wird heute allerdings keine Zeit finden, Ihre Artigkeit zu erwidern.

Hiermit eilte er zurück über den Pont des Arts, während Edmund noch weiter ostwärts bis zur Neuen Brücke schritt und dann den Heimweg durch die Rue Dauphine antrat. Zu Hause angelangt, schlichtete er den verworrenen Aufruhr seiner Empfindungen durch ein weihevolles Lied, das er rasch, wie die Muse es ihm eingab, zu Papier brachte.

— Ja, verzeih mir, du Himmlische, murmelte er vor sich hin, als er die Feder weglegte, verzeih mir, daß ich einen Augenblick schwanken konnte! Nicht ich, jener verführende Dämon war es, der aus mir redete!

Und nun las er, was er geschrieben, erst leise und dann lauter und lauter, bis er zuletzt den Schlußversen die volle Kraft seines prächtigen Organs lieh... Und wie Orgeltöne klang es durch die stille, einsame Nacht...

Am Morgen des sechsten Tages empfing Edmund einen Stadtbrief, der folgendermaßen lautete:

Mein Herr!

Das Räthsel ist vollkommen gelöst. Wenn Sie mir die Ehre Ihres Besuchs schenken wollen — ich wohne Rue Grenelle Nummer 3 — so steht alles Nähere zu Ihrer Verfügung. Ich bitte Sie, meinen beneidens-

werthen Freund Monsieur Theodor von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen. Er kann mit uns Beiden gemeinsam dem Fest der offiziellen Enthüllung anwohnen. Am Besten holen Sie mich Freitag um elf Uhr Abends im Café de l'Université ab.

Genehmigen Sie die aufrichtigsten Grüße
Ihres ergebenen
P. Z.

Edmund hatte während der letzten Tage das junge Mädchen wiederholt in der Crêmerie gesehen und bei dem Anblick ihrer unbefangenen Heiterkeit seinen letzten Argwohn zum Schweigen gebracht. Um so stürmischer war die Wuth, mit der ihn jetzt dieses heimtückisch dunkle Schreiben erfüllte. Er war sich nicht klar darüber, daß der vornehmste Grund seiner Erbitterung in den neuerwachenden Zweifeln zu suchen war. Was man auch von dem Polen zu halten hatte, dieser Brief trug keineswegs den Stempel nichtiger Prahlerei; die Genugthuung einer hämischen Siegesfreude sprach vielmehr so unverkennbar aus jeder Zeile, daß es unsern Freund eiskalt überrieselte.

Eine Zeit lang maß er mit großen Schritten das Zimmer. Dann trat er zum Schreibtisch und warf zwei Zeilen auf einen Briefbogen:

— Erwarten Sie uns zur verabredeten Stunde im Café l'Université.

Das Billet wurde gefaltet und mit der Adresse versehen; dann stürmte Edmund ins Freie.

Wenige Minuten später hatte er die mechanische Werkstätte erreicht, wo Theodor arbeitete. Er ließ den Ouvrier ins Vorzimmer rufen und fragte ihn mit hastigen Worten, ob er gesonnen sei, ihn und einen Dritten, den er nicht nennen wolle, von elf Uhr ab auf einer nächtlichen Excursion zu begleiten. Es handle sich um wichtige Dinge, und er, Edmund, müsse sich schon jetzt über Theodor's Annahme oder Ablehnung Gewißheit verschaffen. In die Crêmerie werde er heute nicht kommen, aus verschiedenen Gründen, welche Theodor später begreifen solle.

Der Ouvrier war über die seltene Erregtheit seines Freundes im höchsten Grade erstaunt; doch sagte er bereitwillig zu; auch versprach er — wie Edmund dies kategorisch verlangte — seiner Braut gegenüber das tiefste Stillschweigen zu beobachten.

Es hatte eben erst zehn geschlagen, als Edmund und Theodor in das glänzend erleuchtete Café traten. Der Ouvrier war nicht fähig gewesen, seine fiebernde Ungeduld zu bändigen. Je länger er über Edmund's eigenthümliche Hast und Verworrenheit nachdachte, um so räthselhafter schien ihm das ganze Vorhaben. So stieg er denn bereits um halb neun die Treppen in dem wohlbekannten Haus der Rue de Buci hinauf. Er fand den

jungen Deutschen in einem Zustande, der nicht dazu beitrug, das Dunkel aufzuklären. Gleichwohl verweigerte Edmund jede Auskunft, und so blieb dem Franzosen Nichts übrig, als sich zu fügen. Beide sahen indeß mit gleicher Begierde dem entscheidenden Augenblick entgegen, und als ob sie den Gang der Dinge dadurch beschleunigen könnten, gingen sie schon lange vor der verabredeten Stunde nach dem Orte des Stelldicheins. Um drei Viertel auf elf erschien auch der Pole. Theodor und Edmund waren nicht wenig überrascht, die sonst so desolate Erscheinung in sorgfältiger Toilette zu erblicken.

— Es ist heute Festtag, sagte er schmunzelnd, da er Edmund's fragenden Blick bemerkte. Bon soir! Je vous salue! Sie entschuldigen doch, Monsieur Theodor, daß ich es gewagt habe, auch Sie zu diesem Rendezvous herzubitten?

— In der That, ich begreife nicht, was wir beide mit einander zu thun hätten, sagte Theodor stirnrunzelnd.

— Nur Geduld, mein Lieber! Ich stehe im Begriff, Ihnen einen großen Dienst zu leisten. Wenn Sie vernünftig sind, werden Sie mir aufrichtig danken.

— Ich verlange keine Dienstleistung.

— Nicht so stolz, mein Bester! Ich brauche nur ein Wort zu sagen, und Sie schauen ganz de- und wehmüthig drein. Was meinen Sie zum Beispiel, wenn ich

Ihnen die Versicherung gebe, daß Ihre Melanie sich auf sehr unmoralischen Abwegen befindet?

— Herr! — das werden Sie büßen! rief Theodor, nur mit Mühe seinen Zorn bewältigend.

— Büßen? Ich? Mich dünkt, Sie werden mehr büßen als meine bescheidene Persönlichkeit, die ja hier zunächst gar nicht ins Spiel kommt.

— Sie sind ein Schurke, ein Verleumder! raunte Theodor mit bebender Stimme.

Edmund suchte den Aufgeregten nach Möglichkeit zu beschwichtigen. Der Pole erwiderte die Schmähworte mit einem siegesgewissen Lächeln.

— Ich finde es sehr plump, sagte er, daß Sie so ohne Weiteres über mich herfallen, ohne mir auch nur die Möglichkeit eines Beweises zu lassen. Denken Sie, ich würde eine so vernichtende Behauptung aufstellen, wenn mir nicht Thatsachen vorlägen? Sie freilich wären im Stande, mich selbst für diese Thatsachen verantwortlich zu machen.

— Ich lasse mich auf keine Debatte ein, erwiderte Theodor, jählings erbleichend. Morgen sollen Sie meine Antwort haben.

— Morgen? lachte der Pole. Noch in dieser Nacht werden Sie eingestehen, daß Ihr Benehmen eben so thöricht als unhöflich war.

Theodor wollte etwas erwidern, aber Edmund, der eine fast unheimliche Ruhe bewies, hielt ihn zurück.

— Auch ich zweifle nicht, daß hier ein entsetzlicher Irrthum vorliegt, sagte er nachdrücklich; aber ehe die Sache entwirrt ist, müssen wir uns jedes Urtheils enthalten.

Der Pole hatte inzwischen einige Gläser Absynith geleert: der höhnische Zug, der um seinen Mund spielte, markirte sich immer deutlicher und herausfordernder.

— Ich liebe die Präcision, sagte er langsam. Also mit einem Wort: Mademoiselle Melanie ist eine gänzlich gesunkene Dirne. — Halb zwölf ist vorüber; lassen Sie uns jetzt aufbrechen, wir könnten sonst für heute zu spät kommen.

Er schritt voran; die beiden Freunde, sprachlos vor Angst und Entsetzen, folgten ihm in einiger Entfernung.

So erreichten sie nach langer Wanderung die Rue du Faubourg Montmartre. Vor einem dunklen fünfstöckigen Hause machten sie Halt. Der Pole klopfte dreimal fast unmerklich an die Thüre, die sich gleich darauf in den Angeln drehte.

— Vorsicht, meine Herren! flüsterte eine ängstliche Stimme, als sie in die Hausflur traten; ich könnte mein Bündel schnüren, wenn Madame erführe, wie schnöde ich sie betrogen habe.

— Keine Sorge, Mère Jeanne, versetzte der Pole, wir schleichen wie Katzen.

— Gott gebe, daß Alles gut geht! Ich kann mir keine Vorwürfe machen. Die Zeiten sind theuer, und zwanzig Napoleons verdient man nicht so im Handumdrehen. Wollen die Herren hier durch die Stube spazieren? Sie kommen gerade zur rechten Zeit: man ist beim Souper.

Die alte Pförtnerin schritt langsam voraus und erklomm unter wiederholten Mahnrufen zur Vorsicht die Treppe. Hier vernahm man bereits helles Lachen und Jubeln.

— Man scheint sehr aufgeräumt, sagte die Concierge, zu dem Polen gewendet. Tant mieux pour nous! Ich habe alle Möbel aus der Kammer geschafft, damit Sie sich im Dunkeln nicht stoßen. Sie überschauen so den ganzen Salon.

Theodor und Edmund hatten ihre Arme krampfhaft in einander geschlungen. Sie wagten kaum zu athmen, denn die Wahrscheinlichkeit, daß der Pole seine Behauptung vertreten werde, stieg wie ein riesiges Gespenst in immer grauenvolleren Dimensionen vor ihrem Inneren empor.

Die Concierge hatte ihre Sache in der That vortrefflich gemacht. Theodor und Edmund konnten zugleich in den glänzend erleuchteten Raum schauen, der eine jener bacchantischen Scenen darbot, wie sie in Paris nicht zu den Seltenheiten gehören. Um einen reich besetzten

Tisch waren zehn oder zwölf Personen versammelt. Eine stattliche Dame von etwa dreißig Jahren präsidirte. Dicht neben ihr saß ein junger Mann, dessen Auge von wahnsinniger Leidenschaftlichkeit blitzte. Er hatte die rechte Hand auf die volle Schulter der schönen Präsidentin gelegt, während er mit der Linken das schäumende Glas ergriff, um es auf Einen Zug hinunter zu stürzen. Auch im Uebrigen war die Gesellschaft augenscheinlich paarweise abgetheilt. Edmund's Blick suchte mit fiebernder Hast das Antlitz Melanie's. Der Kammerthüre fast den Rücken kehrend, lehnte da eine zierliche Gestalt in leichter, verführerischer Gewandung. Ihr weißer Nacken glänzte wie Marmor. Ein Mensch, dessen ganze Erscheinung den Südländer verrieth, saß ihr vertraulich zur Seite. Jetzt beugte er sich vor und drückte auf die schneeige Schulter einen langen, brennenden Kuß. Das Mädchen wandte lachend das Haupt und versetzte dem feurigen Anbeter einen Schlag mit dem Fächer. Es war Melanie.

In demselben Augenblick fühlte sich Edmund heftig am Arme gefaßt.

— Kommen Sie! sagte Theodor mit dumpfer Grabesstimme; wir haben genug gesehn! Die Elende! Kommen Sie!

— Edmund folgte ihm willenlos. Es war ihm mit einem Male so kalt und öde und leer um's Herz! Er hätte sich am liebsten zu Boden geworfen wie ein

Mensch, dem alle Lebenskräfte versagen; er hätte entschlummern mögen, um nie wieder aufzuwachen.

— Eh bien, Messieurs! begann der Slave, als die Hausthüre sich hinter ihnen geschlossen hatte.

— Ich danke Ihnen, versetzte Theodor mit zuckender Lippe. Sie haben mich vor einem großen Unheil bewahrt. Wenn Sie mich noch aufrichtiger verpflichten wollen, so lassen Sie uns jetzt allein. Ich bitte darum.

— Gern, mein Theurer, lachte der Pole. Noch Eins glaube ich bemerken zu sollen. Mademoiselle ist erst als Ihre Braut in diese Bahn des Verderbens gerathen. Vorher war sie rein und fleckenlos; und wahrlich, Monsieur, wäre sie meine Braut gewesen, ich hätte sie besser gehütet. Das Schicksal wollte es nicht; es hat uns alle elend gemacht, und kein Jammern und Winseln bessert das Unabänderliche. Nur Ein Gedanke erfüllt mich mit Stolz und Genugthuung: Auch Sie, um den die wahnwitzige Thörin mich verschmäht hat, auch Sie werden nun vergeblich nach ihrem Besitz schmachten; auch Sie werden empfinden, was es heißt, mit einem Herzen voll Weh und Liebe entsagen zu müssen.

Mit diesen Worten verschwand er in der nächtlichen Dämmerung. Theodor aber warf sich dem Freund stöhnend ans Herz und weinte wie ein Kind.

———

— Was nun? rief Edmund, als Theodor sich einigermaßen beruhigt hatte.

— Ich muß sie sprechen! rief der Ouvrier leidenschaftlich. Ich muß ihr sagen, wie glühend ich sie verachte. Sie soll wenigstens vor mir zittern und in den Staub sinken! Gütiger Gott, wie ist das Alles möglich? Wie konnte ich so blind sein und das verlorenste Geschöpf unter der Sonne für einen Engel halten? Ich Thor, ich blinder, fluchwürdiger Thor!

— Und Sie wollen hier auf sie warten?

— Ja, mein Freund, und sollte ich die ganze Nacht auf der Lauer stehen. Es ist nicht nur um ihretwillen; ich möchte auch dem Schurken, der ihr zur Seite saß, ein freundschaftliches Wort mit auf den Weg geben.

— Ich fürchte, Sie sind zu aufgeregt, um ein solches Rencontre wagen zu dürfen. Ich beschwöre Sie!... Soll zu all dem Elend noch eine unbesonnene That kommen?

— Ohne Sorge, mein Freund, ohne Sorge, knirschte Theodor, gewaltsam an sich haltend; ich will dem Schurken nur die Faust ins Gesicht legen und ihn einen ehrlosen Hund nennen . . .

— Und dann?

— Und dann der niedrigen Dirne, die mich verrathen hat, den Rest meiner Liebe zu Füßen werfen und sie anspeien wie eine Aussätzige.

— Das dulde ich nicht!

— Wie?

— Ich halte das für unwürdig. Lösen Sie das Verhältniß ohne alles Aufsehen. Schreiben Sie ihr meinetwegen, was Ihnen gutdünkt, aber vergessen Sie nicht, daß dieses Antlitz Ihnen einst mehr galt als Licht und Leben . . .

Die beiden Freunde schritten während dieses Zwiegesprächs langsam die Straße auf und ab. Endlich gelang es den fortgesetzten Bemühungen Edmund's, seinen Begleiter wenigstens so weit zu beschwichtigen, daß keine ernstliche Unbesonnenheit zu befürchten war. Nur von dem Gedanken einer persönlichen Begegnung mit Melanie und jenem unbekannten Cavalier wollte er sich nicht abbringen lassen.

Gegen halb drei öffnete sich die Pforte, und die fröhliche Zechgesellschaft eilte unter Lachen und Scherzen ins Freie. Ein paar flüchtige Worte des Abschieds; dann zerstreute man sich nach allen Richtungen.

— Dort! Das ist sie, flüsterte Theodor seinem Begleiter ins Ohr. Der Bube verläßt sie noch immer nicht! Kommen Sie, ich ertrag' es nicht länger!

Er zog den jungen Deutschen in stürmischer Hast mit sich fort. Wenige Minuten später hatten sie das Paar erreicht. Theodor eilte voraus und vertrat ihnen dann plötzlich den Weg.

— Halt! rief er mit höhnisch gellender Stimme.

Ein wilder Aufschrei von den Lippen Melanie's war die Antwort.

In demselben Augenblick hatte der unbekannte Liebhaber ein blitzendes Dolchmesser gezogen.

— Aus dem Weg'! rief er trotzig.

— Oh, Sie täuschen sich, lachte Theodor bitter. Ich bin kein Straßenräuber. Die Dame da kennt mich. Also hinweg mit Ihrer Waffe!

Er hatte bei diesen Worten den Unbekannten rasch beim Arme gepackt. Ein Druck seiner straffen Muskeln, und das Messer fiel klirrend zu Boden.

— So, und nun werde ich dieses Mädchen nach Hause begleiten.

— Ich rufe um Hülfe, ächzte der Amoroso.

— Wenn Sie einen Laut von sich geben, schlage ich Ihnen den Schädel entzwei. Danken Sie Ihrem Schicksal, daß ich Sie nicht längst erwürgt habe wie einen räudigen Wolf. Fort, sage ich, oder Sie sind des Todes!

— Gehen Sie, stammelte Melanie, ich fürchte mich nicht. Da ist ja auch Monsieur Edmund, mein Freund, der mich beschützen wird.

Edmund war jetzt in der That zu der aufgeregten Gruppe herangetreten. Er sagte dem Fremden ein paar beschwichtigende Worte, die im Verein mit den Drohungen Theodor's die gewünschte Wirkung erzielten. Der Cava-

lier machte Kehrt und überließ Melanie seinem wuthentbrannten Rivalen.

Eine Zeitlang schritten die Drei lautlos neben einander her. Es war, als ob das unerhörte Ereigniß alle Empfindungen gelähmt habe. Endlich begann Theodor zähneknirschend:

— Fluchwürdige Schlange! Darum also sträubtest Du Dich, einem ehrlichen Burschen zum Altare zu folgen! Oh, ich blöder, hündischer Thor, daß ich diese Bosheit, diese niederträchtige Lüge nicht seit lange durchschaute! So lohnst Du mir meine Liebe? So trittst Du mein Herz in den Koth, Du verächtliches, schmachbedecktes Geschöpf?

— Mein Herr, sagte Melanie trotzig, ich dulde keine Beleidigung! Mögen Sie über mich denken was Ihnen beliebt: Ihre Schmähreden weise ich bündig zurück. Wir sind ein- für allemal geschieden, also steht Ihnen kein Recht zu, mich irgendwie zur Verantwortung zu ziehen.

— Aber um Himmels willen, sagte Edmund, dem noch Alles wie ein Traum vorkam, begreifen Sie denn nicht, daß Sie ihm den Dolch der Verzweiflung ins Herz gedrückt haben? Waren Sie nicht seine Braut? Haben Sie ihn nicht auf die grauenvollste Weise betrogen?

Der brennende Vorwurf, der aus Edmund's Worten und mehr noch aus dem Klang seiner Stimme sprach, erschütterte sie. Von Schmerz und Scham überwältigt,

brach sie in Thränen aus. Als sie ruhiger geworden, sagte sie mit ernster Gleichmüthigkeit:

— Es ist nicht zu ändern. Ich mußte so handeln. Aber wahrlich, es war nicht Mißachtung Theodor's, wenn ich nicht längst das Band, das uns verknüpfte, mit jähem Griff auseinander riß. Ich wußte, daß er mich liebte; ich war ihm dankbar dafür und konnte es nicht über's Herz gewinnen, ihm dieses Weh zu bereiten. So zögerte ich Tag um Tag, und je mehr ich mich sträubte, um so klarer erkannte ich, wie treu und innig er mir zugethan war. Hier in Paris, dem Schauplatz meiner Sünden und Thorheiten, konnte ich um keinen Preis die Seine werden, selbst wenn ich mein nagendes Gewissen beschwichtigt hätte. So drängte ich ihn denn, weit hinwegzuziehen von dieser tollen, rasenden Babel. In der Stille der Provinz mochte ich vielleicht Genesung hoffen von dem Wahnsinn, der mich beherrschte... Er hätte dann nie erfahren, wie schmachvoll ich ihn gekränkt, und Alles wäre vielleicht gut geworden, wenigstens für ihn... Aber so... Ich klage nicht! Es ist besser, daß die Enthüllung jetzt kam, als wenn sie uns später überrascht hätte... Und ich fühle es, sie wäre nicht ausgeblieben.

Sie hatte sich während dieser Rede immer nur zu Edmund gewandt. Jetzt legte sie sanft die Hand auf seine Schulter und fuhr in unsäglicher Trauer fort:

— Wie das Alles gekommen ist? Fragen Sie nicht!

Ich selbst begreife nur halb, was mich in diesen Strudel hineinreißen konnte. Ein wildes Verlangen nach Glück, nach Befriedigung, ein unersättlicher Drang, den Zauber des Lebens voll und ohne Beschränkung auszukosten, hat mich seit lange verzehrt... Ach, hätte ich vielleicht geliebt... aber für Theodor empfand ich nur Freundschaft, keine Liebe! Mein Herz war so öde, so hohl! Ich war so namenlos unglücklich!

Am Pont Neuf angelangt, machte sie Halt.

— Hier trennen wir uns, sagte sie tonlos. Es widerstrebt mir, an Ihrer Seite diese wohlbekannte Straße zu wandern... Ach, Monsieur Edmund, Alles wollte ich ertragen; aber daß Sie mich jetzt verachten und verabscheuen müssen, das wird mir das Herz brechen!

Mit diesen Worten eilte sie von dannen. Die beiden Männer blickten ihr schweigend nach. Dann reichten sie sich traurig die Hände und schritten auf verschiedenen Wegen ihrem Heim zu.

Melanie war nicht in ihre Wohnung zurückgekehrt. Drei Tage später ward ihre Leiche in der Nähe von Auteuil aus dem Flusse gezogen.

Es ist Herbst. Durch die Grande Avenue der elyseischen Felder wogt der nachmittägliche Corso. In den Reihen der Fußgänger, die rechts und links das bunte Treiben der Equipagen einfriedigen, gewahren wir einen

bleichen Wanderer, der gesenkten Hauptes einherschreitet und für den Reiz des Lebens, das ihn so farbenprächtig umflirrt, weder Auge noch Ohr hat.

Plötzlich richtet er sich auf. Man hat seinen Namen gerufen. Und jetzt tönt es wieder: — Herr Edmund! Hier! So schauen Sie doch herüber!

Er wendet den Kopf. In einem reizenden Miethwagen erblickte er Monsieur Theodor an der Seite einer elegant gekleideten Dame.

— Hab' ich Sie endlich wieder? ruft Theodor, aus dem Schlag springend. Seit Monaten suche ich Sie durch ganz Paris, aber Sie haben sich gut versteckt, bei meiner Ehre! Kommen Sie, steigen Sie ein; ich mach' Sie mit meiner Braut bekannt. Ich hab' ihr bereits so viel von Ihnen erzählt, daß Sie sich als Freund der Familie betrachten dürfen.

Edmund wirft dem Mann einen trübseligen Blick zu. Dann grüßt er die Dame, und eh' er weiß, wie ihm geschieht, sitzt er neben ihr im Fond, während Theodor auf dem Rücksitze Platz nimmt.

— In vierzehn Tagen ist Hochzeit, sagt Theodor, dem Freunde die Hand schüttelnd. Denken Sie sich, welches Glück! Vor zwei Monaten hat Monsieur Fevrel, bei dem ich arbeite, ohne jede Vorbereitung das Zeitliche gesegnet, und da sein Erbe völlig auf mich und meine Rathschläge angewiesen war, so hielt es nicht schwer, ihm

Bedingungen aufzuerlegen, die mir jetzt eine brillante Existenz sichern. Ich bin so zu sagen der eigentliche Besitzer und habe dem Neffen nur eine kleine Tantième zu zahlen. Das nennt man Glück, nicht wahr, mein Verehrter? ... Aber um Himmels willen, was haben Sie die Zeit über getrieben? Sie sehen ja aus, als hätten Sie Tag und Nacht über Ihren Büchern gehockt.

— In der That, ich war sehr fleißig, erwiderte Edmund mit erzwungener Freundlichkeit. Dann versank er wieder in seine düstere Apathie. Theodor und das schöne Mädchen betrieben die Unterhaltung um so lebhafter, so daß er in seinen Betrachtungen kaum gestört wurde.

Wie war es möglich, daß dieser Mensch den Verlust eines Geschöpfes wie Melanie so schnell und so leicht überwunden hatte? Und wie hatte er sie verloren! Edmund schauerte tief innerlich zusammen. Das Alles schien ihm so räthselhaft, so wahnwitzig! Aber es war Thatsache: frisch und blühend saß Monsieur Theodor ihm gegenüber und warf seiner Françoise ganz dieselben verliebten Blicke zu, mit denen er einst um das Lächeln seiner Melanie geworben. Er, der eine vollberechtigte Hoffnung auf Melanie's Besitz genährt hatte, er war so leicht, so sieghaft aus der furchtbaren Katastrophe hervorgegangen, während Edmund, der doch von Anbeginn Verzicht leisten mußte, von dem Fluch eines unaufhör-

lichen Wehgefühls zernagt wurde und nicht wieder froh werden konnte! In demselben Augenblick, da Melanie in den Staub sank, stürzte auch das Ideal, zu dem er so gläubig gebetet hatte, und zerbarst in tausend klägliche Trümmer, die keine Macht der Erde wieder vereinigen mochte. Wie beneidete er diesen Theodor um die Kunst des Vergessens!

Die Fahrt ging ins Bois de Boulogne. Von den herbstlich angefalbten Zweigen fielen die ersten Blätter herab. Das Rollen der Räder vermischte sich mit den wehmuthsvollen Klängen einer fernen Musik. Durch Edmund's Gemüth zog es wie eine seltsam schwermüthige Klage, deren Sinn er jetzt erst völlig verstand:

O du Geheimniß, Ideal!
Weh, dreimal weh dem blinden Thor,
Der sich voll banger Sehnsuchtsqual
An dich und deinen Traum verlor!

Ach, keine Macht der Erde mehr,
Selbst nicht der Liebe frommer Strahl,
Heilt uns die Wunde, tief und schwer,
Die du geschlagen, Ideal!

Am Hochzeitstage Theodor's schlich Edmund hinaus nach dem Kirchhof von Mont Parnasse, wo man an entlegener Stätte der unglücklichen Melanie ein Grab bereitet hatte. Es dämmerte bereits, als er durch das eiserne Gitterthor schritt. Der Weg war ihm wohlbekannt.

Schon oft hatte er an diesem Hügel geweilt, aber noch nie mit so wühlendem Schmerz wie heute.

Der Kirchhof schien menschenleer; nur drüben, wo die einsamen Cypressen emporragten, war der Todtengräber an einer frischen Gruft beschäftigt.

Edmund stieg langsam bergan. Jetzt gewahrte er den stillen Raum, den er so manchmal mit Blumen geschmückt. Was war das? Eine dunkle Gestalt, im Schatten der sinkenden Nacht kaum noch erkenntlich, kniete hier an der Böschung und warf sich jetzt laut stöhnend über das Grab, als gälte es, die Todte aus dem Schlund der Tiefe heraufzuholen.

Edmund trat näher. Die Gestalt richtete sich auf. Er erkannte den Polen.

— Was suchen Sie hier? fragte Edmund tonlos.

— Melanie, gab der Pole zurück. Heute ist Hochzeit. Monsieur Theodor heirathet die schöne Françoise. Ich bin herausgekommen, um hier am Grab einen Bund zu schließen. Sehen Sie her, das ist der Trunk, den ich zur Feier des Festtags geleert habe.

Er reichte dem jungen Deutschen ein Fläschchen hin, in welchem sich der Rest einer weißlichen Flüssigkeit befand. Dann sank er von Neuem auf das Grab und schluchzte wie ein Kind.

— Gift! murmelte Edmund, indem er den Inhalt

des Fläschchens mit stieren Augen betrachtete. Und Sie haben sie wirklich geliebt?

Der Pole wandte den Kopf.

— Geliebt, wie nie ein Wesen auf Erden geliebt wurde. Hab' ich sie nicht getödtet?

Edmund bebte am ganzen Leibe.

— Getödtet, sagte er dumpf vor sich hin... Rückt mir ein wenig zur Seite, Kamerad; mich dünkt, hier ist Platz für Zweie...

Mit diesen Worten stürzte er den Rest der Phiole hinunter. Dann sank er auf's Grab und wühlte sich tief, tief in den thaufeuchten Boden ein.

— Holla, was gibt's hier? rief der Todtengräber, der jetzt mit großen Schritten herankam.

— Arbeit für Euch, guter Freund, lachte Edmund in hellem Wahnsinn.

Der Todtengräber schlug Allarm. Als man herzukam, hatte der Pole bereits seinen Geist ausgehaucht. Edmund starb wenige Stunden später in der Wohnung eines benachbarten Arztes.

Er wurde seinem letzten Wunsche gemäß auf dem Friedhofe vom Mont Parnasse neben Melanie zur ewigen Ruhe bestattet.

Ende des zweiten Bandes.

Leipziger Vereinsbuchdruckerei.



